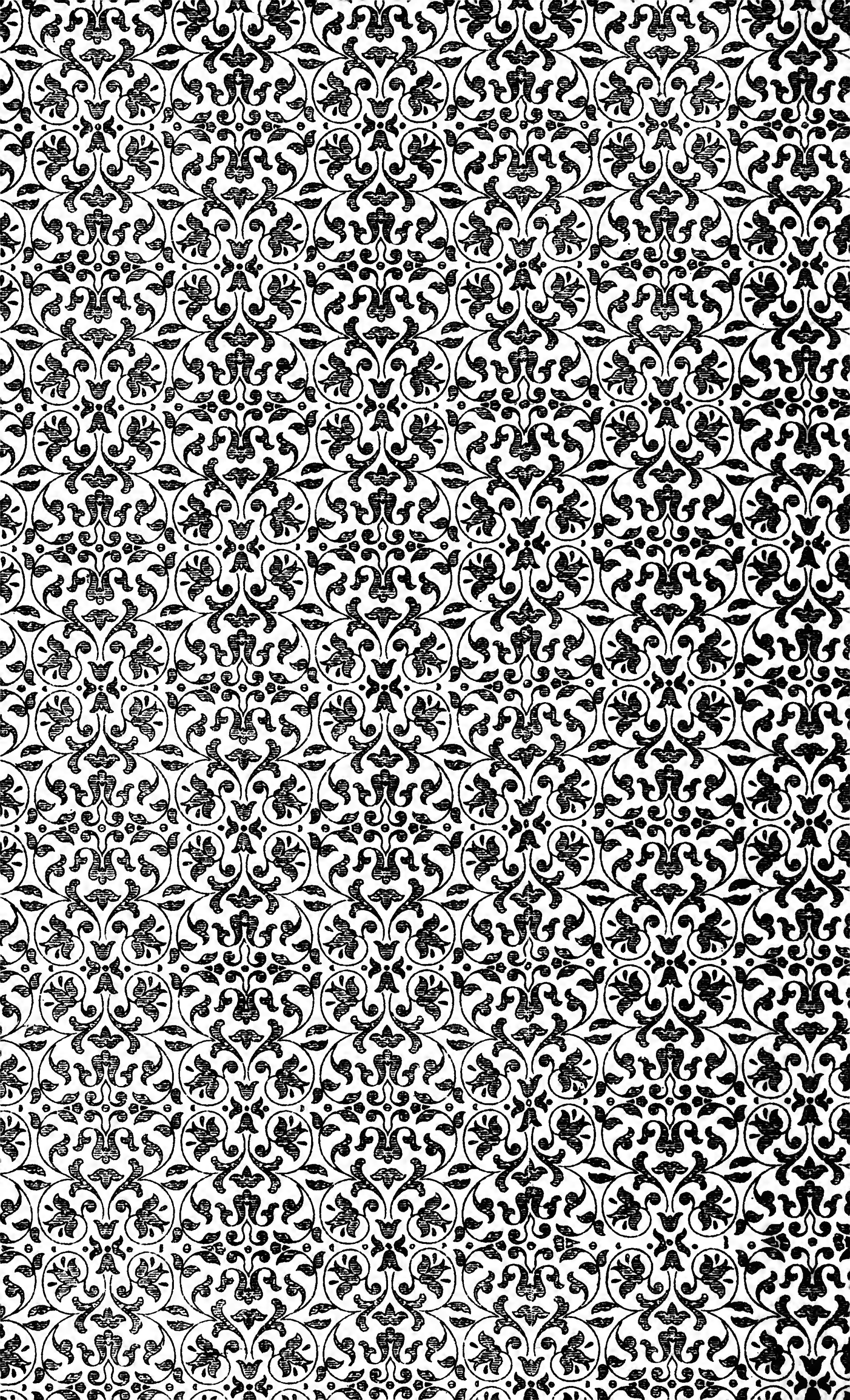
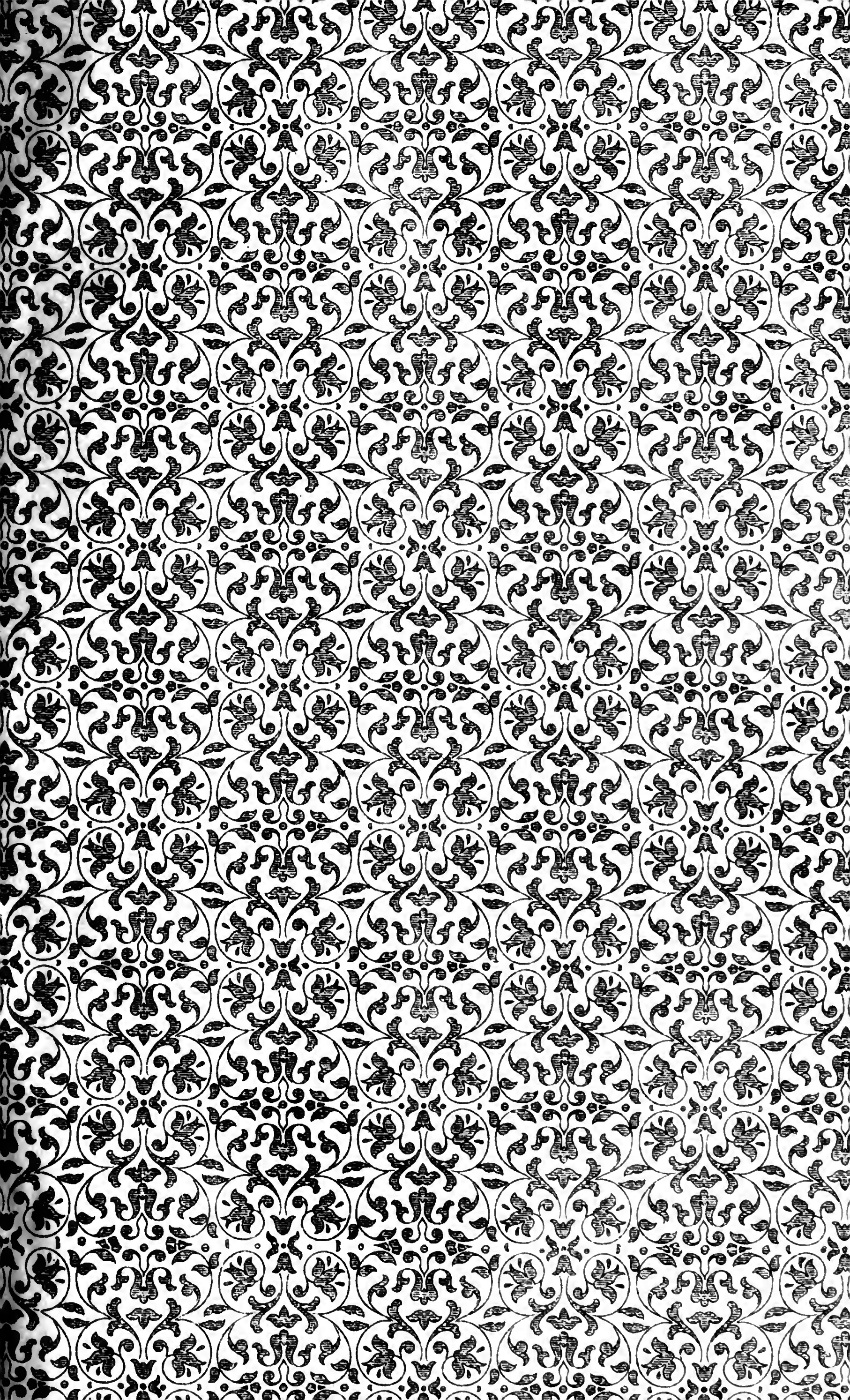






Klopstock's Jugendgeschichte

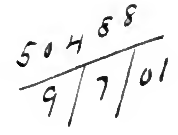
und

Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden.

Bruchstücke einer Klopstockbiographie

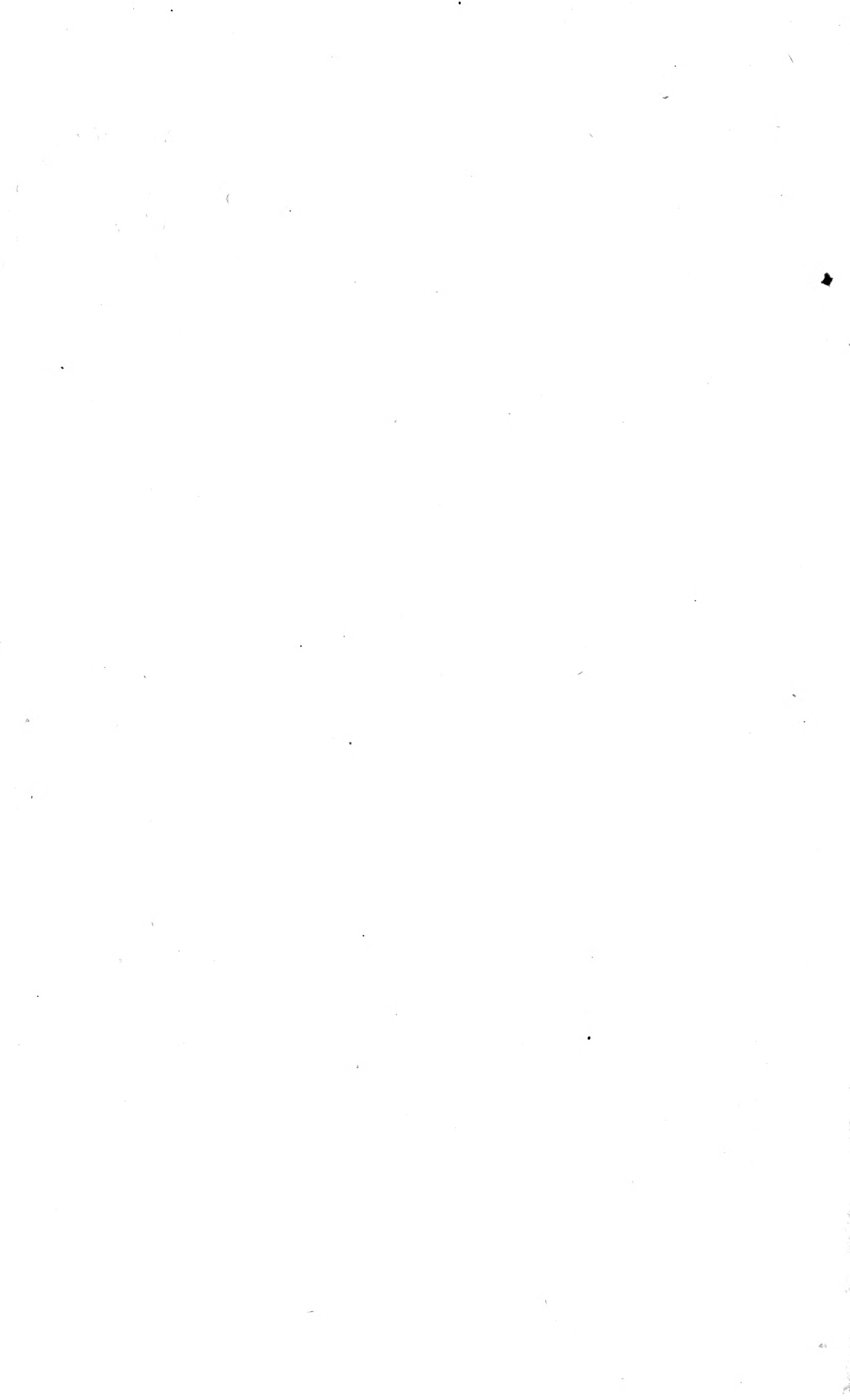
von

David Friedrich Strauß.



(Separat-Abdruck aus den „Gesammelten Schriften".)

Bonn,
Verlag von Emil Strauß.
1878.



1858. 1865.

I.

Klopstock's Jugendgeschichte.

Bruchstück einer Klopstocksbiographie.

---

1. Elternhaus und Schule.

Als Klopstock auf der Schulpforte sich nach einem würdigen Gegenstande für das epische Gedicht umsah, das er dem deutschen Volke zu geben schon damals sich berufen fühlte, war der erste Held, auf den er verfiel, Heinrich der Vogler. Es war dies Folge von Jugendeindrücken; denn an einer Stätte lebendigster Erinnerung an diesen großen deutschen König war Klopstock geboren.

Das alterthümliche Städtchen Quedlinburg, am Ostrande des metall- und sagenreichen Harzes, an der Bode gelegen, die von dem Brocken herunter der Saale zuströmt, ist nicht nur eine Gründung und die Grabstätte Heinrichs, sondern in der Vorstadt wird auch die Stelle noch gezeigt, wo sein berühmter Vogelheerd gestanden haben soll. Die Abtei, die er mit seiner Gemalin hier stiftete, und der in der Folge seine Enkelin Mathilde als Aebtissin vorstand, erhielt sich auch nach der Reformation, die sie annahm, als kleines geistliches Fürstenthum unter dem erblichen Schutze von Sachsen; bis am Ende des siebzehnten Jahrhunderts August der Starke, um zur Erlangung der polnischen Königskrone Geld zu bekommen, die Erbvogtei über Quedlinburg mit den drei zugehörigen Aemtern an Brandenburg verkaufte, welches das schutzbefohlene Ländchen bald seiner eigenen Ländermasse einzuverleiben wußte.

Schon seit der Mitte des genannten Jahrhunderts waren in Quedlinburg die Klopstocke ansässig: des Dichters Urgroßvater Daniel als Schösser oder Kammerverwalter des Stifts; sein Großvater Karl Otto als Advocat; sein Vater Gottlieb Heinrich, der, geboren 1698, gleichfalls die Rechte studirt hatte, führte den Titel eines Commissionsraths[1]).

Vater Klopstock war nach den Ueberlieferungen und Briefen, die uns von ihm aufbehalten sind, eine kräftige, eigenthümliche Natur. Ein Herz wie ein Löwenherz schreibt der Panegyriker des Dichters, Carl Friedrich Cramer, ihm zu. Die schöne Seele, die gebildete Seele! rief, als er gestorben war, seine Schwiegertochter ihm nach. Von seinem persönlichen Muthe werden uns abenteuerliche Proben erzählt. Auf einer Reise in Böhmen kehrte er mit ziemlichem Gelde trotz aller Warnungen in einer unsichern Herberge ein. Wirklich will in der Nacht der Wirth mit seinen Diebsgesellen ihn überfallen; aber beim ersten Geräusch des Dietrichs im Schlosse schießt der alte Klopstock drinnen den Kachelofen in Trümmer, und die Diebe verstanden den Wink. Mit strafender Miene zeigte er am andern Morgen den zerschossenen Ofen dem Wirthe, der die Achseln zuckte und ihn ziehen ließ. Auch daheim war er für sein Recht im Nothfalle bereit, mit der Waffe einzustehen; mehr noch, wenn es das Recht eines Höheren galt. Als einst in seinem Beisein über religiöse Gegenstände gespottet wurde: Meine Herren, rief er, und schlug an seinen Degen, wer etwas wider den lieben Gott spricht, das nehm ich als touche gegen mich, der muß sich mit mir schlagen.

Das Leben und die Menschen sah Vater Klopstock nicht von der heitern Seite an. Offenbarung, Philosophie und Erfahrung, äußerte er, haben ihm von dem irdischen Aufenthalte den Begriff gegeben, daß er ein Stand der Probe und Zucht sei, folglich das Schwimmen in Vergnüglichkeit ausschließe. „Die irdische Glückseligkeit", schreibt er ein andermal, „ist ein Widerspruch: sie gehört mit nichten in das rauhe Klima dieses Lebens." Wenn er an seinen Kindern Züge von weichem, gutem Herzen bemerkte, so gestand er, daß ihm bange um sie werde, weil ihr Herz sich so gar

---

1) Vergl. den ebenso sorgfältigen, als inhaltreichen Artikel über Klopstock von F. A. Cropp im Hamburgischen Schriftstellerlexicon, IV. Band, S. 4—61.

nicht in diese betrügerische Lügenwelt schicke. Zum Theil werden wir die bitteren Lebenserfahrungen noch kennen lernen, welche diese düstere Weltansicht in ihm entwickeln halfen.

Die Sache ging aber weiter und nahe an Schwärmerei. Der alte Klopstock hielt sich nicht blos im Allgemeinen versichert, „daß viele Dinge wirklich seien, welche weder ausgerechnet, abgewogen, noch gemessen werden können"; verehrte nicht allein „reservata majestatis supremae, den Vorhang der Natur, in der Ueberzeugung, daß das Erkennen, Wissen und Begreifen einem bessern Stande aufbehalten sei": sondern er that diese Aeußerung aus Anlaß der Erzählung eines, wie er sagt, glaubwürdigen, von Leichtgläubigkeit und Aberglauben weit entfernten Mannes, „daß Herr Professor Meier von einem Geiste eine Ohrklatsche erhalten habe"; während er von sich selber fest glaubte, in mancher Nacht gar mit dem leibhaftigen Teufel zu streiten. Daß er durch diese Schwachheit sich mancher Betrügerei blosstellte, läßt sich denken. Er selbst deutet auf solche Erfahrungen hin; aber er blieb auf seinem Glauben und beklagte die einreißende Freigeisterei. „Unsere aufgeklärten, hyperbolischen Zeiten, schrieb er, sind keiner Verbesserung susceptible als der allerletzten" (er meint den jüngsten Tag).

So wenig er hienach mit der religiösen Denkart seines großen Königs einverstanden sein konnte, so war er doch ein guter preußischer Patriot. „Ich liebe den König sehr", schrieb er beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, wenige Monate vor seinem Tode; „der Herr sei seine Sonne, sein Schild, er seiner Feinde Schrecken!"

Der Commissionsrath Klopstock war mit Anna Maria Schmidt, geboren 1703, verheirathet, aus einer vermöglichen Familie, deren meiste Mitglieder in Langensalza ansässig waren. Auch sie eine würdige Frau, an welcher der Sohn wie an dem Vater, den sie um viele Jahre überlebte, stets mit Liebe und Verehrung hing[1]).

Aus dieser Ehe, die im Jahre 1756 der Tod des Gatten trennte, entsprangen siebzehn Kinder, acht Söhne und neun Töchter, unter denen Friedrich Gottlieb als Erstgeborener am 2. Juli 1724

---

1) Diese Notizen über Klopstocks Eltern sind gezogen aus Klamer Schmidt, Klopstock und seine Freunde Halberstadt 1810, I., S. XXIII—XXXV. II., S. 121; C. F. Cramer, Klopstock, Er und über ihn, Hamburg 1780, I., S. 14 ff.

um die Mittagsstunde das Licht der Welt erblickte. Noch zeigt man (oder zeigte doch noch vor einigen Jahren) in dem schmalen zweistöckigen Hause auf dem Platze unter dem Schloßberge, welches die zwei einen Vorbau tragenden Säulen am Eingang kenntlich machen, die kleine nach hinten gelegene Stube, in welcher der Dichter des Messias zur Welt gekommen sein, und im Garten manche Plätze, die er vor andern geliebt haben soll.

An seiner Erziehung wirkte außer den Eltern auch die väterliche Großmutter mit, eine gute, fromme Alte, die eine besondere Gabe hatte, die Kinder an sich zu ziehen. Ihr rühmte der Enkel später nach, daß sie zuerst ihn auf eine verständige Art mit der Bibel bekannt gemacht habe. Waren die Kleinen artig gewesen, so erzählte sie ihnen zur Belohnung eine ansprechende biblische Geschichte, z. B. die Geschichte Josephs, welche auf den Dichter frühzeitig Eindruck machte.

Für den Natur- wie Geschichtssinn des Knaben bot die Vaterstadt, wie schon angedeutet, reiche Anregung. Von dem Felsen, auf welchem die Abtei mit der Stiftskirche steht, die prachtvolle Aussicht auf das vom Brocken gekrönte Harzgebirge; unter dem Felsen der sogenannte Brühl, ein Lustwald mit hohem dunklem Gehölz, den jetzt das Denkmal des Dichters ziert. In der Krypta der Stiftskirche sahen die Kinder die Grabmäler des alten Vogelstellers und seiner Gemalin; in der Sacristei der Oberkirche, dem sogenannten Zitter, wies man ihnen, neben einem Weinkrug von der Hochzeit zu Kana, den Bartkamm des unten begrabenen Königs und den Abtstab seiner Enkelin [1]).

Doch der Dichterknabe sollte noch mehr in's Freie, in noch unmittelbarere Berührung mit der Natur kommen. Es mag etwa in seinem neunten Jahre gewesen sein, als sein Vater das Amt Friedeburg im Mansfeldischen pachtete. Es liegt in einer anmuthigen Gegend an der Saale; der Pächter bewirthschaftete die Güter und hielt Vieh zur Arbeit und Mastung auf seinem Hofe. Der Knabe wurde hier mit einigen jungen Edelleuten aus der Nachbar-

---

1) Vgl. Wilhelm Müller, Klopstocks Säcularfeier in Quedlinburg, in seinen vermischten Schriften, herausgegeben von Schwab, Leipzig 1830, IV. Bdchen, S. 1—30. Cramer, Er und über ihn, III., S. 4. Hamburgisches Schriftstellerlexicon, IV., S. 4 ff.

schaft von einem Privatlehrer Namens Schmidt in den Anfangsgründen der Sprachen auf die gewöhnliche Art unterrichtet; aber die meiste Zeit blieb für Bewegung und Leibesübung, zum Theil für sehr waghalsige Spiele, frei. Man hing sich Stieren an den Schweif, die, mit einen Stecken gereizt, den kecken Jungen im Kreise herumschleuderten, daß ihm Hören und Sehen verging; man badete im Fluß, trotz des Verbots der ängstlichen Mutter, und der Vater ermahnte, nur nicht zu ertrinken; man sprang früh vor Tag (davon freilich wußte auch der Vater nichts) mit den beiden Hunden, Schäfer und Satan, über die Hofmauer, um in den Wäldern des Nachbars Baron mit dessen Söhnen Hasen zu jägen.

An Kenntnissen gewann der junge Klopstock unter solchen Umständen wenig; an leiblicher Kräftigung und Gewandtheit, an Muth und Entschlossenheit desto mehr. Lebenslänglich blieb dem Dichter diese Rüstigkeit, die Vorliebe für Bewegung und Leibesübung in freier Luft, welche neben dem, daß sie sein Leben verlängerte, auch aus seinen Dichtungen, den Oden insbesondre, wie ein frischer kräftigender Hauch hervorweht.

Nicht nur in ihm, auch in einzelnen seiner Geschwister, scheint sich ein eigenthümlicher Natursinn entwickelt zu haben. Einer seiner Brüder, Johann Christian, den er besonders lieb hatte, und dessen früher Tod der tiefste und unvergeßlichste Schmerz seiner Knabenjahre war [1]), ging nicht lange vorher bei starkem Gewitter und Regen auf den Platz vor dem Hause hinaus, blieb mit der Mütze in der Hand stehen, und auf des Vaters Frage, was er da mache, gab er zur Antwort: ich verehre den großen Gott [2]). Einen andern der Brüder fand später in Quedlinburg einmal Klopstocks Freund, der Hofprediger Cramer, hoch oben im Kirschbaum mit einem Buche sitzen: er lerne den 139. Psalm, sagte er.

Doch der Friedeburger Pacht ging zu Ende, ohne daß Vater Klopstock dabei gute Geschäfte gemacht hatte. Ein kost-

---

1) Geboren am 6. Nov. 1728, gest. am 3. Oct. 1733 in Friedeburg. S. das Hamb. Schriftstellerlex. a. a. O.

2) S. Klopstocks Anmerkung zu der Ode: Der Abschied. Werke, Leipzig 1854, VI. Bd., S. 412.

spieliger Proceß folgte ihm nach, und wenn wir fortan die Familie stets in höchst beschränkten Vermögensumständen sehen, so scheint die mißlungene Pachtunternehmung die Hauptschuld daran zu tragen. Noch ehe der Vater selbst abkommen konnte, schickte er Frau und Kinder zu seiner Mutter nach Quedlinburg voraus, wo er von da an auf's Neue seinen Wohnsitz nahm.

Dem etwa dreizehnjährigen[1]) Dichterknaben fiel diese Veränderung äußerst schwer. Nach dem freien Land- und Naturleben wollte ihm der städtische Schulzwang keineswegs behagen. Lebenslänglich hat er auf die Jahre in Friedeburg als auf sein goldenes Alter zurückgeblickt. Er besuchte nun das Quedlinburgische Gymnasium, ohne daß dieses im Stande gewesen wäre, einen lebhafteren Studirtrieb in ihm zu erwecken. Er schlenderte so fort, und auch das spornte ihn nicht, daß hier andere Knaben ihn übertrafen, während er unter seinen Landjunkern in Friedeburg ohne Mühe der Erste gewesen war. Da gelang es einem Verwandten in Sachsen (Langensalza, der Wohnort seiner mütterlichen Verwandten, war sächsisch), für den Knaben eine Freistelle in der Schulpforte zu erhalten. Das wirkte. Eine Aufnahmsprüfung stand bevor, von deren Ergebniß, wie ihm der Vater begreiflich machte, die höhere oder niedrigere Klasse abhing, in welche der Eintretende gesetzt wurde. Da nahm sich der Funfzehnjährige endlich zusammen. Er fiel über sein Latein und Griechisch her, und noch spät erinnerte er sich, wie er im Sommer 1739 oft unter dem glühendheißen Dache des Hauses umhergewandelt war, um im Schweiße seines Angesichts zu lernen.

Im November des Jahres reiste der Vater mit ihm nach dem neuen Orte seiner Bestimmung ab. Pforte, unweit Naumburg an der Saale gelegen, war ursprünglich ein Cisterzienserkloster und hieß Porta Mariae, oder auch Himmelspforte. Die Kirche mit dem Grundstock des Klostergebäudes stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Als mit Herzog Georgs des Bärtigen Tode im Jahr 1539 auch in dem damals herzoglichen Sachsen

---

1) Nach dieser Altersangabe Cramers, Er und über ihn, I., S. 28, fiele die Rückkehr der Familie nach Quedlinburg in das Jahr 1737. Derselbe spricht ebendas. von 2 Jahren, die Klopstock in Friedeburg zugebracht. Wenn dagegen nach dem Hamb. Schriftst.-Lex. a. a. O. der Bruder Joh. Christian am 3. Oct. 1733 in Friedeburg gestorben ist, so kämen etwa vier Jahre heraus.

dem Katholicismus die letzte Stunde geschlagen hatte, verließ der Abt Peter das Kloster, das nun Herzog Heinrich reformirte. Unter Moritz wurden sodann von den eingezogenen Klostergütern des Landes unter Anderem drei Landesschulen, zu Meißen, Merseburg (später Grimma) und Pforta, von jetzt an schola Portensis, Schulpforte, genannt, gegründet, in welchen Knaben, zum dritten Theil aus dem Adel, sechs Jahre lang in Sprachen, Zucht und Tugend unterwiesen werden sollten. Sie wohnten klösterlich zusammen, hatten außer Kost und Unterricht auch noch etwas an Kleidern nnd Büchern frei: kurz, es war eine ähnliche Einrichtung wie in den Würtembergischen Klosterschulen, nur daß die Beschränkung auf künftige Theologen wegfiel. Unter diesen drei sogenannten Fürstenschulen war Pforte gleich Anfangs die größte (mit 100, später 150 Zöglingen), und wurde bald die berühmteste[1]). Der Beitrag dieser sächsischen Lehranstalten zur deutschen Geistesbildung fällt bedeutend ins Gewicht: fast gleichzeitig wurden auf der Fürstenschule zu Meißen Lessing (seit 1741), zu Pforte Klopstock erzogen.

Unsern Ankömmling prüfte der Rector Freitag durch ein Exercitium, das er ihm vorlegte. Drei Stunden habe er zur Ausarbeitung Zeit, und sei er fertig, solle er nur klingeln. Er klingelte noch vor Ablauf der Frist. Auf dem Kreuzgang, wohin ihn der Rector, während er seine Arbeit durchsah, entließ, versammelten sich die Schüler um den Neuling, und ein älterer wollte ihn mit seinem Namen schrauben. Aber: Ja! Klopstock heiße ich, antwortete er mit einer Festigkeit in Ton und Blick, die dem Necken auf einmal ein Ende machte. Auch bezeigte sich der Rector, der ihn sofort wieder rufen ließ, mit seiner Arbeit höchlich zufrieden, und er ward unter die ersten der dritten Klasse gesetzt. Es war der 6. November 1739. Ein Jahrhundert später hat die Schulpforte diesen Tag als ein Fest begangen.

Unter den damaligen Lehrern war der Rector Freitag ein für seine Zeit tüchtiger Philolog; der Inspector, Pastor am Ende, ein milder, freundlicher Mann; außer ihnen wirkten noch die Lehrer Peucer, Henschel, Geisler, Haymann und Hübsch an der

---

1) S. außer dem alten Chronicon Portense von Pertuch Schmidt u. Krafft, Die Landesschule Pforta.

Anstalt; mit besonderer Neigung aber schloß sich der junge Klopstock an den Conrector Stübel an, dessen Andenken er noch im Greisenalter in eigenthümlicher Weise gefeiert hat[1]). Stübel ging, wie jeder Erzieher sollte, und doch so wenige zu thun Lust oder Fähigkeit besitzen, auf die Eigenthümlichkeit seiner Zöglinge ein, und behandelte darnach jeden besonders. Während er dem einen die Leerheit seiner Einbildung auf Verstand und Witz zum Bewußtsein brachte, trug er kein Bedenken, einem andern zu sagen, er habe Gaben, von denen er selbst noch nichts wisse. Die trägen Köpfe spornte er zum Nachdenken, die Lebhaften warnte er, das Gedächtniß nicht zu vernachlässigen, bei allen aber drang er auf gute Sitten. Munter und aufgeräumt, wie er selbst war, wußte er den Schülern auch das Schwere leicht zu machen, ermunterte sie durch Lob und milderte auch den Verweis durch väterliche Zärtlichkeit. Strafen wandte er selten, in seiner letzten Lebenszeit gar nicht mehr an. Wie wohl gerade einer poetischen Natur ein solcher Lehrer thun mußte, läßt sich denken, und ebenso, daß der Tod dieses Mannes, der nach einjährigem Kränkeln gerade während Klopstocks Lehrzeit erfolgte, ein tiefer Schmerz für ihn war[2]).

Der Unterricht in der Schulpforte war, nach der Art dieser mit ihrer Stiftung und Einrichtung noch aus der Zeit des neu erwachten Humanismus stammenden Institute, vorzüglich auf die alten Sprachen gerichtet.' Der feste Grund, den Klopstock hier in diesen legte, die vertraute Bekanntschaft mit ihren Formen, die er sich erwarb, der Geist des classischen Alterthums, den er einsog, kamen ihm hernach bei seinem Bemühen um Neubelebung der deutschen Poesie sehr zu Statten. Während sie insbesondere die Form seines Dichtens bestimmten, waren die Lehrstunden, in denen die Evangelien synoptisch gelesen, auch alttestamentliche

---

1) Im Jahr 1800, als er dem damaligen Rector der Schulpforte die Prachtausgabe des Messias für die Schulbibliothek übersandte, verordnete er zugleich, daß von einem der Zöglinge „irgend etwas, das der Frühling zuerst gegeben hat, junge Zweige, Blüthenknospen oder Blumen, mit leiser Nennung seines Namens" auf Stübels Grab gestreut werden sollten. Klopstock an Heimbach, Werke, X., S. 468.

2) Klopstock an Heimbach, a. a. O.

Stücke erklärt wurden, für die Wahl des Stoffes zu seinem epischen Gedichte von Bedeutung.

Neben den Uebungen im Schreiben der Prosa der alten Sprachen nahmen auf der Schulpforte nach altem Herkommen auch die poetischen eine wichtige Stelle ein. Es wurden lateinische und griechische Verse und Gedichte in allen Arten und Formen gemacht. Aber auch die deutsche Dichtung erfreute sich einer kaum minder eifrigen Pflege. Waren es doch die Jahre, da Haller und Hagedorn in ihrer schönsten Blüthe standen, und der eben ausgebrochene Streit zwischen Gottsched und den Zürichern die Fragen über das Wesen und die Aufgabe der Dichtkunst zum Gegenstande des Tagesgesprächs in Deutschland machte.

Wir haben ein Büchlein von einem Mitschüler Klopstocks, Janozki, das uns gewissermaßen eine poetische Statistik der damaligen Pforte gibt[1]). Fabeldichter gab es hienach, so sehr Fabeln damals in der Mode waren, nur Einen in der Anstalt, mit Namen Böhme; desto fleißiger wurde das Schäfergedicht angebaut. Neben einem dorischen und einem lateinischen Bukoliker wird als deutscher ein gewisser Wüstemann, als derjenige aber, der in allen drei Sprachen wohlgelungene Idyllen liefere, Klopstock genannt. Er kenne die Natur dieser Dichtungsart, urtheilte Janozki, und schildere seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe und Zufriedenheit anmuthig ab. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe sei er am vortrefflichsten; die Ausführung gerathe ihm bisweilen zu umständlich. Auch Ode und Lied, und zwar das anakreontische wie das geistliche, wurde gepflegt. Unter den Odendichtern wird uns abermals jener Wüstemann neben Klopstock genannt: jenem eine finstere ungeordnete Einbildungskraft, diesem natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, glücklicher Reichthum an neuen Bildern und vollständige Ausführung zugeschrieben,

1) Kritische Briefe, an vertraute Freunde geschrieben, und den Liebhabern der gelehrten Geschichte zu Gefallen herausgegeben von Joh. Dan. Janozki. Dresden, 1745. Die Zueignung ist vom 28. Dec. 1743. Janozki wurde später Secretär bei dem Krongroßreferendarius in Krakau. Als im J. 1747 Bodmer an Hagedorn die erste Nachricht über die ihm handschriftlich mitgetheilten Anfänge der Messiade gab, schrieb Hagedorn zurück: „Diesen Dichter kenne ich einigermaßen aus den kritischen Briefen des lakonischen Janozki“. Friedrichs von Hagedorn poetische Werke, Hamburg 1800, V., S. 96.

insbesondere auch seine Bußlieder um ihrer rührenden Herzlichkeit willen gerühmt. Ueberhaupt zeigen nach Janozki's Urtheil die Gedichte des jungen Klopstock eine stille und gesetzte Majestät; hitzige und außerordentliche Leidenschaften erregen sie nicht, nehmen aber das Gemüth mit einer süßen Regung ein.

Auch übrigens sehen wir aus diesen Briefen, die im Jahr vor Klopstocks Austritt aus der Anstalt, also noch ehe er sich der Welt bekannt gemacht hatte, gedruckt, und wie es scheint bereits zwei Jahre vorher geschrieben sind, daß ihrem Verfasser der junge Klopstock als ein bedeutender Mensch erschienen sein muß. Neben seinem poetischen Triebe glaubte er in ihm auch eine wahre Neigung zur Weltweisheit zu entdecken. Seine Frömmigkeit fand er ächt und ungeheuchelt. „In seinen Sitten, sagt er, ist Einfalt und Unschuld. In den Unterredungen Freundlichkeit und Vorsichtigkeit. Im Umgang eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu; den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er lebet gern in der Einsamkeit. An den Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten sieht er ganz gleichgültig an. Er bleibet allezeit gelassen und vergnügt." Wie selbstständig Klopstock schon damals urtheilte, beweist folgender Zug. Die Sprachen, sagt Janozki, liebe er zwar, halte sie aber für keinen Theil der Gelehrsamkeit. Gewiß eine arge Ketzerei in der Schulpforte; aber schon ganz derselbe Klopstock, der dreißig Jahre später die Scholiasten- d. h. Philologenzunft aus seiner Gelehrtenrepublik verbannte.

Ueberhaupt ist das merkwürdig an diesen Zeugnissen aus Klopstocks erster Jünglingszeit, daß in ihnen sowohl der Mensch als der Dichter Klopstock schon ganz mit allen Hauptzügen des spätern Mannes erscheint. Das Eine etwa abgerechnet, daß, wenn der Berichterstatter recht gesehen hat (denn Klopstock'sche Poesien aus dieser Zeit sind uns keine mehr übrig) das Weiche und Anmuthige in seinen Dichtungen das Erhabene und Große damals noch mehr als später überwogen haben muß.

Einzelnes ist uns aus den sechs Jahren, die Klopstock in der Schulpforte zubrachte, wenig, doch immerhin ein paar bezeichnende Anekdoten, aufbehalten. Einer Charfreitagsrede in Alexandrinern wird gedacht, die ihm der Mathematicus, der seltsamer

Weise zugleich die Vorlesungen über Poesie hielt, nicht gelten lassen wollte, weil kein Mensch sie verstehen könne; wogegen der Rector sie mit Aenderung nur eines einzigen Wortes passiren ließ. Auch dem Rector übrigens trat der junge Klopstock mit starkem Selbstbewußtsein gegenüber. Eine Rede, die jener ihm aufgegeben, bekannte er in öffentlicher Schule, deßwegen nicht gemacht zu haben, weil das Thema ihm nicht gefallen habe. Dasselbe stolze Selbst- und Rechtsgefühl zeigte er im Verhältniß zu seinen Kameraden. Als er Schüler der zweiten Klasse war, machten die Schüler der ersten jenen das Recht streitig, im Schulgarten spazieren zu gehen. Da hielt Klopstock an seine Leute Reden im Geschmack des Livius, und der Streit wurde so blutig, daß man den Hitzigsten mit der Ausschließung drohte. Bei der Gelegenheit zeigte sich nun auch, woher bei dem jungen Klopstock dieser Charakterzug stammte. Er machte seinem Vater Mittheilung von der Gefahr, und dieser schrieb zurück, die Geschichte komme ihm zwar eben jetzt ziemlich ungelegen, doch sei ihm lieb, daß der Sohn sich so brav gehalten, und wenns nicht anders sei, möge dieser nur immer heimkommen. Indeß wurde der Handel noch beigelegt [1]).

Doch nicht blos die allgemeinen Grundzüge des Charakters und der dichterischen Fähigkeiten traten schon bei dem Schüler Klopstock hervor, sondern auch den bestimmten Gedanken der großen poetischen That, durch welche er der Erneuerer der deutschen Dichtung wurde, hat er bereits auf der Schule gefaßt. „Die Erinnerung, in der Pforte gewesen zu sein", schrieb der Sechsundsiebzigjährige an deren damaligen Rector, „macht mir auch deßwegen nicht selten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem Messias beinahe ganz vollendet habe [2])".

Wie dies möglich gewesen, welche Umstände in der literarischen Geschichte der Zeit in ihrem Zusammenwirken mit einer Naturanlage, wie die Klopstocks war, ein solches Ergebniß herbeiführen konnten, daß muß der Gegenstand einer besondern Betrachtung werden.

---

1) S. Cramer, Er und über ihn, I., S. 87 ff.

2) An den Rector Heimbach, vom 20. März 1800. Klopstocks Werke, X., S. 467.

2. Deutsche Literaturzustände vor Klopstock's Auftreten.

Eine Vergleichung der deutschen Literatur mit denen der umwohnenden Völker, im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts angestellt, führte zu einem für die erstere äußerst demüthigenden Ergebniß. Das sagten kundige deutsche Schriftsteller sich selbst; das rief man uns vom Auslande höhnisch zu. „So weit es unsere Nation", schrieb Gottsched im Jahr 1732[1]), „in Vertilgung der alten Barbarei und in Abschaffung des vormaligen scythischen und gothischen Geschmacks in allerlei Dingen gebracht hat, so wenig kann sie sich rühmen, daß sie es darinnen ihren südlichen und westlichen Nachbarn allbereit gleichgethan hätte. Und dieses ist kein Wunder. Es gehört mehr als ein Jahrhundert dazu, wenn ein ganzes Volk aus seiner natürlichen Rauhigkeit und Barbarei gerissen werden soll. Frankreich ist später als Italien zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gelanget, den wir bisher diesem Volke haben zugestehen müssen. Wir Deutschen aber haben uns noch um hundert Jahre später besonnen" (seit Opitz), „und Opitz ist noch nicht hundert Jahre todt. Es fehlt noch immer viel daran, daß wir uns andern benachbarten Völkern an die Seite setzen könnten."

Bekannt ist, wie in England Swift die Deutschen die dümmste Nation genannt, und in Frankreich der Jesuit Bouhours es für unmöglich erklärt hatte, daß ein Deutscher ein schöner Geist sein könne[2]). Im Jahr 1740 aber gab ein in Deutschland

---

1) Gottsched's Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, I. Stück, Vorrede.

2) In seinen Entretiens d'Ariste et d'Eugène, 1671. Si un Allemand peut être un bel esprit?

selbst lebender Franzose, Mauvillon [1]), französisch-deutsche Briefe heraus, in deren einem er die Frage untersucht, wie es komme, daß die Deutschen keine guten Poeten haben? Sie schieben es auf die Armuth und Rauhigkeit ihrer Sprache; aber das seien Ausflüchte. Es komme einfach daher, daß sie keinen Geist haben. Aber weßhalb denn nicht? Sollte vielleicht ihr Biertrinken ...? Nichts da! meint der Franzose; es gibt Deutsche, die Champagner trinken, und doch nicht mehr Geist haben, als die übrigen. Sondern daher komme es, daß man in Deutschland auf Geist nichts halte, sich an ganz andern Dingen als am Geist ergetze. Und hier macht er eine für jene Zeit freilich nur allzu begründete Bemerkung. Kein Großer in Deutschland nehme sich der Wissenschaften an, ja einzelne unter denselben (er zielt auf Friedrich Wilhelm I. von Preußen) tragen ihre Verachtung derselben öffentlich zur Schau. Das rohe Hofnarren- und Prügelwesen an so manchen deutschen Höfen könne nicht dazu beitragen, Geist und Geschmack unter der Nation zu verbreiten. So bleiben die deutschen Gelehrten Pedanten, die Poeten geben sich mit Gelegenheitsgedichten und Chronostichen ab, und selbst die Werke der berühmtesten unter denselben wimmeln von platten und geistlosen Stellen. „Zeiget mir", ruft der Franzose aus, „zeiget mir auf eurem Parnaß einen schöpferischen Geist, d. h. nennet mir einen deutschen Dichter, der aus eigenen Mitteln ein Werk von einigem Ruf hervorgebracht hat! ich will euch darauf herausgefordert haben" [2]).

Dieser Handschuh war damals nicht wohl aufzuheben. Schweizerische Kritiker, wie wenn sie nicht auch Deutsche wären, stellten sich schadenfroh auf die Seite des Franzosen und glossirten

---

1) Es war dieß Eleazar Mauvillon, damals am Carolinum in Braunschweig angestellt, der Vater von Jacob Mauvillon, der zu Anfang der siebziger Jahre durch die mit Unzer herausgegebene Schrift über den Werth einiger deutschen Dichter, später durch sein Verhältniß zu Mirabeau, sich bekannt machte. Die Schrift des älteren Mauvillon hieß: Lettres françoises et germaniques, ou Réflexions militaires, litteraires et critiques sur les François et les Allemands. Londres 1740.

2) Nommez-moi un esprit créateur sur votre Parnasse, c'est à dire, nommez-moi un poète Allemand, qui ait tiré de son propre fond un ouvrage de quelque réputation; je vous en défie. Lettre X, p. 362.

beifällig seinen Hohn[1]). In Leipzig gründete der Magister Schwabe im Jahre 1741 die Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes", um den Lästerer thatsächlich zu widerlegen: aber der Verstand zeigte sich so schwach und der Witz so wenig lustig, daß der Gegner aus diesen Proben Beweise für seine Behauptung hätte nehmen können. Selbst Gottsched, der sonst der deutschen Literatur jener Jahre noch am meisten zutraute, gestand doch, daß die Anzahl schöner Schriften in unsrer Muttersprache bis jetzt sehr gering sei. Die Meisterstücke unsrer Poeten, sagte er, erstrecken sich nur erst auf die kleineren Gattungen von Gedichten, und auch in diesen seien die regelmäßigen und untadeligen noch äußerst selten[2]). Dergleichen poetische Kleinigkeiten aber, meint er, wie Lieder, Lehr- und Sinngedichte (und selbst die zwei bedeutendsten Dichter der Zeit, Hagedorn und Haller, kamen darüber nicht hinaus) bringen einer Nation nicht viel Ehre. „Es muß was Großes sein, womit man sich gegen andre Völker breit machen und ihren Dichtern Trotz bieten will"[3]).

Dazu nun aber es zu bringen, der deutschen Nation aus ihrer literarischen Erniedrigung emporzuhelfen, sie auf gleiche Stufe mit den Nachbarvölkern zu heben, darum entbrannte in der nächsten Zeit ein ebenso lebhafter als in seinen Folgen ersprießlicher Wetteifer.

Zwei Wege gab es: Rath und That. Der kürzere wäre der letztere gewesen; aber zur That gehört der Mann. Und der war noch nicht auf dem Platze. So trat einstweilen an die Stelle der Production die Kritik, an die Stelle der Praxis der Kampf der Theorie. Kundige Leser wissen, daß hier von dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern die Rede ist, der im Anfang der vierziger Jahre ausbrach, zunächst Klopstock

---

1) Des Herrn von Mauvillon Briefe von der Sprache und Poesie der Deutschen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zeugnissen und Anmerkungen vermehret, worinnen desselben Urtheile durch das eigne Geständniß der berühmtesten deutschen Kunstrichter bekräftigt werden. Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks, Zürich 1741—44, V. Stück.

2) Gottsched's Beiträge zur crit. Historie der deutschen Sprache ꝛc. a. a. O.

3) Gottsched's Versuch einer critischen Dichtkunst, vierte Aufl. Leipzig 1751, S. 91 f.

bilden und die Gemüther auf ihn vorbereiten half, dann aber durch das Erscheinen seines Messias erst den rechten Mittelpunkt und neuen Schwung erhielt.

Gottsched und die beiden Züricher Gelehrten, Bodmer und Breitinger, waren längere Zeit Hand in Hand gegangen. Von den kritischen Bemerkungen über neuere Dichter, welche die letzteren ihrer Wochenschrift: „Diskurse der Maler", seit 1721 hie und da einstreuten, bekannte Gottsched, manche Anregung empfangen zu haben. Und hinwiederum, als dieser im Jahr 1729 seine „Critische Dichtkunst" herausgab, machte das encyclopädisch Umfassende dieser Arbeit, deren Brauchbarkeit bald durch wiederholte Auflagen sich beurkundete[1]), auf die Schweizer solchen Eindruck, daß sie für gut fanden, der Gottsched'schen Dichtkunst ein Werk unter gleichem Titel zur Seite zu stellen[2]). Der Zusammenstoß mit Gottsched war hier noch mehr vermieden als gesucht; aber von jetzt an gab ein Wort das andere, und der Kampf brach in einer Reihe von Zeitschriftartikeln und eigenen Streitschriften zwischen den Führern und ihren beiderseitigen Anhängern los[3]).

Wenn man weiß, mit welcher Erbitterung dieser Streit geführt worden ist, wie er das ganze literarische Deutschland jener Zeit in zwei feindliche Heerlager gespalten hat, so stellt man sich wohl vor, daß die Streitenden in den Grundanschauungen uneins gewesen, von ganz entgegengesetzten Standpunkten ausgegangen seien. Bei näherem Zusehen verwundert man sich dann, Alles anders zu finden, die Gegner in wesentlichen Voraussetzungen einig zu sehen, die Streitpunkte oft mühsam hervorsuchen und feststellen zu müssen. Um so mehr jedoch gibt uns eine kurze Darstellung des Streites ein Bild der trüben und verworrenen Zustände, aus denen Klopstock und weiterhin Lessing die deutsche Literatur herauszuarbeiten hatten.

---

1) S. die vorige Anmerkung.

2) Joh. Jac. Breitinger's critische Dichtkunst. Mit einer Vorrede eingeführt von J. J. Bodmer. Zürich 1740. 2 Thle.

3) Man vergleiche über diesen Streit, außer den im Verlauf anzuführenden Quellenschriften, die Nachträge zu Sulzers allg. Theorie der schönen Künste, VIII. Bd. 1. Stück: (Manso) Ueberſicht der Gesch. der deutschen Poesie seit Bodmers u. Breitingers krit. Bemühungen, Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung, IV., S. 41—67. Danzel, Gottsched u. seine Zeit, S. 185 ff.

Dem Leipziger Professor Gottsched war sein Handbuch der Dichtkunst, wie ein ähnliches für die Redekunst, aus academischen Vorträgen erwachsen. Er stellte mit seinen Zuhörern poetische wie rhetorische Uebungen an, und so wollte er nun auch in jenem Werke „Anfänger in den Stand setzen, Gedichte von allen üblichen Arten untadelig zu verfertigen, und Liebhaber, dieselben richtig zu beurtheilen“ [1]). Daher liest sich sein Buch stellenweise wie ein Kochbuch. Er gibt z. B. Anleitung, eine gute Fabel zu machen: dazu wähle man sich zuerst einen lehrreichen moralischen Satz, suche dann eine Handlung, darin dieser Satz sich zeigt u. s. f. [2]). Dabei war jedoch Gottsched frei von dem Wahn, durch bloße Regeln einen Dichter bilden zu können. „Ein Poet“, sagt er vielmehr, „müsse eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsichtigkeit und einen großen Witz schon von Natur besitzen, wenn er seinen Namen mit Recht führen wolle“; ja er spricht es geradezu aus, daß „die großen Dichter nicht gemacht, sondern geboren werden“ [3]). Wenn dann andrerseits die Schweizer Gelehrten nicht minder ernstlich auf die Nothwendigkeit der Regeln neben der natürlichen Begabung dringen, so ergibt sich in diesem Stücke höchstens so viel Unterschied, daß der Nachdruck bei Gottsched mehr auf das Lernbare, bei den Schweizern auf das Angeborne, dort mehr auf die Seite des Verstandes, hier der Einbildungskraft gelegt wird.

Aber die Schriften der Schweizer waren nicht aus akademischen Lehrstunden, sondern aus den Besprechungen eines in Zürich zusammengetretenen Klubbs von Liebhabern hervorgegangen, der nicht auf Unterweisung von Schülern, sondern auf eigene Verständigung der Theilnehmer angelegt war. Schon im Jahre 1727 sprachen sie als ihre Absicht aus, „den wahren Quellen sowohl des Ergetzens, das uns gute Schriften mittheilen, als der Kaltsinnigkeit, worin uns schlimme Werke stehen lassen, nachzuspüren“ [4]). Und von Breitinger's Critischer Dichtkunst rühmte

1) Crit. Dichtkunst, Vorrede, S. XX der 4. Aufl.

2) Ebendas. S. 161 ff.

3) Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 1753, S. 53.

4) In einer Abhandlung von dem Gebrauche der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmacks. Vgl. die Sammlung der Zürcherischen Streitschriften, 2. Stück, S. 149, der neuen Ausg. von 1753.

dann Bodmer in der Vorrede nicht mit Unrecht, „der Verfasser habe sich in die ursprünglichen und innersten Gründe des Schönen und Angenehmen so tief hineingewaget, und ihren Ursprung in der Natur des Menschen so scharfsinnig entdecket und auseinandergelesen", als kein Früherer. Wir sehen: die beiden Züricher stellten sich, von der Gottsched'schen Routine unbefriedigt, auf den Standpunkt der wissenschaftlichen Theorie.

Dabei gelangten sie nun aber keineswegs schon von vorneherein auf abweichende Ergebnisse. Auch ihnen wie dem sächsischen Kunstrichter war die Aufgabe der Dichtkunst Nachahmung der Natur, was sie durch eine Vergleichung zwischen Poesie und Malerei des Breiteren ausführten; auch ihnen wie jenem ihr Zweck ein lehrhafter, moralischer. Nach Gottsched wollte Homer durch die Ilias lehren, daß Uneinigkeit kein gut thue; durch die Odyssee, daß „die Abwesenheit eines Herrn aus seinem Hause oder Reiche sehr schädlich sei"; Virgil aber hatte bei seiner Aeneis den Zweck, den Augustus von seiner anfänglichen Grausamkeit zurückzubringen [1]). Aber auch nach Breitinger ist die letzte Absicht des poetischen Ergetzens die Erbauung; die Dichtkunst soll die Wahrheiten, die in ihrer reinen philosophischen Form nur von Wenigen gefaßt werden, allgemein verständlich machen; woraus dann ganz folgerichtig das durchaus Irrige abgeleitet wird, daß auf diejenigen Geister, welche die darin verhüllten Wahrheiten ohne Hülle anzuschauen vermögen, die Dichtkunst keine Wirkung mehr thun könne [2]).

Freilich ist es bei Gottsched possierlich zu lesen, wie er sich den Ursprung der Poesie vorstellt. „Wenn ein munterer Kopf von gutem Naturell sich bei der Mahlzeit oder durch einen starken Trunk das Geblüt erhitzet und die Lebensgeister rege gemacht hatte, so hub er etwa an zu singen" [3]). Aber auch die Züricher fanden die Vorstellung jenes Engländers sehr einleuchtend, daß die angebliche Armuth Homers, die ihn zum fahrenden Bänkelsängerleben nöthigte, für seine Poesie ein großes Glück gewesen

---

1) Gottsched's Crit. Dichtkunst, S. 160, 474.
2) Breitinger's Crit. Dichtkunst, I., S. 104, 124.
3) A. a. O. S. 82.

sei. „Wenn ein Mensch Kälte und Müdigkeit ausgestanden hat, und nachher wieder erquicket wird, stellet sich die Freude mit Macht bei ihm ein, sein Herz wird weiter, seine Lebensgeister fließen strenger, und wenn ein poetischer Geist bei ihm ist, wird solcher gewißlich losbrechen“ [1]).

Auch darin stimmen beide Theile überein, was auf Klopstock nicht ohne Wirkung bleiben konnte, daß sie das Epos an die Spitze sämmtlicher Dichtungsarten stellten. „Die epische Fabel“, sagt Gottsched, „ist das Vortrefflichste, was die ganze Poesie zu Stande bringen kann, wenn sie nur auf die gehörige Art eingerichtet wird; das Heldengedicht das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie“ [2]). Und fast mit denselben Worten nennt Breitinger dasselbe gleichsam den Inbegriff aller übrigen Gattungen, das vollkommenste Hauptwerk der Poesie [3]). Das Heldengedicht definirt Gottsched als „die poetische Nachahmung einer berühmten Handlung, die so wichtig ist, daß sie ein ganzes Volk, ja wo möglich mehr als dieses, angeht, in einer wohlklingenden poetischen Schreibart, darin der Verfasser theils selbst erzählet, theils aber seine Helden redend einführt, in der Absicht, dem Leser eine wichtige Wahrheit auf eine angenehme und lehrreiche Art einzuprägen“ [4]).

Es war nichts in dieser Definition, was die Schweizer hätten verwerfen müssen; aber sie mußten in derselben etwas vermissen. Als Klopstock später den Gegenstand seines epischen Gedichts gegen Angriffe zu vertheidigen hatte, berief er sich neben der Größe und Wichtigkeit der Handlung in demselben darauf, daß man keine werde zu nennen wissen, „die das Herz so stark und von so vielen Seiten bewege, als die, welche er gewählt habe“ [5]). Und Breitinger betrachtete es als die Aufgabe der Poesie überhaupt, „daß

---

1) Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beitragen muß, einen epischen Poeten zu formiren. Nach den Grundsätzen der Inquiry into the life and the writings of Homer. Sammlung der Zürcherischen Streitschriften u. s. f. von 1741—44, VII. Stück, S. 22.

2) Cr. Dichtkunst, S. 165, 469.

3) Cr. Dichtkunst, I., S. 91.

4) A. a. O. S. 485 f.

5) S. den Brief Klopstocks bei Cramer, Individualitäten II., S. 17,

sie die Augbraunen aufsträusset, das Gemüthe einnimmt, hohe Sachen vorträgt, in Erstaunung versetzet" [1]).

Eben von dieser Frage aus, die sie sich stellten: Was ist der Grund des Eindrucks, den die Poesie auf unser Gemüth macht? und wie kommt es, daß uns eine Dichtung mehr als die andere ergreift? von dieser Frage aus gelangten die Schweizer auf einen Standpunkt, von welchem aus sie Dichtungen priesen, die für Gottsched ein Gräuel waren, und solche geringschätzten, die dieser als Muster aufstellte. Der Grund unsres Ergetzens an poetischen Darstellungen, sagten sie zwar noch ganz in Einstimmung mit Gottsched, ist unsre Freude an einer guten Nachahmung der Natur. Wenn schon die Anschauung der Naturgegenstände selbst uns Freude macht, so verdoppelt sich diese Freude einer gelungenen Nachahmnng gegenüber, weil sie uns zugleich die Kraft des menschlichen Geistes zum Bewußtsein bringt. Aber nicht alles Natürliche, mithin auch nicht die Nachahmung eines jeden, rührt uns, da wir für das Meiste durch die Gewohnheit abgestumpft sind. Um uns zu rühren, muß ein natürlicher oder nachgeahmter Gegenstand neu sein. Neu ist, was uns nicht durch täglichen Gebrauch und Umgang bekannt und gewöhnlich ist, mithin Alles, was selten gefunden wird, was nach Zeit, Ort und Verständniß uns entrückt ist, mit unsern Begriffen, Sitten und Gewohnheiten nicht übereinstimmt. Das Neue hat Grade, je nachdem es sich von unsern Gewohnheiten, Vorstellungen u. s. f. mehr oder weniger entfernt; es ist auch relativ, sofern etwas einem Menschen oder einem Zeitalter neu sein kann, das es für einen andern oder für eine spätere Zeit nicht ist. Im höchsten Grade neu ist dasjenige, was unsern Begriffen von dem ordentlichen Lauf der Dinge entgegenzustehen scheint: das Wunderbare. Das Neue nach seinen verschiedenen Stufen schafft der Dichter, indem er entweder neue Wesen ersinnt, (allegorische Personen); oder niedrigeren Wesen Verrichtungen von höheren zutheilt (Fabel); oder die höhere Geisterwelt in die unsrige eingreifen läßt; oder endlich die wirkliche natürliche Welt nach einer möglichen andern Ordnung zum Zwecke höherer Vollkommenheit zusammenstellt [2]).

---

1) Cr. Dichtk. I., S. 372.

2) Breitinger's Crit. Dichtkunst, I., S. 111 ff. 150 ff. 263 ff. 426.

So weit ging nun freilich Gottsched nicht mit. Zwar auch die Schweizer umgaben ihr Wunderbares vorsichtig mit Schranken. Der Widerspruch desselben mit dem ordentlichen Gang der Dinge dürfe nur scheinbar, und dieser Schein müsse auflöslich sein. Der Poet müsse dem Wunderbaren die Farbe des Wahrscheinlichen, wie dem Wahrscheinlichen die des Wunderbaren anzustreichen wissen [1]). Allein, während die Schweizer damit die Engel- und Teufelskämpfe in Miltons verlorenem Paradiese befürwortet haben wollten, war für Gottsched auch schon bei Homer des Wunderbaren zu viel. Nicht nur Vulcans wandelnde Statuen, sondern Homers Götter selbst und Manches an seinen Helden fand er tadelnswerth, weil es allzusehr gegen die Wahrscheinlichkeit verstoße. In Ariost's und Milton's Zauber- und Geisterwelt sah er vollends kranke Hirngeburten; „kluge Dichter" meinte er, „bleiben beim Wahrscheinlichen, d. h. bei menschlichen und solchen Dingen, deren Wesen und Wirken zu beurtheilen nicht über die Grenzen unserer Einsicht geht" [2]).

Von diesen verschiedenen Standpunkten aus mußten sich denn auch zwei ganz verschiedene Ansichten von dem poetischen Ausdruck und dessen Hervorbringung ergeben. Wohl sagt auch Gottsched, der Gedanke sei die Hauptsache, woraus dann das Wort von selbst fließe; „der Kopf müsse erst recht in die Falten gerücket sein" (ein Lieblingsausdruck), „so werde hernach die Feder schon von selbst folgen" [3]): doch gibt er dann in der herkömmlichen Art eine Reihe von Redefiguren an, deren sich der Dichter für die verschiedenen Formen der poetischen Schreibart, die er unterscheidet, die natürliche, die sinnreiche, und die feurige oder pathetische, bedienen möge. Dieser Lehrart tritt nun Breitinger, besonders was die letztere Schreibweise betrifft, nachdrücklich entgegen, „weil sie uns von der Natur, als der einzigen Lehrmeisterin der Sprache der Leidenschaften, abführe, und zu dem Wahne verleite, als ob wir mit frostigen Sinnen und kaltem Herzen dennoch beweglich schreiben, und, wie sich einer von den deutschen Kunstrichtern" (Gottsched) „ausdrücke, die schläfrige Schreibart dadurch

1) A. a. O. I., S. 132.
2) Gottsched's Crit. Dichtkunst, S. 224.
3) A. a. O. S. 346.

ein wenig erwecken und anfeuern könnten". Daher komme es, daß man „diese Formen des pathetischen Ausdrucks als bloße Zierrathen ansehe, und nicht bedenke, daß sie allemal überflüssig, müßig und unwahrscheinlich seien, wenn sie nicht aus einem entzündeten Herzen hervorfließen". Die rechte Wahl und Anwendung dieser Figuren könne keine Kunst, sondern nur die Leidenschaft selbst lehren; „mit kaltsinnigem Herzen werde man immer von dem wahren Maße der Natur abweichen". Es wäre daher zu wünschen, daß die Kunstlehrer die Zeit und Mühe, die sie bisher aufgewendet haben, das trockene Verzeichniß von Redefiguren als nöthigen Vorrath zur beweglichen Ausdrucksweise einander nachzuschreiben, „inskünftige dazu anwenden würden, die Natur und die Gänge der erhitzten Gemüthsleidenschaften in dem menschlichen Herzen selbst auszukundschaften, und daraus allgemeine Regeln herzuleiten, welche dienen können, den Grund verschiedener pathetischer Ausdrückungen zu entdecken". So wenig nämlich die bloße Kunst ohne wirkliche innere Wärme den Ausdruck der Leidenschaften ohne Abbruch der natürlichen Wahrscheinlichkeit nachmachen könne, so möge doch bei einem geschickten Verfasser die Kunst der Natur aufhelfen, „angesehen derjenige, der die Natur der Leidenschaften kennet, nothwendig geschickter sein muß, dieselben in seinem Gemüthe" (zum Behuf der Nachahmung) „rege zu machen und den Fußtapfen ihrer Natur nachzugehen" [1]).

Mit dem Gewichte, welches die Schweizer auf ächte Darstellung der Leidenschaft legten, hing es zusammen, daß sie überhaupt in Betreff des poetischen Ausdrucks vor Allem auf Kraft und Kernhaftigkeit drangen. Sie hielten viel auf sogenannte Machtwörter, d. h. auf prägnante Ausdrücke, denen eine sinnliche oder sonst aus dem Leben genommene Bedeutung zu Grunde liegt; sie empfahlen Ellipsen, Inversionen, Participien, „die nur ein ungehirnter Kopf nicht verstehen, nur ein kaltsinniger, langsamer Mensch umschreiben" möge [2]). Auch Gottsched leitete aus dem ächt Gottsched'schen Grunde, weil der Poet die Absicht habe, „durch seine Gedichte sich in Hochachtung zu setzen", den Grund-

---

1) Vergl. Breitingers Crit. Dichtkunst, II., S. 366–72, mit Gottscheds Cr. Dichtk. S. 313 f.

2) Breitinger a. a. O. II., S. 50 ff., 136 ff.

satz ab, daß er sich folglich keiner gemeinen Ausdrücke bedienen dürfe; aber um Alles müssen sie deutlich, um Alles recht natürlich sein. „Nicht nur im vorigen Jahrhundert", sagt er, „hat die Marinische Schule den dunkeln Wust in die Dichtkunst gebracht, sondern auch itzo will uns die Miltonische Secte von Neuem überreden, nichts sei schön, als was man kaum verstehen, oder doch mit vielem Nachsinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann." Verkehrte Wortstellungen gelten für poetisch, und Sprachschnitzer werden gemacht, damit die Sache ungemein aussehen solle [1]).

Unter den deutschen Poeten drehte sich in dieser Hinsicht vor Klopstocks Auftreten der Streit vorzüglich um Haller. Die Schweizer empfahlen des Landsmanns körnigen, gedankenschweren Ausdruck: während Gottsched in ihm einen Erneuerer des Lohenstein'schen Schwulstes bekämpfte. In Haller's berühmtem Verse:

> Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
> Den nicht zu deinen Zweck, die nicht zur Ewigkeit [2]) —

fand man auf der einen Seite ebenso ein Muster gedankenreicher Kürze, wie auf der andern von geschraubter Bilder- und Räthselrede.

Dem Berner Dichter wie den Züricher Kritikern wurde von dem Leipziger Professor auch die Rauhigkeit ihrer Alpensprache und mancherlei Provinzialismen vorgeworfen. Diese Beschuldigung war nicht ungegründet; in der Reinheit und Glätte der Sprache war ihnen Gottsched entschieden überlegen, und man darf nur Bodmer's und Breitinger's spätere Schriften mit den frühern vergleichen, um gewahr zu werden, wie bedeutend sich ihr Ausdruck eben auch in der Reibung an ihrem Gegner abgeschliffen hat. Bis zu einem gewissen Punkt erkannten sie das selber an; aber sie urtheilten, daß Gottsched mit seinem sächsischen Purismus zu weit gehe. In Absicht auf die Aussprache, meinte Bodmer, sei der meißnischen Mundart der Vorzug zuzuerkennen; aber in Bezug auf die Wahl der Worte und Ausdrücke solle sie nicht den Meister spielen wollen. „Wahrhaftig, die Verschiedenheit der Mundart in Sachsen von denen der übrigen Provinzen entsteht öfter dadurch, daß jenes gute alte

1) Gottscheds Crit. Dichtk. S. 229. 278. 290.
2) In dem Gedicht: Antwort an Herrn J. J. Bodmer.

Wörter hat untergehen lassen, die diese unverändert behalten haben“ [1]). Und hier ist der Widerstand, welchen die Schweizer, auf ihre Bekanntschaft mit den Minnesängern und dem Nibelungenliede gestützt, einer allzu ekeln Verengung unsres Sprachschatzes entgegengestellt haben, höchst verdienstlich gewesen. Denn nicht blos wirkliche Provinzialismen, sondern auch solche Wörter und Redensarten, die, bei den alten schwäbischen Dichtern, ja noch bei Opitz im Gebrauche, damals abgekommen, oder die, nach richtiger Analogie gebildet, damals noch ungebräuchlich waren, sahen sich von den Obersachsen angefochten. Man sollte nicht mehr auf etwas „fußen“, nicht „den Feind bestehen“ dürfen; des Ausdrucks „enthaltsam“ sollte man sich enthalten; daß „die Erde lechze“, oder „weiche Lüfte“ wehen, wollte man sich nicht aufbinden lassen; Wörter, wie abändern, veredeln, überfließen, sonnig, unerkennbar u. dgl. wurden als unerhörte Bildungen beanstandet. Dagegen stellte Breitinger den Satz auf, man könne kein Wort mit Recht als veraltet bezeichnen, als bis man ein neues durchaus gleichbedeutendes nachweisen könne; einen kurzen Kraftausdruck aber umschreiben zu wollen, sagte er höchst treffend, sei ebenso bettelhaft, wie wenn einer ein Geschenk von etlichen Kronen in Scheidemünze auszahlen wollte [2]).

Da es sich darum handelte, eine deutsche Literatur, die sich neben denen der Nachbarvölker sehen lassen könnte, erst zu begründen, so boten sich die Literaturen dieser Nachbarvölker von selbst als Muster zur Nachahmung dar. Bei beiden streitenden Parteien finden wir diese Hinweisung: aber jede wies nach einer andern Seite, einem andern Lande hin. Nach Gottsched sind, was für die Römer die Griechen waren, „für uns itzo die Franzosen. Diese haben uns in allen großen Gattungen der Poesie sehr gute Muster gegeben, und sehr viele Discurse, Kritiken und andre Anleitungen geschrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Aber die alten Griechen und Römer sind uns deßwegen nicht verboten“ [3]). Damit wollte jedoch Gottsched das

---

1) Bodmer's Vorrede zu der Fortsetzung (II.) von Breitinger's Crit. Dichtkunst.

2) Crit. Dichtkunst, II., S. 59 ff. 199 ff. 211.

3) Crit. Dichtkunst S. 41.

deutsche Selbstgefühl nicht niederschlagen; im Gegentheil meinte er, wir sollen uns „über die sklavische Hochachtung alles dessen, was ausländisch ist, erheben, die uns bisher mehr geschadet als genützt habe“ [1]). Und gegen den Französismus deutscher Fürsten, insbesondere auch des großen Friedrich, hat kaum Klopstock später sich schärfer ausgesprochen als Gottsched, wenn er sogar den wilden Attilla, der seine barbarische Sprache so geliebt, daß er sie auszubreiten gesucht habe, patriotischer findet, als diejenigen deutschen Prinzen, „die ihre Muttersprache eher ausrotten als ausbreiten, eher selbst verachten und vergessen, als Andern anzupreisen und fortzupflanzen suchen“ [2]).

Wie Gottsched auf die Franzosen (und die französisch gebildeten Engländer der nächstvergangenen Zeit), so sahen die Schweizer, um die deutsche Dichtung nach Gehalt und Form zu heben, auf die (ächten, ältern) Engländer, vor Allen auf Milton, hin. Die Kühnheit seiner Sprache sollten wir uns zum Muster nehmen, um die unsrige poetischer zu gestalten, statt, wie furchtsame Sprachlehrer rathen, durch Nachahmung der Franzosen sie noch enger und nüchterner zu machen. Die Wirkung, die überhaupt (der von ihm übersetzte) Milton auf die Umgestaltung der deutschen Dichtung und Denkart demnächst haben sollte, hat Bodmer wahrhaft prophetisch vorher verkündigt. „Ein folgendes Geschlecht Menschen“, sagt er, „wird seiner Phantasie einen weitern Kreis vergönnen, sich darin umzusehen und zu üben, als diese enge Erde, oder auf dieser Erde die schmale Wissenschaft eines Hochzeitsängers oder Liebesdichters, oder die matten Empfindungen eines Lehrers der rhetorischen Figuren. Und diese erweiterte Phantasie wird ein hoher Verstand in ihrem Fluge regieren, wie bei Milton geschehen ist. In demselben Weltalter wird Milton die Lust und das Wunder der Deutschen sein, und die Jetztlebenden, die des Mannes Stoff, Erfindungen und Vorstellungen so unnatürlich und ausschweifend heißen, werden dann nicht nur ihren Schriften, sondern auch dem Namen nach todt und vergessen sein. Und vielleicht wird dieses Weltalter un-

1) A. a. O. S. 87.

2) In Bayle's von ihm verdeutschtem Wörterbuch, Leipzig 1741, Thl. I., S 383, den Art. Attila.

mittelbar auf das unsrige folgen, so daß eine gute Anzahl von den Jetztlebenden dasselbe noch erleben wird."[1])

Noch einen die poetische Form betreffenden Punkt dürfen wir hier nicht zurücklassen, da er von dem unmittelbarsten Einfluß auf Klopstock gewesen ist. Die Schweizerischen Kunstlehrer verwarfen den Reim. Ein verständiger Mann könne sich aus dem Geschelle und Geklapper desselben nicht viel machen, und jedenfalls werde das kleine und kindische Ergetzen durch den Zwang, den er dem Poeten auflege, und das Hinderniß, das er dem höheren Vergnügen des Verstandes und der Phantasie entgegensetze, allzu theuer erkauft. „Wiewohl ich aber", setzt Breitinger hinzu, „die Mängel unsres deutschen Verses vor Augen sehe, so habe ich doch das Feuer nicht, das von Nöthen wäre, denselben meinen Landsleuten aus den Händen zu winden; wozu es einer nicht geringern Stärke bedürfte, als von Nöthen gewesen wäre, dem Hercules seine knorrige Keule aus der Hand zu winden"[2]).

Auch dieß ist wieder ein Punkt, wo zwischen Gottsched und den Schweizern nicht der vollständige Gegensatz stattfindet, den man wohl erwartet. Auch Gottsched hielt den Reim durchaus nicht für ein unerläßliches Erforderniß bei deutschen Gedichten. Er ist im Gegentheil geneigt, denselben mit Shaftesbury als einen Ueberrest der barbarischen Longobarden, Gothen und Normannen anzusehen. Darum will er ihn jedoch nicht sofort abgeschafft wissen, da er das Ohr belustige, ohne den Witz zu beeinträchtigen. Sondern nur neben den gereimten wünscht er auch reimlose Verse unter uns eingebürgert zu sehen, wie das in Italien und England der Fall sei. Man würde dann, meint er, mehr auf die Sachen und Gedanken in den Versen sehen, als auf den Klang. Man könnte die alten Dichter besser übersetzen. Auch Tragödien und Komödien ließen sich leichter machen und klängen natürlicher; und hierin räumt Gottsched den Engländern mit ihrem freien reimlosen Jambus den Vorzug vor den

---

1) Von der Schreibart in Miltons verlorenem Paradies. Sammlung der Zürcherischen Streitschriften von 1741—44, III., S. 133 der neuen Auflage von 1753.

2) Crit. Dichtkunst, II., S. 460 ff. Sammlung der Zürcherischen Streitschriften, II., S. 138.

Franzosen mit ihrem steifen Alexandriner ein. Unter den reimlosen Versarten, die sich zur Verpflanzung auf deutschen Boden eignen, empfiehlt Gottsched besonders auch den Hexameter, und gibt von diesem, wie auch von dem elegischen und etlichen lyrischen Maßen recht wohlgelungene Proben. „Meines Erachtens", setzt er hinzu, „fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit, noch an Witz, noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszustatten, deren sonst eine poetische Schrift außer den Reimen fähig ist."[1] Wollten wir hierin eine Weissagung auf Klopstock finden, so würde dieß freilich Gottsched nicht gelten lassen; denn er sah, als der Messias erschien, seine Forderungen an deutsche Hexameter so wenig erfüllt, daß es ihn reuen wollte, zu solchen ermuntert zu haben[2].

---

1) Gottsched's Crit. Dichtkunst, S. 377. ff.

1) A. a. O. S. 398. Vgl. Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Leipzig 1752, S. 205—220: Herrn Joh. Christ. Gottsched's Gutachten von der heroischen Versart unserer neuen biblischen Epopöen.

3. Klopstock's dichterische Entwürfe.

Treten wir nun von dem literarischen Markt und Kampfplatz in das klösterliche Arbeitszimmer unseres werdenden Dichters, so finden wir diesen von dem Treiben da außen keineswegs abgesperrt. Neben Homer und Virgil hat er, von den kritischen Schriften der Sachsen unbefriedigt, die von Bodmer und Breitinger als vertraute Handbücher vor sich liegen. An dem Bilde eines epischen Dichters, das Bodmer in seinem kritischen Lobgedichte entworfen hatte, blickte er, laut seiner eigenen Aeußerung, wie Cäsar an dem Bildniß Alexanders hinauf [1]).

Es ist der Mühe werth, daß wir einen Blick auf dieses Gedicht werfen, weil in der That Klopstocks Epos die hier gegebene Anweisung nicht verläugnet [2]). Nach einem kritischen Ueberblick der Geschichte der deutschen Dichtkunst, aus welchem Gervinus manches treffende Urtheil anführen konnte, gibt der kritische Poet, was derselben jetzt Noth thue, mit den Worten an:

> Hat irgend die Natur in Jemands Geist gesenkt
> Die Hoheit von Verstand, womit sie selbst gedenkt;
> Hat sie sich ihm entkleid't, die Regeln aufzudecken,
> Wie zeil- und reihenweis die Ding' in Dingen stecken,
> Ein Rad im andren Rad: demselben ist vergönnt,
> Daß er das Meisterwerk der Poesie beginnt.

---

1) J. J. Bodmero F. G. Klopstock, Langensalzae 10. Aug. 1748. F. G. Klopstocks sämmtliche Werke, ergänzt in 3 Bänden ꝛc. von Hermann Schmidlin, Stuttg. 1839, I., S. 456. Deutsch in Klopstocks Sämmtl. WW. Leipzig 1854/55. X., S. 361.

2) Charakter der deutschen Gedichte, Zürich 1734. Wiederholt in J. J. B. Critische Lobgedichte und Elegieen, Zürich 1747.

Erscheine großer Geist, und singe Ding' und Thaten,
So theils die Zeit begrub, theils ihr noch nicht gerathen.
Ergänz' was sie verbarg, bring vor der Zeit herbei
Die seltene Geschicht' in neuverknüpfter Reih'.
Was jemals die Natur vom Wunderbar und Großen
In Engeln, Geistern, Mensch und Körpern eingeschlossen,
Was in den Neigungen und Thaten Hohes steckt,
Liegt offenbar vor dir, entwickelt, unbedeckt.

Erst möge er an kleinen Stoffen seine Kräfte üben; sei er so vorbereitet,

So wage deinen Fuß auf des Homerus Bahn,
Und greif' das große Werk geübt und tapfer an.

Der Gegenstand, den hiezu Bodmer beispielsweise dem Dichter anräth, ist nun zwar an sich kein übernatürlicher, sondern „Colombi Fahrt und Entdeckung". Doch

Damit auch das Gedicht nicht menschlich und gemein,
Damit es dir bei Nacht geoffenbaret schein',
So führe Geister ein, verschieden an Gestalt,
An Farbe, Wissenschaft, an Tugend und Gewalt,
Mit Körpern angethan, die Anschläg' ihrer Sinnen,
Die Freundschaft oder Haß erzeugte, zu beginnen.
Der Handlung, die du singst, erhabenes Gewicht
. . . . .
Ist's werth, daß Engel selbst mit sorgenvollen Blicken
Nach ihrem Ausgang sehn und die Geschicht' beschicken.
. . . . .
Bericht' dann, wie und was in einer höhern Sphäre
Gedacht wird und gethan; erweitre und vermehre
Des Wissens schmalen Schrank. Dir ist nicht unbekannt,
Was jene Schaar beginnt, mit der dein Geist verwandt,
Die durch das Ganze fliegt, zwar still und ungesehn;
. . . . . . Du find'st in dir den Plan,
Was sie im Himmelssaal, im tiefen Thal der Höllen,
Und in der Sternen-Welt bemüht sind zu bestellen.

Verglich er mit diesen Anforderungen seine Fähigkeiten und Neigungen, so glaubte der junge Klopstock in sich den Geist, den Bodmer zur Begründung einer deutschen Dichtung forderte, zu finden. „Sobald ich", erzählte er später, „immer streng in der Untersuchung über mich selbst, und unbestochen von Eitelkeit, bemerkt zu haben glaubte, die Natur habe mir Dichtertalent verliehen, war es mein Beschluß, an etwas Großes, an ein Werk,

das die Nation noch nicht hatte, mich zu wagen. Begeistert von Homer und Virgil (andere Epiker lernte ich später kennen), hatte ich mir früh gelobt, eine Epopöe zu schreiben; aber über die Wahl des Stoffes war ich lange uneinig mit mir. Heinrich der Befreier der Deutschen hatte Anfangs meine Vorliebe [1]). Ich dachte die Maschinerie von guten und bösen Engeln, etwa auch allegorische Personen, ebenfalls anbringen zu können: doch war auch wieder Manches, was mich von diesem Thema abwendete. Einst, in einer der glücklichsten schlaflosen Nächte, wo meine unruhige Einbildungskraft dringender mich aufzufordern schien, doch endlich einmal fest zu wählen, war es wie durch eine plötzliche Eingebung, daß der Messias als der würdigste Held, den ich besingen sollte, sich mir darstellte. Sobald diese Idee sich meiner bemächtigt hatte, reihten sich sogleich in buntem Gedränge so viel andere Bilder daran, daß bald im schwebenden, großen, noch unbestimmten Umrisse eine Art von Plan vor mir stand. Als ich diesen Gedanken lange in meinem Bette nachgehangen hatte, mit dem festen Entschlusse, bei dieser Wahl zu verharren, schlief ich endlich ein, und wachte mit demselben am andern Morgen ganz heiter wieder auf." [2]) Tag und Nacht beschäftigte von jetzt an den jungen Dichter sein großer Plan. Einmal sah er die Menschenmutter Eva im Traume, so deutlich, daß, wäre er Maler gewesen, er sie hätte abmalen können; als Dichter hat er später das Geschaute am Anfang des 19. Gesangs der Messiade, der vom Weltgericht handelt, wiederzugeben gesucht. Auch nach dem Richter in der Höhe wagte er in demselben Traum ehrfurchtsvoll aufzublicken; aber er sah nur glänzende Füße, und erwachte schnell [3]). Ganz der Bodmer'schen Vorschrift gemäß, nach welcher das geforderte Epos der Zukunft „wie im Traum geoffenbart scheinen" sollte.

---

1) Vergl. die Aeußerung in der Ode: Mein Vaterland. WW. IV., S. 214.

2) Aussage eines persönlichen Bekannten Klopstocks, der die obige Erzählung im Jahre 1791 aus seinem Munde vernommen haben will. Hallische Allg. Lit. Ztg. 1827, Ergänzungsblätter, Mai, Nr. 51, S. 403 f. Sie stimmt mit der Darstellung Klopstocks in der Ode: An Freund und Feind, WW. IV., S. 260 durchaus zusammen.

3) Klopstock an Heimbach, vom 20. März 1800. WW. X., S. 467.

Bedenkt man, daß Klopstock mit der Bibel vom Elternhause her vertraut war, und daß in der Pforte das Alte und das Neue Testament in den Ursprachen gelesen wurden, so kann man sich die Wahl eines biblischen Thema für sein Heldengedicht gar wohl erklären. Die Maschinerie von guten und bösen Engeln aber, an die er schon bei seinem Plan an einen Epos über Heinrich gedacht haben will, und die nun in seiner Messiade eine so wesentliche Stelle einnimmt, war ihm als Bestandtheil eines epischen Gedichts nirgends näher gelegt als in Miltons Verlorenem Paradiese, das er um jene Zeit kennen lernte. Es war eines Nachmittags, so erzählte er in späteren Jahren dem jungen Cramer, als auf der Stube eines Mitschülers ihm zum erstenmale Milton in die Hand fiel. Unglücklicherweise stieß er, da er ihn aufschlug, gerade auf die häßliche Allegorie von Sünde und Tod im zweiten Buche, die ihn, zumal auch die Uebersetzung schlecht war, nicht zum Weiterlesen reizte. Erst später bekam er die Bodmer'sche Uebersetzung zu Gesicht, die nun, wie er in der Folge an den Uebersetzer schrieb, „die Glut, welche Homer in ihm entzündet hatte, in helle Flammen setzte, und seine Seele zur religiösen Poesie erhob" [1]). Dieß, drei Jahre nach seinem Austritt aus der Schulpforte geschrieben, lautet, als hätte die Bekanntschaft mit Miltons Epos ihn zur Wahl eines religiösen Stoffes für das seinige bestimmt; in späteren Jahren stellte er die Sache so dar, als wäre die Idee der Messiade in ihm entstanden, ehe er eine Zeile von Milton gesehen hatte [2]). Wir würden geradezu sagen, daß ihn hierin die Erinnerung getäuscht haben müsse, wenn jene frühere Aeußerung gegen Bodmer bestimmter wäre.

Nachdem Klopstock von seinem 15. bis 21. Jahre in der Schulpforte verweilt hatte, hielt er vor seinem Abgang im Herbst 1745 dem Herkommen in der Anstalt gemäß noch eine lateinische Abschiedsrede, die, uns glücklicherweise erhalten [3]), ein merkwürdiges

---

1) An Bodmer, vom 10. Aug. 1748, bei Schmidlin, I., S. 459. WW. X., S. 361.

2) Cramer, Er und über ihn, I., S. 36 f.

3) Es hieß übrigens, Klopstock habe statt des Originals, das er sich später einmal ausgebeten, der Schulpforte nur eine Copie zurückgegeben. S. Die Klopstocksfeier in Leipzig ꝛc., Leipzig 1839, S. 13.

Denkmal seines damaligen Standpunkts, seines früh fertigen Wesens ist. Die Wahl des Gegenstandes scheint ihm freigestellt gewesen zu sein; denn er sprach geradezu von dem, dessen sein junges Dichtergemüth damals voll war: von dem Wesen und Berufe des epischen Dichters[1]).

Von der hohen Würde der Dichtkunst überhaupt geht er aus. Wohl ist sie Nachahmerin der Natur; aber indem sie (hier sehen wir Breitingers Lehren), nach Schönheit und Vollkommenheit strebend, die natürlichen Dinge in neuer Ordnung zusammensetzt, erhebt sie sich zum Range einer Schöpferin. Freilich gibt es auch eine gewöhnliche und niedrige Art der Poesie, die sich dieses Namens mit Unrecht anmaßt, und wohl zu unterscheiden ist von jener hohen und ächten, die Gott selbst gewürdigt hat, sich ihrer als eines Organs seiner Offenbarung zu bedienen. Ein Moses, Hiob, David, dann die verschiedenen Propheten, sind ebenso sehr als Dichter zu bewundern, wie als Träger göttlicher Offenbarung zu achten; daß aber der Sohn Gottes selbst in seinen Gleichnißreden sich der dichterischen Form bedient hat, ist die höchste Ehre der Poesie. Wer von diesem Gesichtspunkt aus die Dichtkunst betrachtet, wird der Beschäftigung des Redners mit derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen, wird auch begreifen, warum er jetzt zum Lobe der Dichter sprechen will. Aber es gibt nur wenige wahre Dichter, und von diesen wiederum hat sich der Redner nur eine ganz kleine Zahl auserlesen, diejenigen nämlich, die mit ihres Namens Unsterblichkeit mehr als andere die Folgezeit erfüllt haben: die epischen Dichter.

Von jeher hat man dem Heldengedicht den ersten Platz unter den Werken der Dichtkunst eingeräumt. Erfordert es doch eine Handlung, die sich, wenn nicht auf den ganzen Erdkreis, doch auf einen großen und den vornehmsten Theil seiner Bewohner bezieht, und mit geschickten und bewundernswerthen Erfindungen ausgeschmückt sein muß. Hier also gilt es, alle Geisteskraft und Kunst aufzubieten; das epische Gedicht verhält sich zu den übrigen Dich-

---

2) Declamatio, qua poetas Epopoeiae auctores recenset F. G. Klopstock, in provinciali schola Portensi, a. 1745 die 21. Sept. In Schmidlins Supplementen I., S. 113—138. Auch bei Cramer, a. a. O. I., S. 99—132, und in deutscher Uebersetzung S. 54—98.

tungsarten wie die ganze Erde zu ihren Theilen; während die andern Dichter nur eben Menschen sind, gleicht der Heldendichter einem himmlischen Genius; vom höchsten Standpunkte, gleichsam vom Himmel herab, übersieht er alles das auf einmal, was andere nur Stück für Stück nacheinander zu sehen bekommen.

Gehen wir nun die Reihe dieser Dichter entlang, jener großen Seelen, welche, niedrige Dichtarten verschmähend, ein Heldengedicht zu schaffen den Muth gehabt haben, so begegnet uns an erster Stelle Homer. Er umfaßt die Natur in ihrer Schönheit als eine geliebte Schwester; er hat, mit dem Urbilde dichterischer Vollkommenheit in der Brust, das Heldengedicht nicht allein erfunden, sondern auch vollendet. Einfalt in der Majestät ist sein Vorzug; was von seinem Schlummern gesprochen wird, ist nur ein Beweis (mit Pope zu reden), daß seine Leser bisweilen träumen. Ihm steht Virgil nur dadurch nach, daß er ihn zum Vorgänger hatte; die Natur, kann man sagen, wenn den Griechen mit der Rechten, umfängt den Römer mit der Linken. Beide bleiben ewige Vorbilder, und nur Eins ist zu bedauern, — daß sie keine Christen waren!

Von da an ist eine Kluft von Jahrhunderten; erst Tasso ist wieder nennenswerth, der einen glücklich gewählten heiligen Stoff mit reichem und feurigem Geiste ausgeschmückt hat. Aber er hat mehr Phantasie als Geschmack, hält sich nicht immer auf gleicher Höhe, und preßt dem Nachfolger, bei aller Bewunderung, doch niemals die Thränen der edlen Nacheiferung aus. Nach einem Blick auf die Entartung der neueren italienischen Poesie wendet sich der Redner sofort England zu, dieser Königin unter den Nationen Europa's, wo nun mit ähnlicher Auszeichnung, wie oben Homer, Milton eingeführt wird. An Geist und Dichterkraft sein würdiger Nebenbuhler, steht er durch die Würde der geoffenbarten Religion, die er verherrlicht, über dem Griechen, während deren Fußstapfen der heiligen Schriftsteller von Ferne und mit Ehrfurcht nachgeht. Wie erhaben ist sein Gegenstand: Gott, Himmel und Hölle, das Chaos, die Reihe der daraus hervorgegangenen Welten, die Bewohner der Gestirne, die Engel und Menschen vor und nach dem Fall, mit dem Ausblick auf die Erlösung. Einen noch erhabenern Stoff hat der jugendliche Redner sich selbst zur dichterischen Bearbeitung ausersehen; eine Kühnheit, um deren willen

er Miltons erhabenen Schatten ihm nicht zürnen zu wollen bittet.

Bedeutend abwärts geht es von da zu den Franzosen, deren Geist fein und leicht, aber selten erhaben ist. Manche hat ein edler Ehrgeiz in die epische Bahn gerissen; aber wenige sind darin glücklich gewesen. Einsam steht Fenelon da, der in seinem Telemach den Virgil an einfacher Anmuth erreicht, an sittlichem Geiste übertrifft. Daß Voltaire dieses Werk nicht als Epos, sondern nur als Roman gelten lassen will, ist Neid; denn er mit seiner Henriade steht tief darunter. Zierlich, aber nicht groß, natürlich, aber oft auch gewöhnlich, läßt er einen am Ende kalt; abgesehen noch davon, daß er auch mehr Schmeichler ist, als sich mit der Würde der Dichtkunst verträgt. In neuester Zeit ist unter den Engländern Glover mit seinem Leonidas, in den Niederlanden van Haaren mit seinem Friso aufgetreten, der dem Telemach nahe kommt.

So dringt der Ruhm epischer Dichtung immer mehr gegen unsere Grenzen vor: aber herüber kommt er nicht. Eher wird er noch die kalten Nordländer besuchen, als er die unsrigen erblickt. Jedes Volk in Europa wird mit dem Namen eines Helden-Dichters prangen; nur wir Deutsche, träg und ohne Ehrgefühl, werden eines solchen auch dann noch entbehren. „Gerechter Unwillen ergreift meine Seele, wenn ich die tiefe Schlafsucht unseres Volkes in diesem Stücke wahrnehmen muß. Durch Beschäftigung mit elenden Tändeleien suchen wir den Ruhm des Genies; durch Gedichte, die zu keinem andern Zwecke zu entstehen scheinen, als um unterzugehen und nicht mehr zu sein, wagen wir, ganz unwerth des deutschen Namens, die heilige Unsterblichkeit erringen zu wollen.“ Wie kühn waren unsere Vorfahren in den Waffen! ja auch wir noch sind in der Philosophie, in den Wissenschaften überhaupt, nicht ohne Ruhm; wir streben empor, selbst das stolze Ausland erkennt es an: nur die Dichtkunst scheint bei uns dazu verurtheilt, von unwürdigen Händen berührt und am Boden gehalten zu werden. Werfet mir nicht ein, wir haben doch Dichter, die sich über die Mittelmäßigkeit erheben: ich rede hier vom Heldengedicht, dem höchsten Werk der Poesie, und ein solches hat von unsern Poeten noch keiner geschaffen. Versuche sind gemacht, aber mißlungen: so gut das neue auf den Sachsen Wittekind, als jenes alte auf den Kaiser Maximilian.

Hier führt der Redner den oben erwähnten Vorwurf Mauvillon's von dem Mangel eines schöpferischen Geistes auf dem deutschen Parnaß mit dem Beisatz an, das Schlimmste sei, daß der Mann nicht einmal Unrecht habe. Was nun aber dagegen thun? Etwa abermals, wie schon öfter geschehen, mit vielem Wortgepränge beweisen, daß es den Deutschen nicht an Geist fehle? Nein! „Durch die That, durch ein großes und unsterbliches Werk, müssen wir zeigen, was wir vermögen." Das möchte der Redner in einer Versammlung der ersten deutschen Dichter aussprechen, und wie glücklich würde er sich schätzen, wenn es ihm gelänge, den würdigsten derselben die Röthe edler Scham über die lange Vernachlässigung der Pflicht gegen des Vaterlands Ruhm in die Wangen zu jagen! „Sollte jedoch vielleicht unter den jetzt blühenden deutschen Dichtern derjenige noch nicht zu finden sein, welcher bestimmt ist, sein deutsches Vaterland mit diesem Ruhme zu schmücken: o, so brich an, du großer Tag, der uns diesen Sänger schenken soll; nähere dich schneller, o Sonne, der zuerst ihn zu schauen und mit freundlichem Antlitz zu bestrahlen vergönnt sein wird! Tugend möge ihn, und mit der himmlischen Muse vereint, Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Vor seinen Augen erschließe sich der Natur ganzes Feld und der anbetungswürdigen Religion Andern unzugängliche Höhe; selbst künftiger Jahrhunderte Reihe bleibe ihm nicht ganz verhüllt und dunkel. Von diesen Erzieherinnen werde er gebildet, der Menschheit, der Unsterblichkeit, Gottes selbst, den er vornehmlich preisen soll, würdig."

Nachdem so das wissenschaftliche Thema der Rede zu Ende geführt ist, folgt die vierfache Danksagung: gegen Gott, den Landesfürsten, Lehrer und Mitschüler. Gott dankt der junge Redner für Geistesgaben und Gesundheit, und spricht als seine Ueberzeugung aus, daß wenig wissen und Gott fromm verehren, des Menschen höchste Weisheit sei. Den Lehrern bekennt er, ob er gleich einen Theil seiner Fortschritte als Frucht seiner Lernbegier und guter Bücher betrachten darf, doch den größeren Theil seiner Kenntnisse, und die Anregung durch ihr sittliches Beispiel zu verdanken. Die Mitschüler betreffend habe er (sie dürfen es sich zur Ehre schätzen, denn im Bücherlesen sei er äußerst wählerisch) das Buch, welches in ihrem Leben und ihren Eigenthüm-

lichkeiten vor ihm aufgeschlagen gewesen, fleißig studirt und viel daraus gelernt. Darnach theilt er sie in drei Klassen. Einige habe er ihres lebendigen feinen Geistes, ihrer für die Tugend schlagenden Herzen wegen geliebt; Andere, wenn auch nur mittelmäßige Köpfe, um ihres Strebens willen, sich zu brauchbaren Menschen heranzubilden, geschätzt; noch Andere haben wenigstens dadurch seinen Dank verdient, daß sie ihm die Häßlichkeit der Fehler deutlicher gemacht, welche allein er auch, nicht aber sie selbst, gehaßt habe. Mit dieser offenherzigen Danksagung mögen sie zufrieden und überzeugt sein, daß sie in ihrem Kreise zwar manchen Talent- und Kenntnißreichern gesehen haben und sehen werden, aber keinen, der ihre Sitten genauer beobachtet und ihren Umgang mehr geliebt hätte.

„Du endlich, schließt er, o Pforte, Nährerin und Augenzeugin dieser Freundschaft, sei glücklich und pflege in zärtlichem Schooße diese deine Zöglinge. Oft werde ich deines Namens mich anhänglich erinnern, und dich als die Mutter jenes Werkes, das ich in deinen Armen auszudenken angefangen, dankbar verehren."

In dieser Rede ist besonders die Stelle, in welcher ihr Verfasser den künftigen Dichter, wie ihn Deutschland bedürfe, mithin, was seine den Zuhörern wohlverständliche Meinung war, sich selbst prophezeit und segnet, von jeher verschieden beurtheilt worden. Die einen haben musterhafte Bescheidenheit, die andern lächerliche Eitelkeit darin gefunden [1]). Uns erscheint der jugendliche Klopstock hier nur gerade so stolz als er sein durfte, sofern er fühlte, was er leisten konnte; und so bescheiden als er sein mußte, sofern er es noch nicht geleistet hatte: er tritt mit der ganzen Bedeutung auf, die er nachher bewährt, und mit einer Liebenswürdigkeit, die er nicht immer behalten hat.

---

1) Das Erstere C. F. Cramer, Er und über ihn, I, S. 89 Anm.; das Letztere Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 361.

4. Universitätsjahre. Erste Freunde. Die drei ersten Gesänge des Messias.

Nach seinem Austritt aus der Schulpforte begab sich Klopstock noch in demselben Herbste 1745 auf die Universität Jena, um Theologie zu studiren [1]). Warum gerade Jena gewählt wurde, wissen wir nicht; übrigens hatten hier damals Daries als Philosoph und J. G. Walch als Theolog ausgebreiteten Ruf. Auch versicherte Klopstock in der Folge, mehrere Vorlesungen, unter andern eine zahlreich besuchte des Letztern, mit Aufmerksamkeit gehört zu haben; was aber den Ersteren betrifft, so meinte freilich später Iselin [2]), wenn Klopstock in seinen jungen Jahren, statt sich lediglich mit Versemachen zu beschäftigen, einige Stunden angewendet hätte, bei Daries Philosophie zu hören, so würde Manches im Messias anders ausgefallen sein.

Jedenfalls wissen wir mehr von seinen poetischen Arbeiten, als von seinen akademischen Studien aus dieser Zeit. Zur Ausführung seines epischen Plans hatte er sich zwar ursprünglich vorgenommen, nicht vor dem dreißigsten Jahre zu schreiten; er war sich bewußt, daß er dazu noch nicht reif sei, daß erst die Einbildungskraft in ihm in ein richtiges Verhältniß zu Gefühl und Urtheilskraft getreten sein müsse [3]). Dann aber hätte er auch

---

1) Hiezu und zum Folgenden vgl. hauptsächlich Cramer, a. a. O. S. 135 ff.

2) Ephemeriden der Menschheit, 1782, 2. Bd., S. 274 f. Anm.

3) S. die Ode an Freund und Feind, Bd. IV., S. 261:

Strenges Gesetz grub ich mir ein in Erz: erst müsse das Herz
Herrscher der Bilder sein; beginnen dürf' ich erst,
Wäre das dritte Zehend des Lebens entflohn;
Aber ich hielt es nicht aus und begann!

den Plan noch nicht so ins Einzelne hinein in sich ausbilden dürfen. Nun dieser innerlich schon so bestimmt vorhanden war, drängte er naturgemäß auch zur Ausführung. Die einzelnen Bilder schwebten dem jungen Dichter so lebhaft vor, daß sie ihn unwiderstehlich zur Darstellung reizten. Einer Nachricht zufolge hätte er schon in der Pforte einen Anfang gemacht[1]); sicher ist, daß er in Jena an die Ausarbeitung ging.

Schwierigkeit machte ihm hiebei die Vorfrage nach der Form. Ein Heldengedicht wird herkömmlich in Versen geschrieben: welches Versmaß sollte er nun wählen? Herrschend war damals für größere, insbesondere erzählende Gedichte nach französischem Vorbilde der Alexandriner. Allein wie ermüdend einförmig ist dieser Vers mit seinen eng zusammengejochten Reimpaaren und seinem klappenden Einschnitt in der Mitte, um dessen willen er schon damals mit einer entzwei geschnittenen Schlange verglichen worden war[2]). Gerade mit Klopstocks Eigenthümlichkeit war das kalte, antithetische, abgezirkelte Wesen dieser Versart im denkbar schroffsten Widerspruch. Weniger trocken, dafür aber um so unbehülflicher, fand er den achtfüßigen Trochäus, und von dem fünffüßigen Jambus, den Milton's Vorbild an die Hand gab, urtheilte er, daß wir keine reinen machen können. Vom Hexameter sah er wohl bei Homer und Virgil leuchtende Muster; aber es ihnen im Deutschen nachthun zu können, damals noch keine Möglichkeit. Die deutschen Hexameter und Disticha eines Konrad Gesner aus dem sechszehnten, Bythner und Sigmund von Birken aus dem siebenzehnten, Heräus aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, soweit er sie gekannt haben mag[3]), waren von einer Beschaffenheit, die ihn nicht ermuntern konnte, und des mißachteten Gottsched gelungene Hexameterproben waren ihm vielleicht der Zahl nach zu wenig und däuchten ihm zu künstlich, um ihn zur Anwendung dieses Versmaßes auf ein umfangreiches Gedicht zu ermuthigen. In seiner Abschiedsrede hatte er kein Bedenken getragen, dem Telemach von Fenelon, unerachtet er in Prosa ge-

---

1) Allg. Lit. Ztg. 1827. Ergänzungsblätter, Mai, Nr. 51, S. 404.

2) Breitinger's Crit. Dichtk. II., S. 453.

3) Vergl. W. Wackernagel, Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, Berlin 1831, S. 17 ff.

schrieben ist, den Rang eines epischen Gedichtes zuzuerkennen: warum sollte nicht auch das seinige lieber in Prosa geschrieben, als in eine Zwangsjacke gesteckt werden, die seine beste Schwungkraft lähmen mußte? So schrieb er denn in Jena den größern Theil der drei ersten Gesänge seines Messias in Prosa. Aber beruhigt war er dabei noch immer nicht, und oft ging er sinnend an der Saale hin spazieren, im Kampfe mit dem Verdruß, in dieser Hinsicht so weit hinter seinen classischen Mustern zurückbleiben zu müssen.

Doch in Jena sollte er den Ausweg aus diesen Zweifeln nicht finden. Der Ton unter den Studirenden, wie ihn Zachariä so eben (1744) in seinem „Renommisten" geschildert hatte, war ihm zu roh, er vermißte passenden Umgang, besonders mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza[1]), wäre er gern beisammen gewesen, und der sollte und wollte nur in Leipzig studiren. So vertauschte Klopstock um Ostern 1746 Jena mit Leipzig.

Auch hier liegt sein Verhalten zu den akademischen Lehrern und Lehranstalten im Dunkel. In Leipzig stand Gottsched als Professor der Logik und Metaphysik, als Leiter literarischer Vereine und Herausgeber schönwissenschaftlicher Zeitschriften, damals noch in voller Wirksamkeit und hohem Ansehen, obwohl dieses durch die Angriffe der Schweizer bereits eine Erschütterung erfahren hatte. Wir wissen nicht, ob Klopstock bei ihm gehört hat, in persönliche Beziehung ist er sicher nicht zu ihm getreten. Seit zwei Jahren hatte auch Gellert angefangen, als Magister Vorträge über Poesie und Beredtsamkeit zu halten[2]): ob Klopstock sie besucht hat, ist unbekannt. Nur die verlorene Nachricht haben wir noch von seinen Leipziger Studien, er sei einmal in Leipnitzens Theodicee so vertieft gewesen, daß er vierzehn Tage nicht aus seiner Wohnung gekommen sei[3]).

1) In Janozki's Briefen, Ep. XCVIII., S. 152, wird unter den Zöglingen der Pforte auch ein Langensalzer Schmidt aufgeführt, als ein Mensch von kühner, an seltenen Einbildungen reicher Natur, der es aber noch an Urtheil und Geschmack fehle. Wenn dieß der Vetter Klopstocks ist, o wären demnach beide schon auf der Schule zusammen gewesen.

2) S. Koberstein, Grundriß der Gesch. der deutschen Nationalliteratur, II., S. 914 der vierten Aufl.

3) Böttiger, Skizzen zu Klopstocks Porträt, im Taschenbuch Minerva, 1816, S. 326.

Desto wichtiger waren für Klopstock die akademischen Freundschaften, die er in Leipzig schloß, und die literarische Verbindung mit jüngeren Männern, in die er hier trat. Mit seinem Vetter Schmidt bewohnte er in dem Radike'schen Hause in der Burgstraße dasselbe Zimmer. Johann Christoph Schmidt war der Brudersssohn von Klopstocks Mutter, hatte mit diesem die gleiche Jugendbildung genossen und theilte mit ihm das Interesse für die damalige Bewegung in der deutschen Literatur. Die Briefe, die uns von ihm erhalten sind[1]), zeigen eine muntere, gesunde Natur, bei lebhafter Empfindung doch einen kühlen Verstand, der sich gern als heiterer Spott äußert, und namentlich auch die Ueberschwänglichkeit des Vetters, bei aller Anerkennung seines überlegenen Talents, nicht selten zur Zielscheibe nimmt. Ohne selbst productiv zu sein, bewahrte er sich doch auch später im Geschäftsleben, als Hofrath und zuletzt Geheimerrath in Weimar, den Sinn für Literatur, und hat noch Schiller durch die behaglichen Erzählungen aus seinem poetischen Jugendleben mit Klopstock und später mit Gleim ergetzt[2]). Andere Studirende verschiedener Facultäten erweiterten den Kreis. Der sanfte, gesellige Rothe, der in der Folge Archivar in Dresden wurde; Kühnert, nachmals Bürgermeister in Artern, eine Natur, die durch ihre seltsame Mischung, welche sie allerhand Verwandlungen unterwarf, anregend auf die jungen Freunde wirkte; der Mediciner Olde aus Hamburg, wo er schon 1750 in jugendlichem Alter starb, scheint später hinzugetreten zu sein.

Unter diesen freundlicheren Umgebungen und vermehrten Anregungen arbeitete Klopstock in der Stille am Messias fort, und nun löste sich ihm auch der Knoten in Bezug auf die sprachliche Form, die dem Gedichte zu geben wäre.

Immer plagten ihn noch die Hexameter der alten Epiker, und daß sein Werk dieses edlen Gewandes entbehren sollte. Aber er schien sich darein ergeben zu müssen; sagte ihm doch der Pro-

---

1) Besonders in der Sammlung: Klopstock und seine Freunde, von Klamer Schmidt, Halberstadt 1810.

2) S. Schillers Briefwechsel mit Körner, I., S. 295 f., den Brief Schillers aus Weimar vom 17. Mai 1788. Schmidt überlebte den Vetter noch um fünf Jahre, indem er erst 1808 in Weimar starb.

fessor Christ, der als Antiquar nicht ohne Verdienst war, geradezu, es wäre Tollheit, unserer Sprache Hexameter zuzumuthen, da in der viel harmonischeren italienischen Petrarca nur Sonette zu Stande gebracht habe[1]). Begreiflich; wenn Christ das Gesetz der Position auch beim deutschen Hexameter beobachtet wissen wollte. Da, an einem Sommernachmittage (wohl 1746) stieg es mit Einemmal in Klopstock auf, es käme mit den Hexametern auf einen Versuch an. Er machte den Versuch, und dieser gelang. In wenigen Stunden hatte er eine Seite voll Hexameter vor sich, und nun war sein Entschluß gefaßt, Alles in Hexameter umzuwandeln. Aber still und zurückgezogen, wie er überhaupt lebte, hüllte er vollends diese Arbeit in das strengste Geheimniß. Nur der Vetter und Stubenbursche Schmidt wußte darum; außer ihm sollte Niemand etwas von dem Werke sehen, bis es zu Ende geführt wäre, wo es dann auf einmal an das Licht zu treten bestimmt war. Ein Vorsatz, der sich so wenig festhalten ließ, als der frühere, die Ausarbeitung bis zum dreißigsten Lebensjahre aufzuschieben. War damals der Plan schon zu bestimmt ausgedacht, um so lange unausgeführt ruhen zu können, so war er nun zu weitschichtig, um in Einem Athem ausgeführt werden zu können.

Was unter allen Umständen geschehen sein würde, führte der Zufall in folgender Gestalt herbei. Schon früher ist der „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ gedacht worden, welche seit 1741 Gottscheds Anhänger, M. Johann Joachim Schwabe in Leipzig herausgab. Achtungswerthe jüngere Kräfte, wie die Gebrüder Schlegel, Gärtner, Rabener, Gellert, Cramer, Ebert, Zachariä, waren unter den Mitarbeitern. Allein, war es nun Sorglosigkeit oder Unfähigkeit des Herausgebers, sie mußten oft ihre Beiträge neben solchen sehen, deren sie sich schämten. Seine Parteinahme für Godsched gegen die Schweizer drohte sie in diesen Streit zu verwickeln, bei dem sie vorerst unbetheiligt zu bleiben wünschten. So kam der älteste unter ihnen, Karl Christian Gärtner, der zuvor mit Gellert und Andern unter Gottscheds Leitung an allerhand Uebersetzungen gearbeitet hatte, auf den Gedanken, mit Beihülfe seiner Freunde eine neue Zeitschrift zu gründen. Die Ersten, die sich ihm zur Ausführung dieses Planes zugesellten,

---

1) Böttiger, Klopstock im Sommer 1795, Minerva 1814, S. 336.

waren sein erzgebirgischer Landsmann Johann Andreas Cramer und Johann Adolph Schlegel[1]), des Dramatikers Johann Elias jüngerer Bruder, der Klopstock von der Schulpforte her bekannt gewesen sein muß und seit mehreren Jahren in Leipzig Theologie studirte. Nun sah man sich nach einem Verleger um, welchen man in dem Bremischen Buchhändler Nathanael Saurmann fand, von dessen Wohnsitz hernach die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", wie sie sich betitelten, den landläufigen Namen der „Bremer Beiträge" bekommen haben. Jetzt trat auch Rabener herzu, mit Gärtner schon von der Meißner Fürstenschule her bekannt, damals Steuerrevisor des Leipziger Kreises; ferner Conrad Arnold Schmidt aus Lüneburg, Ebert und Zachariä in Leipzig, und aus Kopenhagen, wo er Privatsecretär des sächsischen Gesandten war, schickte Johann Elias Schlegel Beiträge ein. Der hochgeachtete Hagedorn in Hamburg, durch seinen jüngeren Landsmann Ebert in das Geheimniß gezogen, schenkte dem Unternehmen seinen Beifall, und etwas später traten noch Gellert und Giseke dem Kreise der Mitarbeiter bei.

Die Herausgabe und die Verhandlungen mit dem Verleger leitete Gärtner, der zu diesem Leipziger Kreise in demselben Verhältniß stand, wie später Boie zu dem des Göttinger Dichterbundes: ohne eigentliche Productivität an Urtheil, Geschmak und Erfahrung wie an Alter eine gewisse Ueberlegenheit zu behaupten. Im Uebrigen herrschte strenge Rechtsgleichheit und Gegenseitigkeit. Kein neuer Mitarbeiter sollte ohne Zustimmung der übrigen beigezogen werden; jede Arbeit der Beurtheilung aller Mitarbeiter unterliegen, und von der Entscheidung der Mehrheit nicht blos deren Aufnahme überhaupt abhängen, sondern auch Einzelnes, was ihr mißfiel, von dem Verfasser geändert werden müssen, wenn er auf den Abdruck seiner Arbeit wollte rechnen können; womit es dann ganz zusammenstimmte, daß die Stücke ohne die Namen der einzelnen Verfasser erschienen"[2]). Die Zeitschrift hatte es, indem sie

---

1) Der Vater der berühmteren Söhne, August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

2) Vgl. Ch. F. Weiße, Rabeners Briefe, nebst einer Nachricht von seinem Leben und Schriften, S. XXIV. ff. Vgl. (Manso) Nachträge zu Sulzer, VIII. S. 68 ff. Koberstein, a. a. O. S. 908 ff.

dem Streit der Parteien fern bleiben wollte, auf angenehme und lehrreiche Unterhaltung, auf Bildung des Geschmacks und der Sitten, besonders auch auf Heranziehung der Frauenwelt abgesehen: und daß hiezu Gellerts anmuthige Redseligkeit und freundliche Lehrhaftigkeit, Rabeners Menschenkenntniß und zahmer Spott, Zachariä's burlesker und doch ehrbar steifer Erzählungston sich vortrefflich eigneten, erhellt von selbst. Daß hier mehr Geist und Witz als bei den Gottschedianern, und eine correctere Form und Sprache als bei den Schweizern zu finden sei, war unverkennbar; das Unternehmen fand in weiten Kreisen Anklang, und noch jetzt datirt die Literaturgeschichte den Anbruch einer neuen besseren Zeit für unsere Literatur von den Bremer Beiträgen.

Von den Mitarbeitern dieser Zeitschrift nun, die schon vermöge der wöchentlichen Zusammenkünfte, die sie zur Begutachtung der eingelaufenen Arbeiten hielten, in lebhaftem Verkehre standen, wohnte einer in demselben Hause mit Klopstock und seinem Vetter. Es war dieß J. A. Cramer, der ein Jahr vor Klopstock im Erzgebirge geboren und auf der Fürstenschule zu Grimma gebildet, seit 1742 in Leipzig Theologie studirt hatte, und jetzt bereits als Magister Vorlesungen hielt. Er war mit der Tochter des Hauses verlobt, jener als Braut verstorbenen und von Klopstock in seinen frühern Oden mehrfach gepriesenen [1]) „Radikin", deren Schwester er nachmals geheirathet und mit ihr jenen Carl Friedrich Cramer erzeugt hat, dessen panegyrischem Werke über Klopstock wir die meisten Nachrichten über diese Jugendzeit des Dichters verdanken. Oefters schon waren sich Klopstock und Cramer auf dem Hausgange begegnet, hatten wohl auch flüchtige Worte gewechselt, ohne daß doch eine genauere Bekanntschaft sich entsponnen hätte; obwohl Miene und Art Cramers auf Klopstock einen günstigen Eindruck machten. Da kam die Meßzeit (wir wissen nicht, ob die Herbstmesse 1746 oder die Ostermesse 1747), und die beiden Vettern mußten dem Uebereinkommen mit dem Wirthe gemäß, für diese Wochen ihr nach der Straße zu gelegenes Zimmer mit einem kleineren nach hinten gelegenen vertauschen, das nur durch eine Thür von Cramer's Stube geschieden war. Eines Abends nun hörte dieser seine beiden Zimmernachbarn lebhaft sprechen:

1) S. Klopstocks Werke, IV., S. 8, 25, 32, 41.

die Worte Epopöe, Hexameter, Messias, die er wiederholt vernimmt, erregen seine Aufmerksamkeit. Er wird begierig, die poetischen Nachbarn kennen zu lernen, und läßt sich am folgenden Tage bei ihnen ansagen.

Klopstock nimmt den Besuch freundlich, der Vetter, der einen Zahn auf das Selbstgefühl und ausschließende Wesen der Beiträger hatte, nicht ohne eine gewisse Bosheit auf. So fiel er nachdem ein literarisches Gespräch eingeleitet war, alsbald in ein übertriebenes Lob der Engländer, gegen welche er die Deutschen und namentlich auch die Verfasser der Beiträge heruntersetzte. Cramer vertheidigte seine Freunde, hob insbesondere ihre strenge gegenseitige Kritik hervor: die möge wohl gut sein, erwidert Schmidt mit Lachen, aber worauf es ankomme, sei Genie, und das haben die Deutschen nicht, wohl aber die Briten. Nun legt sich Klopstock ins Mittel, will beschwichtigen, das herbe Auftreten des Vetters als nicht so böse gemeint entschuldigen; aber: was? ruft dieser, der da will zahm thun, und ist selbst der ärgste Kritikus — ja, wenn Sie wüßten, wie dick der's hinter den Ohren hat! Damit springt er auf, langt mit sicherem Blick und Griff aus einem Koffer voll Wäsche die Handschrift des Messias hervor und ruft: da sollen Sie einmal hören! Klopstock, feuerroth und ärgerlich, will ihm die Blätter entreißen, aber der Vetter länger und stärker als er, hält sie hoch empor; Cramer bittet, Klopstock thut vergebens Einsprache, und Schmidt fängt an zu lesen. Nun war aber seiner Tücke gegen das Mitglied der Beiträgergesellschaft noch nicht genug gethan; er las absichtlich in falschem Ton, um den Triumph zu haben, daß Cramer den Werth des Gelesenen verkennen möchte. Aber dieser, mit nichten getäuscht, bemerkt ihm, daß das ganz anders gelesen werden müsse: und nun, da die Sache so weit ist, liest Klopstock lieber selbst vor. Er las den ganzen ersten Gesang, der eben in Hexametern fertig war; Cramer spendete Beifall, bat, das Gelesene den verbundenen Freunden mittheilen zu dürfen, und brachte bald von diesen an den neu entdeckten Dichter die Einladung, ihrem Vereine beizutreten und ihre Zeitschrift durch Beiträge zu unterstützen.

Jetzt erst war Klopstock ganz in seinem Elemente; jetzt erst begann für ihn jene Zeit, welche jugendliche Freundschaft, gemeinsame Ideale und erste Kraftversuche zur Blüthezeit des Lebens

machen. An Giseke vor allen, der in demselben Jahr mit ihm von deutschen Eltern in Ungarn geboren, aber in Hamburg erzogen, ein Mensch von zartem innigem Gemüth und angenehmen Umgangsformen, auch nicht ohne ein gewisses lyrisches Dichtertalent war, nächst ihm an Cramer und Ebert, schloß sich Klopstock mit Innigkeit an. Sein einziger Schmerz war, daß, wie dieß das Loos solcher akademischen Kreise ist, der Freundeskranz, kaum geflochten, sich schon wieder zu entblättern begann. Noch in demselben Jahre verließ J. A. Schlegel die Universität; bald betrübte auch Gärtners Abschied die Freunde, und endlich war des zärtlich geliebten Giseke Weggang (1748) für Klopstock ein Schmerz, dem er eine seiner ersten und innigsten Oden widmete.

Ein halbes Jahr nach Klopstock hatte auch der junge Lessing die Leipziger Hochschule bezogen, und damit waren die beiden Jünglinge, auf denen die nächste Zukunft der deutschen Literatur beruhte, am gleichen Orte unter gleichen Verhältnissen beisammen. Von einer näheren Berührung aber zwischen beiden, wie sie in späteren Jahren, obwohl ohne jemals zur innigen Beziehung zu werden, eintrat, wissen wir aus jenem Zeitpunkte nichts. Lessing besuchte seit 1747 mit seinem lockern Freunde Mylius, und wie es heißt auch mit einigen Mitgliedern der Gesellschaft der Bremer Beiträge, das philosophische Disputatorium des M. Kästner: schwerlich hat Klopstock deßgleichen gethan. So gab zwar Mylius gleich Anfangs in die Beiträge eine Abhandlung; aber in die Länge vertrug er sich mit diesem Kreise nicht, der auch seinem Freunde Lessing zu gespannt und bevormundend gewesen sein mag.

Dem jungen Dichter des Messias redeten unterdessen die neuen Freunde zu, eine Probe seines Gedichts in ihrer Zeitschrift abdrucken zu lassen. Klopstock konnte sich längere Zeit nicht dazu entschließen. Und auch sie selbst waren bei der Sache doch nicht so ganz ohne Bedenklichkeit. Der Messias wich nach Geist und Form so weit von Allem ab, was damals von deutscher Poesie vorhanden war, daß sich schwer berechnen ließ, wie das Publikum ihn aufnehmen würde. Ja selbst der Geistesart und Bildung der meisten Mitarbeiter an den Beiträgen war die Klopstock'sche Dichtung fremd. Nüchterne Naturen, unter Gottscheds Anleitung vorzugsweise nach französischen Mustern gebildet, waren sie durch die Schweizer wohl angeregt, aber auf keine neue Bahn geführt worden. Nicht blos

zu einzelnen Ueberschwenglichkeiten, sondern zu dem ganzen Ton der Messiade mußte ein Gellert den Kopf schütteln, ein Rabener aber den Mund verziehen. So wurden einstweilen Stücke des neuen Heldengedichts handschriftlich als Fühler an einzelne Autoritäten des Fachs versendet.

Im besonderen Ansehen stand, wie wir wissen, bei der Gesellschaft der Bremer Beiträge Hagedorn, den die Hamburger unter ihren Mitgliedern auch von Seiten seiner persönlichen Liebenswürdigkeit kannten. An ihn ging daher zu Anfang des Jahres 1747 eine Probe ab. „Ist ihnen schon bekannt, schrieb darauf im April Hagedorn an Bodmer, daß ein junger Dichter in Leipzig, Klopstock, an einem ganz großen und homerischen Gedichte vom Messias arbeitet? Es besteht aus Hexametern. Ueber den schweren Inhalt mag ich mich nicht erklären. Incedit per ignes suppositos cineri doloso. Mich däucht, er steht in größerer Gefahr, angefochten“ (verketzert) „zu werden, als Milton selbst. Er hat von Jugend auf den Homer gelesen. Ich kann mich nicht so sehr zu den Griechen rechnen, als zu den unzähligen Ungriechen. Doch halte ich den Homer fast so sehr in Ehren, als wenn er ein Patriarch gewesen wäre. Ich hege folglich immer ein günstiges Vorurtheil für jeden Dichter, der, zumal zeitig, den Vater der Dichtkunst kindlich lieben und ehren lernet.“ Das Werk, setzt Hagedorn hinzu, werde zur Vollendung eine Reihe von Jahren erfordern, und sei aus einem Bruchstücke noch nicht wohl zu beurtheilen; so wolle es auch der Dichter noch geheim gehalten wissen, und habe sich nicht entschließen können, etwas davon in die Beiträge einrücken zu lassen. Doch an Bodmer gedenke derselbe eine Probe zur Begutachtung zu schicken, und was er, Hagedorn, erhalten, sende er jenem im Vertrauen gleichfalls[1]).

Die Probe für Bodmer wurde durch den Redacteur der Beiträge, Gärtner, abgeschickt. Seinem Schreiben zufolge war man mit Klopstock damals (im Juni) übereingekommen, daß das erste Buch seiner Dichtung in dem nächsten Bande abgedruckt werden sollte. „Ich nehme mir die Freiheit, setzt Gärtner hinzu, Ihnen ein Stück aus dem zweiten Buche zu schicken, woraus Sie selbst

---

1) Hagedorn an Bodmer, vom 10. April 1747. Friedrichs v. Hagedorn poet. Werke, herausgegeben von Eschenburg, Hamburg 1800, V., S. 95 f.

seine Schreibart und seine Fähigkeit beurtheilen können. Wollen Sie mich über dieses Stück Ihrer Aufrichtigkeit würdigen, so werde ich es sowohl als die Verfasser für eine besondere Probe ihrer Freundschaft halten; wie wir denn blos in der Absicht, das Urtheil der Kenner zu erfahren, das erste Buch dieses Gedichts in die Neuen Beiträge einrücken lassen“ [1]).

Wie anders lautete nun von Zürich her der erste Widerhall des neuen Gedichts. Hagedorn hatte es mit dem Wohlwollen eines Mannes von weitem Gesichtskreise aufgenommen, der sich an dem Ungewöhnlichen nicht gleich stößt, das Bedeutende, wenn es ihm auch ferner liegt, nicht verkennt, und übrigens mit dem Endurtheil zuwartet. Die Furcht vor religiösem Anstoß, den nicht er daran nahm, aber andere nehmen könnten, hatte er nicht verhehlt. Dagegen Bodmer! „Von einem jungen Menschen in Leipzig, schrieb er im September an Gleim, hat man mir etwas Ungemeines gezeigt: es ist das zweite Buch eines epischen Gedichts vom Messias. Aus diesem Stücke zu urtheilen, ruhet Miltons Geist auf dem Dichter; es ist ein Charakter darin, (Adramelech) der Satans Charakter (bei Milton) zu übersteigen drohet. Ein anderer erwirbt sich das Mitleiden mitten unter verdammten Engeln (Abbadona). Welches Prodigium, daß im Lande der Gottscheds ein Gedicht von Teufelsgespenstern und Miltonischen Hexenmärchen geschrieben wird!“ [2]) Noch enthusiastischer schrieb er an einen andern Correspondenten: „Wissen Sie auch schon, was für einen hohen Ruhm der Himmel der deutschen Muse zugedacht hat? Sie soll ein episches Gedicht im Geschmacke des verlorenen Paradieses hervorbringen und einen Poeten formiren, der einen gleichen Schwung mit Milton nehmen wird. Dieser soll keine geringere Handlung zu besingen wagen, als das Werk der Erlösung. Seine Helden sollen unter den himmlischen, unter den höllischen, unter den irdischen die größten sein. Die Menschheit wird in einer Würde vorgestellt werden, welche den Rath der Erschaffung rechtfertigt, und den Leser in eine so hohe Gemüthsverfassung setzt, die ihn

---

1) Aus Bodmers lit. Pamphleten, bei Leonhard Meister, Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten, II., S. 317.

2) Bodmer an Gleim, vom 12. Sept. 1747. Briefe der Schweizer ꝛc., aus Gleims Nachlasse herausgegeb. von Körte, Zürich 1804, S. 66.

dem Angesicht Gottes nähert. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchen alle diese Dinge in Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet; sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Pöbel unangemerkt, auf Verse von einem Inhalte sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und den Pöbel weg ist" [1]).

Nicht minder günstig lautete Bodmers Gutachten gegen Gärtner, und damit mag es vielleicht zusammenhängen, daß statt Eines Gesanges, wie Anfangs die Absicht war, nunmehr ihrer drei in den Beiträgen abgedruckt wurden. Sie füllen von dem vierten Bande das vierte und fünfte Stück (letzteres nicht ganz), und erschienen zu Anfang des Jahres 1748, wo nicht noch vor, doch kurze Zeit nach dem Abgang des Dichters von der Universität [2]).

Die drei ersten Gesänge des Messias, die nun zum erstenmal in die Welt traten, erhalten gewissermaßen die Exposition des Gedichts. Gott verabredet mit seinem Sohn, dem Messias, die Erlösung und läßt seinen Beschluß der Engel- und seligen Geisterwelt bekannt machen; die Teufel verschwören sich, den Messias zu tödten, und unter den Menschen faßt auf satanische Eingebung Judas den Entschluß, ihn zu verrathen. Der Schauplatz wechselt zwischen Erde, Himmel und Hölle; auch das Innere der Erde öffnet sich, und auf der Sonne nehmen nach göttlicher Erlaubniß die Seelen der Erzväter Platz, um der Erlösung zuzusehen, die sich auf der Erde vollziehen soll. Der ganze erste Gesang verläuft sich, ohne daß ein eigentlicher Mensch handelnd aufträte, zwischen Gott, dem Messias, Engeln und abgeschiedenen Seelen; im zweiten Gesange spielen die Teufel die Hauptrolle; während im dritten die Jünger mit ihren Schutzgeistern in den Vordergrund treten.

---

1) Bei Leonhard Meister a. a. O. S. 318 f.

2) Das nächst vorhergehende dritte Stück trägt noch die Jahreszahl 1747, und hinter dem sechsten steht eine Nachricht an das Publicum, von der Jubilatemesse 1748 datirt. Ostern dieses Jahres aber verließ Klopstock die Universität.

Welch ein Gegenstand, welche Schauplätze, welche Personen, welche Handlungen, welcher Schwung der Phantasie und des Ausdrucks in diesem neuen Heldengedichte, wenn man es mit einem „August im Lager“, einem damals vielgelesenen Gedicht von König verglich, das auch ein Epos sein sollte [1]), sich aber um leere Paraden und fürstliche Prunkfeste, um hohe Herrschaften, Pferde und Hofschranzen drehte, und in steifen Alexandrinern, im plattesten Tone des Ceremonienmeisters verfaßt war. Aber auch wo der Gegenstand mehr Würde hatte, wie in Postels Wittekind, erschien er theils immer noch in Vergleichung mit dem von Klopstock gewählten beschränkt, theils hatte es an wahrhaft dichterischem Geiste zur Ausbildung desselben, an Schwung und Adel des Sinnes und Ausdrucks gefehlt. Von solchen Vorgängern hatte Klopstock sich vonvorneherein abgewendet: ein Hof, ein Land, ein Volk, ja die Menschheit selbst, waren ihm zu enge Sphären; er stellte sich mit Milton auf jene Höhe religiöser Weltansicht, von welcher aus er das ganze All, Schöpfer und Geschöpfe, die Geister- wie die Körperwelt überschaute.

Ein Schriftwerk wird allemal Anklang finden, wenn es einer in der Zeit wirksamen Geistesrichtung einen tüchtigen Ausdruck verleiht; es wird Epoche machen, wenn es ihm gelingt, mehrere solcher Richtungen zusammenzufassen. Das Letztere war bei Klopstocks Messias der Fall. Vor Allem war er eine Kundgebung der protestantischen Frömmigkeit, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im deutschen Volke lebte. Durch den lyrischen Ausdruck, den sich diese bisher im Kirchenliede gegeben, hatte sie sich nicht genug gethan. In England hatte sich die Poesie des Protestantismus in Milton zur epischen Form erhoben, und eben jetzt wurde das verlorene Paradies durch bessere Uebersetzungen auch in Deutschland bekannter. Miltons Vorbild entband den deutschen Geist von einem ähnlichen Werke, das längst in ihm angelegt war. Das deutsche Epos wurde dem Inhalte nach das Ergänzungsstück des englischen: die Erlösung, d. h. die Wiedergewinnung das Paradieses; hier das Hauptstück der Neu-

---

1) Doch hatte schon Breitinger in seiner Crit. Dichtkunst in einem eigenen Abschnitt die Frage: ob die Schrift: August im Lager, ein Gedicht sei? verneint. I., S. 348 ff.

testamentlichen, wie dort das Anfangsstück der Alttestamentlichen Geschichte. Die heiligen Personen und Vorgänge, die er bis daher nur aus der schlichten biblischen Erzählung und dem innern andächtigen Verkehre kannte, sah jetzt der deutsche Protestant im Schmuck und Glanze der Heldendichtung vor sich hingestellt. Er hatte nun auch seine Legende; aber er hatte sie, als Protestant ohne Täuschung, mit dem Bewußtsein, nur eine freie Dichtung an ihr zu haben.

Doch der deutsche Protestantismus der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts war nicht mehr der des 16. und 17. Sein Glaube war durch Freigeister erschüttert, und selbst durch die Pietisten aufgeweicht worden. Er sah sich nach Stützen um. Er fand eine gefährliche im logischen Verstande, sofern ihm diese von dem Gegner leicht entwunden und als Waffe gegen ihn gebraucht werden konnte; eine bessere, wie es schien, im Gefühl, das in jener Zeit in Deutschland besonders rege war. Nach allen Seiten wurde dieses jetzt für die Religion ausgebeutet. Als ästhetisches empfand es die sogenannten Schönheiten der Bibel, fing die Psalmensänger, die Propheten, auch als Dichter zu würdigen an. Als Gefühl der Sympathie und Menschlichkeit schien ihm die Religion der Liebe und Versöhnung von Hause aus verwandt. Die Gefühle der Wehmuth und Zärtlichkeit konnten aus demjenigen, was das Christenthum von Tod, Auferstehung und Jenseits lehrt, die reichste Nahrung ziehen. Wie stark alle diese Saiten in Klopstocks Messias anklingen, ist bekannt. Nicht aufgelöst, aber tief eingetaucht und ganz durchdrungen ist in ihm das Dogma von den Gefühlen einer Zeit, die sich an Youngs Nachtgedanken erbaute und über Richardsons Romane weinte. War Milton streng, männlich, hart gewesen in und für die harte Zeit der englischen Revolution, in der er lebte, so war Klopstock weich, weiblich, schmachtend, für das Zeitalter der beginnenden Empfindsamkeit. In einer eigenen Figur hat er diesen Unterschied von Milton gewissermaßen episch verkörpert. Es ist sein Abbadona, der reuige, in Schmerz und Sehnsucht nach dem verlorenen Himmel zerfließende Teufel, mit dem er das von ihm sonst bis auf die Namen hinaus übernommene Dämoneninventar seines Vorgängers bereichert hat. Und in seinem Lieblings-Apostel Lebbäus, dem

blassen, thränenreichen Jüngling, ist das Urbild zwar nicht des Werther, aber des Siegwart nicht zu verkennen.

Noch ein Drittes lag in der Zeit, dem Klopstock in seinem Messias zum Durchbruch verhalf. Schwer drückte auf den deutschen Genius das Joch der geistigen Fremdherrschaft, das auf ihm lag; um so schwerer, als es ein mit dem deutschen ewig unvereinbarer Volksgeist war, der ihn in die Schule genommen hatte. Aus den Fesseln der französischen Verstandes- und Conventionspoesie wollte das deutsche Gemüth ein für allemal heraus. Erst hatte man es an der Hand der neueren Italiener versucht, und es war mißlungen, weil mit einer entarteten Poesie einer verkommenen nicht aufzuhelfen ist; Klopstock versuchte es an der Hand der Engländer und der Alten, und es gelang. Der englische Volksgeist ist dem deutschen von Hause aus verwandt; von den Alten aber entlehnte Klopstock hauptsächlich die freieren, schwungvolleren Formen, durch welche er die steifen französischen zertrümmerte.

Doch wir haben hier noch keine Beurtheilung der Messiade zu geben, von der uns ja erst der Anfang vorliegt[1]); an dieser Stelle war es lediglich darum zu thun, durch etliche Andeutungen die Wirkung begreiflich zu machen, welche Klopstocks Dichtung bei ihrem öffentlichen Erscheinen auf die Zeitgenossen hervorbrachte, und welche nun kürzlich dargestellt werden soll.

---

1) Uebrigens s. hinten, Beilage 1.

5. Die ersten Wirkungen des Messias.

Der Eindruck, den wir die handschriftlich mitgetheilten Proben des neuen Heldengedichts auf die ins Vertrauen gezogenen Beurtheiler haben machen sehen, setzte sich, als nun die drei ersten Gesänge gedruckt der Welt vorlagen, in weiteren Kreisen fort, nur daß von jetzt an Anziehung und Abstoßung immer entschiedener auseinander traten.

„Sie haben doch", schrieb im Juni 1748 Kleist an Gleim, „schon den Messias in den Neuen Beiträgen gelesen? Ich bin ganz entzückt darüber. Miltons Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen . . . Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was Rechts in den schönen Wissenschaften mit der Zeit leisten werden; solche Poesie und Hoheit des Geistes konnte ich mir von keinem Deutschen vermuthen. Wissen sie nicht, wie der Verfasser heißen mag?" [1])

Der damals fünfzehnjährige Wieland in Klosterbergen weinte über den Messias die hellen Thränen der Entzückung, und empfand für den Verfasser desselben noch Jahre lang eine schwärmerische Zärtlichkeit. Ihm war es zu wenig, wenn man Klopstock den deutschen Milton nannte; ihm war er mehr; gerade um so viel, wie er sich unglücklich genug ausdrückte, als Virgil mehr denn Homer sei. Bei Klopstock sei das Ganze größer und majestätischer; das Wunderbare natürlicher, glaubwürdiger, anständiger; die Charaktere besser ausgebildet, abwechselnder und rührender; die Erfindung wahrscheinlicher, scharfsinniger, neuer, interessanter [2]).

---

1) E. Ch. v. Kleist's sämmtliche Werke, herausgegeben von Körte, Berlin 1840, S. 22.

2) Wielands ausgewählte Briefe, Zürich 1815, I., S. 5 f. 29.

Dies war ganz auch Bodmers Urtheil, der in einer Ode, auf die wir weiter unten näher zu reden kommen, geradezu aussprach, für Miltons göttliche Werke werde gleichwohl der Tag der Vergessenheit einmal erscheinen, aber des Messias werde sich die Zeit mit der Sense nicht bemeistern;

Denn Gott wird dem Beschützer der Erden, Eloa, gebieten,
Daß er ihn vor dem Verderben bewahre.

Jüngst im Traume von einem Seraph in die seligen Gefilde entrückt, habe er (Bodmer) unter den himmlischen Schaaren auch Milton und Klopstock gesehen,

Beide vom irdischen Körper entbunden,
Beide bemüht, die Gesänge, die sie in dem Körper gesungen,
Mit dem Verstande des Engels zu bessern.
Milton löscht' aus und ersetzte die menschlichen kleinen Gedanken
Nun durch Gedanken, die Himmlische denken:
Aber du (Klopstock) löschtest nicht aus; du hattest als Mensch die Gedanken
Schon gedacht, welche die Himmlischen denken[1]).

Doch auch kältere Naturen als die beiden Dichter, und weniger voreingenommene Beurtheiler als der poetische Kritiker in Zürich, waren zunächst von der überraschenden Erscheinung hingerissen. „Was für Hoheit, ruft auch Sulzer gegen Bodmer aus, welcher Reichthum in Erfindung, Gedanken und Ausdrücken! Und wie konnte ein so feuriger Geist zugleich so reizend natürliche und einfältige Scenen anbringen!" Zwar bekennt Sulzer, daß ihm Klopstock bisweilen zu hoch sei. Es seien einzelne Begriffe und ganze Verse, in denen er denselben nicht erreichen könne. Doch auch dies wendet er zum Vortheil des Dichters. „Er kommt mir, schreibt er, gegen Virgil vor, wie Newton gegen den Euklid betrachtet. Man findet nicht, daß Euklides wo gefehlt hat. Newton hat seine Fehler; aber der Umfang seiner Wissenschaft ist eine ganze Welt gegen das kleine Land, das Euklides bearbeitet hat"[2]).

Seinen alten Bekannten von den Bremischen Beiträgen her, besonders denjenigen, welche der Gottsched'schen Nüchternheit näher

---

1) In dem Gedicht: Verlangen nach Klopstocks Ankunft, bei Mörikofer, Klopstock in Zürich ꝛc., Zürich u. Frauenfeld, 1851, S. 39. f.

2) Sulzer an Bodmer, Berlin 8. Jan. 1749. Briefe der Schweizer ꝛc. S. 103 f.

standen, war es ein Wunder, daß Klopstock durch diese Arbeit auf einmal so berühmt geworden sein sollte. „Ich bin stolz auf diesen Freund", schreibt mit unverkennbarer, doch gutmüthiger Ironie Rabener an Bodmer. „Anfangs war er mir nur liebenswürdig. Der Beifall so großer Kenner macht, daß ich ihn auch verehren muß, wenn ich aus meiner prosaischen Tiefe zu der Höhe hinauf sehe, auf welche ihn sein redliches Herz, sein Witz, seine Freunde und Gönner gestellt haben" [1]). Von hier aus erklärt sich auch, was Sulzer gegen Bodmer äußerte, ihm habe Ebert gesagt, die Verfasser der Beiträge werden Klopstock nicht aufmuntern, am Messias fortzufahren; ja es scheine, als reue es sie, auch nur so viel davon in die Zeitschrift aufgenommen zu haben [2]).

Gottsched selbst schwieg vorerst noch; er mochte die Erscheinung Anfangs nicht für so bedeutend halten, als sie sich bald genug erweisen sollte. Ohne Zweifel ging es ihm aber, wie Joh. Andreas Fabricius, der Herausgeber der Kritischen Bibliothek, von sich erzählt. Als er den Klopstock'schen Messias zuerst im Jahr 1749 gelesen, sei ihm des Cardinal Ippolito von Este Frage an Ariost eingefallen: Aber mein lieber Herr Ludwig, wo hat er so viel närrisch Zeug hergenommen? Denn die unnatürlichen, widersprechenden, nichtssagenden, wilden, schwülstigen Erdichtungen und Ausdrücke im Messias seien nicht zu zählen [3]). Sehr naiv wird dagegen in einer andern Zeitschrift jener Jahre bemerkt: „Das berühmte Heldengedicht ohne Reimen, der Messias genannt, hat das Besondere an sich, daß es erst recht schmackhaft wird, wenn man es oft und mit vielem Nachsinnen lieset" [4]). Dies erinnert an Klopstocks Worte zu Basedow, als er ihm aus der Messiade vorlas, und Basedow meinte, man werde in Deutschland seine Sprache nicht verstehen. „So mag Deutschland sie lernen", erwiederte der Dichter [5]). Auch die ungewohnte Versart, in welcher

---

1) Vom J. 1749. Bei Leonhard Meister a. a. O. II., S. 317.

2) Briefe der Schweizer, S. 111 u. 103.

3) Krit. Bibl. III., S. 239. Bei J. O. Thieß, Fr. G. Klopstock, Altona 1803, S. 87.

4) Hamburgische Berichte von gelehrten Sachen, 1751, S. 441. Ebendas. S. 89.

5) Cramer, a. a. O., II., S. 322.

das Gedicht geschrieben war, erschwerte ihm den Eingang. Das Ohr vermißte den gewohnten jambischen oder trochäischen Gang und den Reim. Den Hexameter wußten die Leute noch gar nicht zu lesen. Klopstocks Freunde riethen, denselben vorläufig als Prosa zu nehmen, bis man ihn werde lesen lernen [1]). Was aber den Inhalt betrifft, so hatte Hagedorn seine Zeit wohl gekannt, wenn er, so seltsam es uns auch jetzt erscheinen mag, von der Messiade religiösen Anstoß befürchtete. Selbst ein übrigens so hell denkender Mann, wie der nachmalige Bürgermeister Heidegger von Zürich, meinte, das Kopstock'sche Gedicht verletze die Hoheit und Heiligkeit unserer Religion. Man hielt es für unerlaubt, göttliche Reden und Handlungen in Nachahmung der biblischen zu erdichten. Bodmern wurden ohne Namen antimessianische Briefe ins Haus geschickt, in denen dieses Thema des Breiteren ausgeführt war [2]).

Aber Bodmer ließ sich in seinem Enthusiasmus nicht irre machen. Nachdem ihm um eben die Zeit auch eine Probe von Kleist's Frühling zur Hand gekommen war, kündigte er das goldene Alter der deutschen Poesie an.

„Schon hab ich Klopstock gehört den Gott Messias besingen;
Mit Milton's Geist schien Klopstock's verwebt.
Auch hab' ich Kleisten geseh'n, auf Zefirs duftenden Flügeln
Dem Lenze folgen durch Garten und Feld."

„Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldenen hinübergeht." So schrieb Bodmer um Ostern 1748 an den Pastor Lange in Laublingen [3]). Seit dem Sommer dieses Jahres stand er mit dem jungen Dichter selbst im Briefwechsel (Klopstock's erster lateinischer Brief an ihn ist vom 10. August), und nun entwickelte er seine ganze Betriebsamkeit, um für den Messias und den Dichter desselben zu agitiren. Er forderte zu Beurtheilungen, zu Uebersetzungen einzelner Stücke des Gedichts in fremde Sprachen auf. Er an seinem Orte wollte

---

1) Sulzer an Bodmer, Briefe der Schweizer, S. 150. Vgl. Klopstock an Bodmer, Werke X., S. 366 f.

2) Heß an Bodmer, aus dem J. 1749. Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, herausgegeben von Stäudlin, Stuttg. 1794, S. 118. 147.

3) Briefe der Schweizer ꝛc. S. 84.

als der „Evangelist des Messias", wie er sich nannte, „das Lob desselben in französische und italienische gelehrte Tagbücher eintragen"; Gleim sollte es in deutschen, Hagedorn in englischen Blättern loben, während er selbst seine Landsleute in den Züricher freimüthigen Nachrichten, die Deutschen überhaupt in seinen kritischen Briefen auf Klopstocks wunderbares Genie aufmerksam machte [1]).

Einen jungen Berner Patricier, Tscharner, der sich damals in der Nähe von Zürich aufhielt, wußte er für das Unternehmen einer Uebersetzung des Messias ins Französische zu gewinnen. Er meinte, wenn die Deutschen das Gedicht erst einmal vom Auslande werden anerkannt sehen, werden sie sich auch ein Herz fassen, selbst etwas darauf zu halten. Ja mit seiner französischen Uebersetzung getraute sich Bodmer sogar, auf den Hof des großen Friedrich zu Gunsten des Messias zu wirken. Sein Freund Sulzer, mittlerweile in Berlin angestellt, sollte die Uebersetzung dem Herrn von Maupertuis, dem Präsidenten der Akademie, übergeben. Sulzer hielt gleich nichts darauf und meinte, Bodmer kenne den Geschmack dieses Hofes nicht, für den die Sache viel zu ernsthaft sei. Dennoch schickte er die Uebersetzung, sobald er sie erhalten hatte, an Herrn von Maupertuis nach Potsdam; aber nach wenigen Wochen schon lief von diesem die Antwort ein, das Gedicht habe zwar du feu et des images, sei übrigens nur eine Nachahmung des Milton, und da es seine Hauptavantagen aus der poetischen Form und dem Style ziehe, worin es geschrieben, so sei zu bezweifeln, ob es sich in der französischen Sprache halten werde [2]). Noch

---

1) Neue kritische Briefe, Zürich 1749, Brief 1. 55. S. 3 ff. und 388 ff. Der erste dieser Briefe enthält eine durch Conjectur gemachte Entwicklungsgeschichte des Klopstock'schen Genius, welche, unerachtet sie den bekannten Verhältnissen auf mehr als einem Punkte widerspricht, dennoch nicht allein von Schubart (Klopstock's kleine poetische und prosaische Werke, Frankfurt u. Leipzig 1771, Vorbericht, S. X. ff.), sondern seltsamer Weise auch noch von dem Biographen Döring (Klopstock's Leben, Weimar 1825, S. 38 ff.) für wirkliche Geschichte genommen worden ist.

2) Vgl. Bodmer an Hagedorn, 10. Sept. 1748, Hagedorn's Werke V., S. 208. Bodmer an Gleim, 11. Sept. 1748; Sulzer an Bodmer, 27. Sept. 1749, 21. April u. 12. Mai 1750, Briefe der Schweizer, S. 96. 112. 131. 148. Hirzel an Gleim, über Sulzer den Weltweisen, I., S. 124.

übler ging es etwas später dem guten Sulzer mit Voltaire, an den er sich gleichfalls mit seiner Uebersetzung machte. Erst spottete Voltaire über den Einfall, ihm ein Gedicht geistlichen Inhalts übergeben zu wollen. Wenigstens dürfe er es nicht eher annehmen, als bis er etwas Aehnliches dagegen bieten könne; er erwarte aber aus Dänemark ein Gedicht über den Engel Gabriel und die Jungfrau Maria, sobald das angekommen, wollen sie beide Stücke gegeneinander austauschen. Was übrigens den Gegenstand des Klopstock'schen Gedichts betreffe, so „kenne ich", sagte Voltaire, „den Messias gar wohl; er ist der Sohn des ewigen Vaters, der Bruder des heiligen Geistes, und ich bin sein gehorsamer Diener; aber profan wie ich bin, wage ich nicht, die Hand an das Rauchfaß zu legen". Indessen sei ein neuer Messias auch gar nicht nöthig, da ja den alten schon (Miltons verlorenes und wiedergewonnenes Paradies) Niemand lese[1]).

Um in Deutschland dem Messias die Bahn zu ebnen, wandte sich Bodmer an einen Mann, der so eben durch seine „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften", worin er die Grundsätze seines Lehrers Baumgarten vortrug, Aufsehen erregt, sich überdieß für religiöse Stoffe in der Poesie und für die reimlosen antiken Maße ausgesprochen hatte, den Halleschen Professor Meier. Auf Bodmers Zureden geschah es, daß Meier zu Anfang des Jahres 1749 eine „Beurtheilung des Heldengedichts: der Messias", herausgab[2]). Es sei eine Schande für Deutschland, sagt er hier, daß der Messias beinahe ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen nicht schon viel bekannter sei. Noch habe das Gedicht in keiner deutschen Zeitung eine Anpreisung gefunden, und doch könne es sowohl den Geschmack als die Frömmigkeit befördern; wovon das Letztere jetzt besonders gelegen komme. Sofort legt Meier die üblichen Maßstäbe an das Gedicht. Was vor allem die Wahl der Handlung und des Helden angehe, so übertreffe Klopstock hierin den Homer und Virgil. Die Erlösung des menschlichen Geschlechts — und

---

1) Sulzer an Bodmer, vom 30. Juni 1751, Briefe der Schweizer 2c. S. 156 f. Damit ist zu vergleichen, was Jacobi an Herder schreibt, ein Franzose, da er von Klopstocks Messias hörte, habe ausgerufen: ah, quel pauvre sujet! Jacobi's auserles. Briefwechsel, Leipzig 1827, II., S. 252.

2) Halle, zweite Aufl. 1752.

der trojanische Krieg! „Zum Andern will ich bemerken, daß Herr Klopstock sich darin als einen Esprit créateur charakterisirt hat, daß er die ganze heidnische Mythologie vermieden und an deren Statt Engel und Teufel eingeführt hat.“ Meiers Bemerkungen über das Einzelne sind fast mehr psychologisch-moralischer als ästhetischer Art. In untergeordneten Dingen tadelt er wohl den Dichter, und Lob spendet er am reichlichsten seinen rührenden Stellen. Den Eingang des dritten Gesangs mit dem Hinblick auf Grab und Auferstehung findet er „so einnehmend, daß man dem Dichter nothwendig gut werden müsse“. Die andere Thräne, die Gott der Vater beim Anfang der Leiden Jesu weint (die erste nach Klopstock bei Adams Verstoßung aus dem Paradiese) „ist eine Vorstellung, die Alles übertrifft, was nur sonst hätte gesagt werden können“. Die Umarmung Johannis und Jesu in eben demselben dritten Gesange veranlaßt den Beurtheiler zu dem Ausrufe: „Wie zärtlich muß nicht das Herz unseres Dichters sein! Er ist in dergleichen Vorstellungen unerschöpflich!“ Schließlich gibt der Verfasser Klopstock den Rath, mit der Ausarbeitung seines großen Gedichts langsam zu eilen; es wäre gar zu traurig, wenn es unvollendet bliebe.

Diese Meier'sche Beurtheilung des Messias that dem Enthusiasmus eines Schweizers aus dem Bodmer'schen Kreise, des Pfarrers J. G. Heß in Altstetten, noch kein Genüge. Er schrieb aus Veranlassung derselben „Zufällige Gedanken über das Heldengedicht: der Messias“, und Bodmer beförderte sie zum Drucke[1]). Alles, was Meier an dem Gedichte lobenswerth gefunden, fand er auch so, aber außerdem noch Vieles, was Meier übersehen hatte, und in Manchem, was dieser getadelt hatte, glaubte er verborgene Schönheiten zu entdecken. Er fand Stellen im Messias, von denen er urtheilte, sie würden selbst dem hohen Eloa, wenn er sie zu lesen bekommen könnte, genug zu denken und zu empfinden geben; er nannte den Dichter einen eingefleischten Seraph, „wenn Herr Klopstock erlauben wolle, ihm diesen verrätherischen Namen zu geben“. Neben Lobsprüchen, die, auf ein verständiges Maß zurückgeführt, nicht

1) Zürich 1749. Vgl. die Briefe von Heß an Bodmer (auch einen an Klopstock) in den Briefen berühmter und edler Deutschen an Bodmer, herausgeg. von Stäudlin, S. 101 ff.

unbegründet sind, wie wenn er Klopstock den vortrefflichsten Seelenmaler nennt, der jemals auf Erden existirt habe, rühmt er auch die ungemein runden und bestimmten Begriffe und die so genauen Ausdrücke derselben, die Deutlichkeit in allen Theilen seines Gedichts: Eigenschaften, welche, außer dem guten Heß, wohl schwerlich Jemanden als hervorstechende Tugenden des Klopstock'schen Messias aufgefallen sind. Um nicht als Lobhudler zu erscheinen, zwingt er sich zuletzt noch zu einigem Tadel, mit dem es ihm aber so wenig Ernst ist, daß er ordentlich erschrak, wie Klopstock ohne Weiteres bereit war, einen von ihm beanstandeten Zug (er hatte dem Dichter Vorwürfe darüber gemacht, daß dieser „des Judas ehrlichen Vater selig so lange nach seinem Tode, da bisher Niemand nichts Böses über ihn zu sagen gewußt, in die Hölle hinabgedichtet") zu streichen.

Der Schrift von Heß ist das „Schreiben eines Unbekannten von den Empfindungen, welche das Gedicht, der Messias, bei ihm verursachet hat", angehängt, das auf der einen Seite die Bewunderung beinahe noch überschwenglicher ausspricht, auf der andern aber doch einen sehr vernünftigen Tadel enthält. „Ich wüßte nichts darin zu finden, schreibt der Briefsteller an seinen Freund, gar und gänzlich nichts, was Ihnen mißfallen, oder was Ihnen um Vieles weniger gefallen sollte als mir; wenn es nicht etwa dieses ist, daß mein Dichter so gar viel auf das Weinen hält. In der That, er weinet nicht nur selbst bei allen Anläßen, in der Freude und im Leide, sondern er läßt auch Alles weinen was ihm vorkommt: Gott, Engel, Menschen, Teufel, u. s. f., Alles muß ihm weinen, und dieses so oft, daß in seinem Werke des Weinens kein Ende ist, daß bald keine einzige zärtliche Empfindung ohne Weinen ausgedrückt wird. Das kommt nun zwar für mich recht allerliebst heraus; aber ich fürchte, es dürfte Ihnen mein theurer Freund, ganz anders vorkommen, denn Sie sind wohl bei Weitem der Greiner nicht, der ich bin. Sie sind viel zu tapfer und heldenmüthig, als daß Sie das Weinen für eine große Tugend halten könnten. Ich fürchte darum, Sie werden auch hier zum Wenigsten sagen, Klopstock gebehrde sich doch für einen heroischen Dichter auch gar zu weinend." In der That, träte der Briefschreiber nicht in so ehrlicher Gesellschaft, wie Heß und sein Herausgeber sind, auf, man könnte einen Schalk in ihm vermuthen.

Das Uebertriebene des Lobs, welches besonders in der Schrift von Heß über den Dichter des Messias ausgegossen war, that auch dießmal nicht in allewege gut. Wenn er Klopstock wäre, schrieb Sulzer an Bodmer, so würde er alle Exemplare der Schrift an sich kaufen, um nicht allerorten erröthen zu müssen. Auch wisse er gewiß, daß die Schrift Klopstock und seinem Gedicht Schaden thue. „Leute, die die Messiade fast anbeten, haben mir vorgeworfen, das schweizerische Lob habe ihn verdorben"[1]. Klopstock selbst ersuchte nachher den allzu eifrigen Bewunderer, nichts mehr über ihn drucken zu lassen[2]. —

Doch damit sind wir erinnert, uns wieder nach dem Dichter umzusehen, den wir über dem ersten Ausfluge seines Werkes in die Welt ganz aus den Augen verloren haben.

---

1) Sulzer an Bodmer, 1749. Briefe der Schweizer, S. 121.
2) S. den Brief von Heß an Klopstock, bei Stäudlin, S. 133.

6. Hauslehrerstelle. Erste Liebe. Die frühsten Oden.

Ostern 1748 hatte Klopstock nach dreijährigem Aufenthalte die Leipziger Universität verlassen, um, wie junge Theologen pflegen, eine Hauslehrerstelle anzutreten. Die Gelegenheit fand sich innerhalb seiner eigenen Familie. Zu Langensalza an der Unstrut, wo verschiedene Mitglieder derselben in besseren Glücksumständen als Klopstocks Eltern lebten, hatte ein Kaufmann, Johann Christian Weiß, gleichfalls ein Verwandter, einen Sohn, den er dem Unterricht des jungen Vetters anvertrauen wollte. Langensalza, schrieb damals Hagedorn, der an dem jungen Dichter des noch ungedruckten Messias bereits Antheil nahm, werde ihm als ein angenehmer Aufenthalt beschrieben, wo viel gute Lebensart und wohlbemittelte Kenner der Verdienste anzutreffen seien[1]. Auch das Weiß'sche Haus war ein gebildetes: in dem geräumigen Garten stand ein Apollo, standen Orpheus und Eurydice, und der Zögling selbst, obwohl zum Kaufmann bestimmt, wird doch bald von seinem poetischen Erzieher ein Genie und ein Poet genannt, der seinem Unterricht einmal keine Schande machen werde[2]. Auch ließ dieser Unterricht und die damit verbundene Aufsicht über die andern Weiß'schen Kinder dem Hauslehrer zu eigenen Arbeiten noch hinlänglich Zeit.

Unter den übrigen Verwandten, die Klopstock am Orte hatte, war auch die Familie seines Studiengenossen Schmidt, der, bei reichlichern Mitteln, vorerst noch in Leipzig zurückgeblieben war. Schmidt hatte eine Schwester, Marie Sophie, die Klopstock bei

---

1) Hagedorns Werke, V., S. 105.

2) Klopstock an Bodmer vom 10. Aug. 1748 u. 26. Jan. 1849, WW. X., S. 362. 381.

früheren Besuchen schon gesehen [1]), und die schon damals einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. War doch, wie er später bekannte, seine Neigung zu ihr ein Hauptbeweggrund für ihn gewesen, die Stelle in Langensalza anzunehmen [2]). Schon während seines Aufenthaltes auf der Universität im Herbst 1747 hatte er die Elegie auf die künftige Geliebte eingestandenermaßen mit Beziehung auf sie gedichtet [3]). Jetzt, bei öfterem Sehen und vertrauterem Umgang, erwuchs die Neigung zu ihr bald zur heftigsten Leidenschaft. Der Liebende schreibt ihr eine Schönheit zu, die sie von allen andern unterscheide; Petrarca's Laura, meinte er, möchte von ähnlicher Schönheit gewesen sein; mit allmächtigem Götterblick trete sie hoch im Triumph daher,

> Schön wie ein festlicher Tag, frei wie die heitre Luft,
> Voller Einfalt, wie du, Natur [4]).

Wie ihr Bruder ein hoher stattlicher Jüngling und Mann war, so wird auch sie noch in ihrem Alter als eine Dame von stolzem Wuchs und imposantem Aeußern beschrieben, die in jungen Jahren eine treffliche Minerva möge vorgestellt haben [5]). Dabei hatte sie Geist und Bildung genug, um Dichterisches zu empfinden und zu verstehen; ja sie ließ sich durch des Bruders und des Liebhabers Beispiel selbst zu poetischen Versuchen verleiten.

Klopstock war zart und schüchtern in dem Ausdruck seiner Liebe; es dauerte einige Zeit, ehe er es wagte, einzelne der Oden, die sie ihm eingegeben hatte, der Geliebten einzuhändigen; selbst ihrem Bruder, seinem vertrautesten Freunde, gab er Anfangs nur Winke in seinen Briefen. Sie war zurückhaltend, that, als ob sie seine tiefere Neigung nicht bemerkte; selbst, nachdem sie eine seiner zärtlichsten Oden gelesen, meinte der Dichter zwar bei der

---

1) Vgl. die Aeußerung in Klopstocks Brief an Gleim vom 1. Mai 1751, bei Klamer Schmidt, 1., S. 234.

2) An Bodmer, 2. Dec. 1748. Werke X., 375.

3) Zuerst abgedruckt in den Br. Beiträgen, IV., S. 446 bis 51, dann mit neuer Ueberschrift in den Oden, s. Werke IV., 20—24. Vgl. den Brief an Bodmer. Werke X., S. 373.

4) In der Ode: Petrarca und Laura, Werke IV., S. 33. Vgl. die Aeußerungen in dem Brief an Bodmer, Werke X. S. 364 f.

5) Böttiger, im Taschenbuch Minerva, 1814, S. 348. 351.

nächsten Begegnung eine kleine Verwirrung, eine schwache Röthe und einige beinahe zärtliche Blicke zu bemerken, ohne doch eigentlich daraus abnehmen zu können, was sein Gedicht für einen Eindruck gemacht. Auch an kleinen Koketterien ließ sie es nicht ganz fehlen. Einen vorgesteckten Blumenstrauß, den sie ihm Mittags beim Besuche verweigert hatte, warf sie ihm wohl Abends aus dem Fenster in den Hut. Hatten ihm dergleichen Auftritte wieder Hoffnung gegeben, so wurde diese in den nächsten Tagen aufs Neue durch ablehnende Kälte niedergeschlagen; während man doch die dem Verwandten schuldige Freundlichkeit nie ganz verleugnete.

Endlich ging der bedrängte Dichter gegen seinen noch immer abwesenden Freund, den Bruder des Mädchens, mit einem vollen Geständniß heraus; Schmidt antwortete, diese Liebe sei das, was er schon lange heimlich gewünscht habe. Freund, dichtete er,

> Freund, ich kannte Dein Herz, des Mädchens Zärtlichkeit kannt' ich:
> Siehe, drum bat ich sie Dir heimlich vom Himmel herab.

In einer Fabel gab er ihm dann zu verstehen, daß er zu blöde sei. Auch versprach er dem Freunde, nächstens an seine Schwester ganz offen über die Sache zu schreiben. Es war kaum mehr nöthig; denn er schloß seinen Brief an Klopstock in einen an die Schwester ein, und diese widerstand der Neugierde nicht, denselben zu erbrechen. Doch auch dies änderte nichts in ihrem rückhaltenden, schwankenden Benehmen: der Liebhaber wußte immer nicht, woran er war; bald kam es ihm wahrscheinlich vor, daß er geliebt werde, bald war ihm wieder Alles räthselhaft; die Sache ging nicht vorwärts und nicht zurück[1]).

Ein Hemmniß lag, wie Klopstock wohl wußte, in den so sehr ungleichen Vermögensverhältnissen. „Sie hat sich mir noch nicht eröffnet“, schrieb er gleich Anfangs an Bodmer, „und kann dies auch nicht leicht thun, weil wir den Glücksumständen nach gar zu weit von einander abstehen.“ „Meine Eltern“, erläutert er dies etwas später, „die sehr rechtschaffen sind, haben Vermögen gehabt, und sind ohne ihr Verschulden unglücklich geworden. Seit der Zeit, da sie nicht mehr haben für mich sorgen können, hat mein theuerster Freund — Schmidt — unter meinen Verwandten auf

1) Aus Klopstocks Briefen an Bodmer vom 5. Nov. 1748, 26. Jan., 7. Juni u. 13. Sept. 1749, Werke X., S. 372 f. 379. 385. f. 388.

die edelste Art für mich gesorgt" [1]). Klopstock gehörte also einem ökonomisch heruntergekommenen Zweige der Familie an, und hatte namentlich von dem Bruder seiner Geliebten, vermuthlich während der Universitätsjahre, Unterstützung genossen. Daher meinte er auch, sehr viel komme in Bezug auf seine Liebesaussichten darauf an, „daß er sein Glück mache" [2]).

Das hoffte er durch sein Dichtertalent zu machen; wie ihm hinwiederum zur Fortsetzung seines Gedichts eine arbeits- und sorgenfreie Lage erforderlich schien. Der Messias, schrieb er an Bodmer, sei erst angefangen, er von schwächlicher Gesundheit, werde schwerlich lange leben, jedenfalls werden seine poetischen Jahre schneller als bei Andern vorübergehen; es warte seiner irgend ein lästiges Amt, sein Vaterland bekümmere sich nicht um ihn: so habe er wenig Aussicht, sein Gedicht vollenden zu können [3]).

Diese Vorstellungen versetzten Bodmer in die lebhafteste Bewegung. Eben hatte Gleim die Stelle eines Secretärs am Domkapitel zu Halberstadt, und mit ihr die sorgenfreie Stellung erlangt, die für seine, wie für so mancher Anderen dichterische Bestrebungen so förderlich werden sollte. Bodmer wünschte ihm Glück dazu und fuhr dann fort: „Indem ich aber die Augen wegwende, so erblicke ich den wackern Klopstock in keinen angenehmen Umständen; er ist verurtheilt, ein mancipium domesticum zu sein; alles Glück, dem er entgegensehen darf, besteht in einem Predigerdienste auf dem Lande. In England wäre sein Glück gemacht: entweder hätte ihn ein reiches Frauenzimmer aus bloßer Hochachtung geehlicht, wie den Mallet; oder der Messias hätte ihm etliche tausend Pfund zugeworfen, wie Achilles und Ulysses dem Pope zugeworfen haben. Der Messias ist ein so großer Held als jene beiden, und Klopstock ist kein schlechterer Poet als der göttliche Pope. Wiewohl ich aber den jungen Poeten ganz stark sehe, so sind doch die Schul- und Kanzelarbeiten mit der Munterkeit und Freiheit der Musen beinahe incompatibel, und ich fürchte,

---

1) An Bodmer, vom 10. Aug. 1748. Werke X., S. 362 (das lat. Original in Schmidlins Nachträgen, I., S. 455 ff.) u. vom 19. Oct. 1748, Werke X., S. 371.

2) An Bodmer, Werke X., S. 386.

3) An Bodmer, 10. Aug. 1748, Werke X., S. 361 f.

daß der Messias in der Krippe liegen bleibe, oder dem mörderischen Herodes in die Hände falle, wenn sein Poet nicht in glücklichere Umstände gesetzt, oder ihm wenigstens ein schmeichelnder Aspect von Weitem gezeigt wird. Was können wir für unsere Ehre Anständigeres und unserm Naturell Gemäßeres unternehmen, als daß wir dem Messias und dem Poeten desselben das Werk der Erlösung erleichtern?" [1])

Zunächst suchte Bodmer zu diesem Zweck, wie wir gesehen haben, durch empfehlende Anzeigen und Uebersetzungen des Klopstock'schen Gedichtes, die er theils selbst verfertigte, theils veranlaßte, zu wirken. Dann meinte er, der Dichter sollte für die Fortsetzung seines Werkes eine Subscription eröffnen. Aber dieser selbst zweifelte, ob eine solche bei der Nation die erforderliche Theilnahme finden werde, und erfahrene Freunde riethen ihm ab. Einstweilen wurde, mit Bewilligung des Verlegers der Beiträge, das in diesen erschienene Stück des Messias dem Buchhändler Hemmerde in Halle zu 5 Thlr. per Bogen zum neuen Abdruck in Verlag gegeben; das ertrug für 8½ Bogen 42½ Thaler [2]). Nachdem die Subscripton aufgegeben war, dachte Bodmer an den damals so gebräuchlichen Weg der Dedication, um vielleicht von einem fürstlichen Gönner dem Dichter einen Jahrgehalt auszuwirken. Klopstock sollte das Gedicht dem Prinzen von Wales (dem volksbeliebten ältesten Sohne Georgs II.) zueignen; allein der Dichter hatte einen Widerwillen vor Zuschriften. Er wollte lieber sein Werk dem Prinzen einfach überreichen lassen, und wandte sich deshalb an Haller nach Göttingen, bei welchem auch Bodmer seine Bitte befürwortete. Haller besorgte das Exemplar an den Prinzen und verwendete sich außerdem bei einflußreichen Personen in Hannover für den Dichter. Auch an den Prinzen

---

1) Bodmer an Gleim, 11. Sept. 1748. Briefe der Schweizer 2c. S. 65 f. Vgl. den Brief an Hagedorn vom Tage vorher, in Hagedorns Werken, V., S. 207 f.

2) Hegel erzählt in seinen Vorlesungen über Aesthetik, WW. X. 3, S. 444 f.: „Klopstocks Verleger in Halle bezahlte ihm für den Bogen der Messiade 1 oder 2 Thaler, glaub' ich; darüber hinaus aber ließ er ihm eine Weste und Hose machen, führte ihn so ausstaffirt in Gesellschaften umher und ließ ihn in der Weste und Hose sehen, um bemerkbar zu machen, daß er sie ihm angeschafft habe". Die Gewähr für diese Anekdote müssen wir Hegeln überlassen.

von Oranien dachte Klopstock, und meinte, ob nicht van Haaren, der Dichter des Friso, den Bodmer kennen mußte, ihn dem Prinzen empfehlen könnte? Alles ohne Erfolg. Wenn er sich den Höfen empfehlen wolle, schrieb ihm Freund Giseke nicht übel, so möge er seinen Messias nur zurücklegen; ein Fest, ein Carneval, eine blutige Jagd, ein vermummter Ball und Illumination, das seien die rechten Gegenstände deutscher Hofdichtung, damit könne ein Poet sein Glück machen [1]).

Die Sache wurde dringender, als gegen Ende des Jahres 1748 von Seiten der Weiß'schen Familie dem jungen Hauslehrer zu verstehen gegeben wurde, daß er auf Ostern überflüssig sein werde. Wenn es denn doch ein Amt sein sollte, wozu er seine Zuflucht nehmen mußte, so zog Klopstock ein Schulamt einem Predigtamte vor, weil, meinte er, die Natur ihm die Stimme des Redners versagt habe. Er wünschte sich, wenn auch nur bis etwas Besseres käme, eine außerordentliche Professur der Beredtsamkeit oder Poesie, mit einem Gehalte, der ihn der Nothwendigkeit überhübe, den größten Theil seines Unterhalts selbst zu verdienen. Einmal schien sich von Erlangen her eine solche Aussicht zu eröffnen; doch bei näherer Erkundigung zeigte sich die Stelle so unerheblich, und dabei die Schwierigkeit, sie zu erlangen, so groß, daß Klopstock sich nicht darum bewerben mochte. Dann ließ Haller sich erkundigen, ob er nicht den Unterricht seines Sohnes übernehmen möchte? Aber er konnte sich nicht entschließen.

In Langensalza war unterdessen Klopstocks Leben im gewohnten Gleise fortgegangen. Er arbeitete am Messias weiter, liebte und besang seine Fanny, wie er die Base Marie poetisch umgetauft hatte, machte kleine Ausflüge und empfing verschiedene Besuche. Sein neuer Ruhm ließ vorerst das Städtchen, worin er sich aufhielt, noch ziemlich unberührt. Vor dem monstrari digitis war er sicher. Als Meier's Beurtheilung seines Gedichtes in Langensalza bekannt wurde, hielt man sie in einer Advocatengesellschaft allgemein für Satire und lachte den Einen aus, der das Gegentheil behauptete. Man erstaunte, als ein alter Licentiat der Medicin sich verlauten ließ, es sei eine Ehre für

---

1) Giseke's poetische Werke S. 145 ff. Das Weitere nach Klopstocks Briefen an Bodmer aus den Jahren 1748 u. 49. WW. X, S. 375 ff.

die Stadt, Klopstock in ihren Mauern zu haben. Mittlerweile kamen von auswärts Besuche, zum Theil seltsamer Art. Ein guter Lutheraner, der von dem Gedicht mehr gehört als gelesen haben mochte, sprach gegen den Dichter die Voraussetzung aus, es werden doch auch die Spitzköpfe, die Reformirten, ihr Theil darin bekommen? Eigentlich sei es gegen die Türken gemünzt, versetzte der erheiterte Dichter. Ein Prediger bat ihn fast mit Thränen, er möchte doch den Abbadona nicht selig werden lassen; während von anderer Seite dringende Fürbitten bei ihm einliefen, es dem armen Teufel nicht zu arg zu machen. Dieser Punkt wurde im Publikum überaus wichtig genommen; an ihm schieden sich die Parteien. In dem Dichter des Messias war alte strenge Orthodoxie und moderne Weichheit der Empfindung in einem gewissen Gleichgewicht; in wem die erstere überwog, der drang auf Verdammung, in wem die letztere, auf Schonung des reuigen Teufels. Klopstock suchte eine Vermittlung. Auch in den Beurtheilungen der Messiade wurde diese Angelegenheit in der Regel aufgegriffen. Meier urtheilte, entweder sei der Charakter des Abbadona unwahrscheinlich, oder der Dichter müsse das System der Wiederbringung aller Dinge annehmen; was er als solcher ohne Bedenken thun könne, da dasselbe alle poetische Wahrscheinlichkeit für sich habe. Lasse der Dichter den bußfertigen Teufel ewig verdammt, so gesteht Meier, daß seiner Ansicht nach dies ein großer Flecken des Gedichts sein würde [1]). Von einem Schweizer wegen seines Mitleids mit einem Teufel angegriffen, getröstete sich Meier in der Folge, alle von der Natur mitleidig geschaffenen Seelen auf seiner Seite zu haben, und blieb dabei, daß nur wenn er zuletzt begnadigt werde, der Charakter glücklich geschildert sei. Freilich sei er dann eigentlich kein Teufel, und werde längere Zeit viel zu hart behandelt [2]). Dem wiedersprach der Altstetter Heß und suchte zu beweisen, Klopstock habe Abbadona's Charakter bis jetzt so zweiseitig gehalten, daß er noch mit ihm anfangen könne, was er wolle; später bat auch er um Schonung, und meinte, um religiösen Anstoß zu vermeiden, könnte ja sein Endschicksal

---

1) Beurtheilung des Messias, I. Stück, S. 47.
2) Ebendas. II. Stück S. 137.

unentschieden gelassen, oder noch besser, er aus Gnade vernichtet werden [1]).

Die Strahlen des Ruhmes, die von seinem Gedicht her allmählich auf ihn fielen, suchte Klopstock auch für seine Liebesangelegenheit nutzbar zu machen. Er zeigte der Geliebten die günstigen Beurtheilungen, die schmeichelhaften Briefe ausgezeichneter Männer an ihn. Selbst Bodmers italienische Anzeige des Messias und eine französische wünschte er sich nach Langensalza geschickt; „vielleicht, daß das liebe göttliche Mädchen diese Trophäen anlächelt". Er machte sie auf den Glanz aufmerksam, in welchem sie erschien, wenn seine Oden an sie, die sich in Abschriften zu verbreiten anfingen, in empfänglichen Kreisen vorgelesen wurden. Auch was er Neues am Messias ausarbeitete, legte er ihr vor. Ein Stück von Kleist's „Frühling" (oder „Landlust", wie das Gedicht damals noch hieß), das er handschriftlich erhielt, mußte er ihr schenken, so hatte es sie entzückt [2]).

Am meisten vertraute er aber noch immer auf die Stärke und Reinheit seiner Liebe selbst. „Nein", schrieb er an Bodmer, „so hat vor mir noch Niemand geliebt, oder wenn auch, so ist das Andenken solcher Liebe in keinem Buche aufbehalten!" Die Schmerzen der Liebe, meinte er, seien an sich schon etwas so großes, daß sie es wohl verdienen, so viel Gewalt über ihn zu haben. Was ihn bei der Härte der Geliebten nicht ganz unglücklich werden ließ, war aber vornehmlich die Religion. Dieser unüberwindliche, dieser ewige Hang, Fanny ohne Maß zu lieben, fühlte er, könne nicht vergebens in ihm sein; und dieses Gefühl bestärkte ihn in der Hoffnung der Unsterblichkeit. Er spürte dem göttlichen Endzwecke seines Liebesunglücks nach. Entweder, meinte er, sehe Gott in demjenigen, wonach er so sehr verlange, überhaupt kein wahres Glück für ihn, oder Gott wisse, daß er die Freude der ersten Umarmungen noch nicht aushalten könnte, und wolle ihn erst ruhiger werden lassen. Später muthmaßte er, Gott habe durch Wehmuth und Thränen sein Herz ausbilden, erweichen,

1) Brief ber. u. edl. Deutschen an Bodmer herausgegeben v. Stäudlin, S. 123., 167.

2) An Bodmer vom 2. December 1748 und 17. Mai 1749. WW. X, S. 378, 384. An Fanny, b. Klamer Schmidt, I, S. 22, 31.

demüthigen, ihn zur Darstellung der anbetungswürdigen Menschlichkeit des Mittlers noch fähiger machen wollen[1]).

Dagegen glaubte Bodmer eben von diesem religiösen Standpunkte aus zu Gunsten seines jungen Freundes einen Sturm auf das Herz seiner Spröden unternehmen zu können. Er schrieb ihr geradezu und redete ihr ins Gewissen. Er stellte es ihr als ihren himmlischen Beruf vor, durch ihre Liebe den Dichter des Messias in seiner heiligen Arbeit zu fördern, und machte sie verantwortlich für die nachtheiligen Folgen, welche ihre Kälte für das Gedicht auf die Erlösung, und damit für die Verwirklichung der Erlösung selbst unter den Menschen, haben mußte. „Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen, ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, weil es nur irdisch ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat. Dieses Alles sollen Sie thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde. Wiewohl ich ihn stark am Gemüthe sehe, so wird er doch herrlicher emporsteigen, wenn er von Ihnen aufgestützet wird. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Jünglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Gunstbezeugungen, zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. D a d u r c h b e k o m m e n S i e a n d e m W e r k e d e r E r l ö s u n g A n t h e i l. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein! Ganze Nationen, die ihre Lust am Messias finden, werden Ihnen dann nicht das Gedicht allein, sondern die Seligkeit mitdanken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben. Welten, die noch nicht geboren sind! Was für eine Verantwortung liegt

---

1) An Bodmer, vom 10. Aug. u. 27. Sept. 1748. WW. X. S. 363 f. An Fanny, 10. Juli 1750, an Gleim 1. Mai u. 18. Sept. 1751, bei Klamer Schmidt I, S. 32. 235. 292.

auf denen, die ihn durch unwitzige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch eine stumme Wehmuth in seinem Umgange mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch an seinem Wachsthum verzögern! Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Befreiung des Menschengeschlechts zu hintertreiben." Doch „der Poet hat sich und sein Werk in gute Hände vertraut, da er sie Ihrer Aufsicht, Mademoiselle, vertraut hat. Es ist nicht möglich, daß Sie nicht mit einem sorgfältigen, wachenden Auge auf dasselbe schauen. Da Dieselben die Freundin seiner Seele sind; da Sie in dem vertraulichen Umgange mit ihm öfters Ihre Gedanken mit seinen Gedanken von dem großen Messias vereinen: so ist Ihre Person und Ihr Leben mir so schätzbar, als er selbst oder als ihm selbst; und es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn ich Ihnen diese Empfindungen nicht in einigen Zeilen entdeckt hätte [1])."

Diesen Brief schickte Bodmer zunächst an Klopstock, ihn der Geliebten zu übergeben. Klopstock wagte es nicht, schickte ihn aber an ihren Bruder, der von demselben sehr gerührt war, ihn der Schwester mitzutheilen und zugleich über die ganze Angelegenheit offen mit ihr zu reden versprach. Ueber all den Gemüthsbewegungen wurde Klopstock im Herbst 1749 von einer Krankheit befallen. Sie dauerte mehrere Wochen, während deren sich der Dichter viel mit der andern Welt beschäftigte. Am schwersten fiel ihm hiebei der Gedanke, vielleicht sein Gedicht unvollendet zurücklassen zu müssen, und er änderte für diesen Fall den Eingang zum dritten Gesange des Messias, der die Hoffnung auf Lebensfristung bis zur Vollendung desselben ausspricht, im Sinne frommer Ergebung in die höhere Fügung um [2]).

War dies nur eine Variation, welche der Dichter für sich selbst und ohne sie dem Gedicht wirklich einzuverleiben entwarf, so hat er dagegen das Schicksal seiner Liebe demjenigen Theil desselben, an welchem er damals arbeitete, in dauernden Zügen ein-

---

1) Vom 5. Oct. 1748. Briefe der Schweizer rc., S. 98—101.
2) Klopstock an Bodmer, 13. Sept. 1749, WW. X., S. 387.

gegraben. Lazarus und Cidli in der ersten Bearbeitung, oder jetzt Semida und Cidli, im vierten Gesange des Messias[1]) sind Klopstock und Fanny. Jener der durch Jesu Wunderkraft dem Leben wiedergegebene (Lazarus, oder jetzt) Jüngling von Nain, wie diese die auferweckte Tochtes des Jairus. Semida liebt Cidli; auch sie ist ihm, der schon als Knabe ihr Gespiele war, von Herzen gut, aber sie unterwirft sich dem Willen der Mutter, von der sie, zum Danke für das Wunder ihrer Wiederbelebung, Gott geweiht ist. Sein Liebesgram thut ihr so weh, als Klopstock wünschte, daß der seinige seiner Fanny thun möchte, von der er gerne voraussetzte, daß sie seine Bewerbungen nur aus Gehorsam gegen die Mutter ablehne, deren Widerstand in dem Gelübde von Cidli's Mutter idealisirt ist. Man fühlt, wie wohl es ihm thut, seine Fanny so empfindend zu denken, wie er Cidli im Anblik des liebekranken Semida reden läßt:

> Edler Jüngling! Um mich bringt er sein Leben mit Wehmuth,
> Seine Tage mit Traurigkeit zu! Ach! war ich's auch würdig,
> Daß du so himmlisch mich liebst? war's deine Cidli auch würdig?
> Lange schon wünsch' ich die Deine zu sein . . . .
> Aber ich schweig' und gehorche der Weisheit der liebenden Mutter,
> Und der Stimme Gottes in ihr: dem bin ich gewidmet.
> . . . . Nur mußt du deine Betrübniß,
> Deine zärtlichen Klagen, du edler Jüngling, auch mindern! u. s. f.

Dagegen Semida-Klopstock:

> Warum weint sie? . . . . Zu theure zärtliche Thränen!
> Wäre nur Eine von euch um meinetwillen geweinet!
> Eine wäre mir Ruhe gewesen! Ich klage noch immer,
> Immer um sie! Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben
> Ist noch immer von ihr ein einziger langer Gedanke.
> . . . . . Ach, da ich es, Cidli, noch wagte,
> Zitternd zu denken, du seist mir geschaffen: wie still war mein Herz da,
> Welche Wonnen erschuf sich mein Geist . . . . . .
> . . . Doch vielleicht . . ich liebte
> Sie zu heftig! Wie kann ich zu sehr die lieben, mit der ich
> Jenes erhabene Leben vielmehr, als dies an dem Staube,
> Wünschte zu leben?

Aber das sei wohl Unrecht, meint Semida schließlich, in einem

---

1) WW. I., S. 135.

Augenblicke, wo seinem göttlichen Auferwecker Gefahr drohe, sich seinem persönlichen Kummer so hinzugeben, und er nimmt sich vor, seine ganze Seele auf den Ausgang zu richten, den die Sache Jesu nehmen werde: d. h. Klopstock flüchtet sich aus dem Gedränge seiner Liebesschmerzen in seine Arbeit am Messias.

Geradezu aber sprach Klopstock seine Empfindungen für Fanny in einer Reihe von Oden und Elegien aus, die in diesen Jahren entstanden. Schon oben, wo wir über seine Universitätsjahre und akademischen Freundschaften berichteten, hatten wir einiger Oden zu gedenken, die er seinen Freunden widmete. Wir verschoben damals die nähere Erörterung derselben, um nun hier, wie vorhin die Anfänge seines Epos, so auch die Erstlinge seiner lyrischen Dichtung einer zusammenfassenden Betrachtung zu unterziehen.

Ueberschauen wir die Reihe dieser Gedichte, wie sie während der Jahre 1747 bis 1749 entstanden sind, so erfreut uns, was ihren Inhalt betrifft, die normale Entwicklung des jugendlichen Lyrikers. Von der Freundschaft geht er zur Liebe fort, während das Bewußtsein des Dichterberufes ihn hebt und trägt. Das Gefühl für Vaterland und Freiheit ist bereits vorhanden, und wird hervortreten, sobald ihm jene ersten jugendlichen Regungen Raum verstatten. Durchaus zeigt der junge Dichter einen ebenso ernsten als zarten idealen Sinn, einen religiösen Zug und einen Hang zu melancholischer Schwärmerei, den, wie er in seiner Natur lag, das Schicksal seiner Liebe ausbilden half. Die Form anlangend, sehen wir ihn, der dem deutschen Epos, mit Ablehnung der gereimten Alexandriner oder Trochäen, das Versmaß Homers und Virgils anzueignen suchte, ebenso in der Lyrik alle gereimten Versarten verwerfen, um sich an die antiken Formen der horazischen Ode und der Elegie zu halten, denen er in der Folge auch noch freiere selbstgebildete Maße hinzufügte. Den Widerwillen der schweizerischen Kunstrichter gegen den Reim theilte Klopstock. Er schalt ihn ein plumpes Wörtergepolter, einen schmetternden Trommelschlag, ein nichtssagendes Gleichgetöne[1]). Er zürnte, daß das ausschließliche Achten auf den gleichklingenden Zeilenschluß

1) Ode an J. H. Voß. WW. IV., S. 279.

das Gehör für den Rhythmus innerhalb der Zeilen abgestumpft habe. Und gerade das Rhythmische fein und bedeutsam auszubilden, glaubte er die deutsche Sprache vor anderen berufen. Es bedarf heutiges Tags keiner Bemerkung, daß es mehr als nur Einseitigkeit war, aus der deutschen Lyrik (das Kirchenlied abgerechnet, wo ihn Klopstock übrigens auch mehr duldete als anerkannte) den Reim verbannen zu wollen; da wir vielmehr jetzt aus Erfahrung wissen, daß antik gemessene lyrische Gedichte — und um so mehr, je künstlicher die Maße sind — zur deutschen Poesie immer nur in dem Verhältnisse von Treibhauspflanzen zum Garten stehen können. Aber es gibt Zeitpunkte, wo Einseitigkeiten das Wahre sind. Um in deutscher Dichtung einen neuen Boden zu legen, waren für das lyrische Fach Klopstocks Horazische und dithyrambische Maße ebenso nothwendig, als für das epische seine Hexameter. Aus dem tändelnden epigrammatisch gespitzten Wesen, dem französischen Menuettschritt, wie wir ihn in den Liedern selbst der besten Dichter des Zeitraums vor Klopstock herrschend finden, war nicht herauszukommen, wenn nicht eine Zeitlang die ganze Form in Verruf gethan, das Ohr an ganz andere Takte und Rhythmen gewöhnt wurde. Mit dem Flügelschlage der alcäischen Strophe gewann auch Gedanke und Wortausdruck einen kühneren Schwung; in den Accorden der Sappho wagte auch das deutsche Gefühl endlich einmal rein und voll sich auszutönen.

In der Ueberschrift derjenigen Ode, welche Klopstock später an die Spitze der Sammlung stellte, wie sie auch wirklich eine der ältesten ist, bekennt er sich als „Lehrling der Griechen“ [1]); während er sich in der That als Nachahmer des Römers und zwar einer bestimmten Ode desselben, mit Benützung zweier andern, zeigt. Denn sein

> Wen des Genius Blick, als er geboren ward,
> Mit einweihendem Lächeln sah,

u. s. f., ist ja nach Versmaß [2]) und Gedanken das Horazische

> Quem tu Melpomene semel
> Nascentem placido lumine videris,

---

1) WW. IV., S. 3 f.

2) Nur daß die Zeilen umgestellt sind. S. Beilage 2.

Carm. IV., 3; es soll der Dichterberuf als ein höherer von allen andern gemeinen Berufsarten abgesondert werden. Die poetischen Tauben der folgenden Verse kommen aus Horat. Carm. III., 4, 9 ff. geflogen; die Ablehnung des Kriegsruhms ist wieder aus IV., 3, 6 ff., doch mit Anklang an die bella matribus detestata der Horazischen Widmungsode Carm. I., 1, 24 f., aus deren Schlusse auch die Mäcenatische Anerkennung, bezeichnend genug in die beifällige Zähre einer denkenden Freundin verwandelt, herübergenommen ist. In dieser Hinsicht steht nun aber die besprochene Eingangsode als Ausnahme da. Keine andere trägt mehr so im Ganzen das Gepräge einer Nachahmung des Horaz; selten, daß Klopstock in der nächsten Zeit noch hie und da einen einzelnen Zug aus dem römischen Dichter aufnimmt, aber niemals, ohne denselben nach seiner ganz anderartigen Eigenthümlichkeit umzuprägen. Ein Gedicht, welches zufällig am Schlusse der Reihe steht, die wir uns hier zur Betrachtung ausersehen haben, mit der Ueberschrift: „Die Braut" [1]), ursprünglich ein Gelegenheitsgedicht auf eine Hochzeit in der Verwandtschaft, ist geradezu ein Gegenstück des Horazischen Phoebus volentem proelia me loqui, Carm. IV., 15, oder in welchen Formen sonst der römische Dichter, mit Ablehnung ihm angemutheter großer Gegenstände, seinen Beruf für die leichtere Gattung behauptet. Gerade umgekehrt sieht sich hier Klopstock, während er Willens war, einmal ein Lied im Geschmacke von Anakreon oder Hagedorn zu singen, durch einen Wink der ernsten Urania abgemahnt:

> Singe, sprach sie zu mir, was die Natur dich lehrt!
> Jene Lieder hat dich nicht die Natur gelehrt;
> Aber Freundschaft und Tugend
> Sollten deine Gesänge sein.

Einen eigenthümlichen Gang und Schwung nimmt gleich die zweite Ode der Sammlung, welche jetzt die Ueberschrift: „Wingolf", trägt [2]), während sie früher „An die Freunde" überschrieben war. So hat der Dichter auch alle aus der griechischen Mythologie entlehnten Zierrathen später, nicht zum Vortheil des Gedichts, mit Namen und Zügen aus der nordischen vertauscht; wovon wir

1) WW. IV., S. 57 ff.
2) WW. IV., S. 5—18.

hier noch keine Notiz nehmen, sondern uns an die ursprüngliche Gestalt der Ode halten [1]). Der Dichter, noch in Leipzig, will seine Freunde besingen, die Freunde, welche dort, theils durch ähnliche dichterische Bestrebungen, theils durch Einklang der Gemüther mit ihm verbunden waren; ein Kreis, in den auch ein auswärtiger, aber von allen Mitgliedern verehrter und geliebter Mann eingeschlossen wird. Erst ungewiß, in welcher Form, gebundener oder gesetzlos dithyrambischer, er sie singen soll, ist er doch der Würde und des Gehalts seiner Dichtung sich stolz bewußt:

So floß der Waldstrom hin nach dem Ocean!
So fließt mein Lied auch, stark und gedankenvoll.
Deß spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Höret und kalt von der Glosse triefet.

Nach der Reihe treten nun die Freunde in den Tempel, in welchem der Dichter sie empfängt. Erst Ebert, ungewiß, ob er vom Pindus, von den sieben Hügeln oder von Albions Eilande, von der Beschäftigung mit griechischer, römischer oder englischer Literatur, kommt. Ihm folgt unter Polyhymnia's Vortritt der Odendichter Cramer, der einst Hermann sang, nun aber im Begriff steht, zur religiösen Dichtung überzugehen; der göttlichen Radikin, seiner früh verstorbenen Braut, wird mit zarter Wendung gedacht. Dem zärtlichen Giseke hierauf überreicht der Dichter Rosen, von Lesbia noch heute mit Thränen der Rührung über ein Giseke'sches Gedicht benetzt. Er hat Klopstocks Herz beim ersten Anblick gewonnen, er soll diesen einst nach seinem Tode besingen, und dafür des Dichters Schutzgeist der seinige werden. Rabener sodann, dessen frohes und herzvolles Gesicht nur den Thoren furchtbar, den Freunden der Tugend aber liebenswürdig ist, wird ermahnt, sich in seinem stets gerechten Zorne auf die Thorheiten der Menschen nicht irre machen zu lassen. Ebenso schön als bezeichnend für den Mann, dem sie gilt, ist sofort die Art, wie Gellert eingeführt wird:

Lied, werde sanfter, fließe gelinder fort,
Wie auf die Rosen hell aus des Morgens Hand
Der Thau herabträuft: denn dort kommt er,
Fröhlicher heut und entwölkt, mein Gellert.

---

1) In dieser gibt sie Cramer, Er und über ihn, I., Seite 221—244.

Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender
Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

Nun werden nach einander Olde, Kühnert, Rothe und Schmidt begrüßt; das eigenste Wesen Klopstocks aber tritt uns im folgenden Absatz der Ode entgegen, wo er neben den gegenwärtigen Freunden die künftigen, und insbesondere die künftige Geliebte vermißt, sich ihr Bild entwirft, und trauert, daß es bis jetzt nur ein wesenloser Schemen ist. Diese Partie des Gedichts hat Klopstock hernach in der Elegie: „Die künftige Geliebte", weiter ausgeführt. Der Gedanke an die ihm noch fehlende Geliebte hat den Dichter wehmüthig gestimmt; er lehnt sich auf Freund Ebert, und läßt sich von ihm, dem Rebenbekränzten, den Becher reichen, der ihm das Auge wieder zu froheren Gesichten hell macht. In dem wallenden Opferrauche an Bacchus Altare sieht er nun die Gestalten der entfernten Freunde: Gärtners, in welchem den jungen Dichtern allzufrüh ihr aufrichtiger Beurtheiler entrückt ward, und Hagedorns, der mit einem lauten Evan, Evoe! begrüßt und als der Dichter des Weines durch eine allerliebste Horazische Parodie[1]) geschildert wird:

Ihn deckt' als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu.
Und dieß war allen Wassertrinkern
Wundersam, und die in Thälern wohnen,

In die des Wassers viel von den Hügeln her
Stürzt, und kein Weinberg längere Schatten streckt.
So schlief er, keinen Schwätzer fürchtend,
Nicht ohne Götter, ein kühner Jüngling.

Trefflich wird weiterhin Hagedorn gegen engherzige Verkennung seines jovialischen Wesens in Schutz genommen: ihm schlage auch ein männlich Herz, sein Leben töne lautere Harmonien, als ein unsterblich Lied, im unsokratischen Jahrhundert sei er für wenige Freunde ein Muster. Den Zug beschließt der gleichfalls früh aus dem Kreise geschiedene J. A. Schlegel, dem gewünscht wird, daß er neben dem Dichter auch den Kritiker zeigen möge, damit, wenn

1) Vergl. Horat. Carm. III., 4, 9 ff.

etwa die goldene Zeit der Dichtung komme, der Musenhain von undichterischem Pöbel gesäubert dastehe. Mit dieser Wendung hat sich der Dichter den Weg zum Schlusse gebahnt. Ja, sie möge kommen, die goldene Zeit, welche die Sterblichen selten besuche, sie möge sich über den Freunden mit verklärtem Flügel niederlassen. Schöpferisch gehe ihr die Natur, die Nachahmerin Gottes, zur Seite, um große Geister, genialische Seelen zu erzeugen. In der That, schon hört der Dichter sie mit Sphärenton, von niedrigen Geistern unvernommen, daher wandeln, mit ihr die Dichter des Alterthums und der neueren Zeit, die nun segnend auch unter den Deutschen ihresgleichen hervorgehen sehen.

Es kann natürlich nicht unsre Absicht sein, alle einzelnen Oden Klopstocks in dieser Weise durchzunehmen; nur auf diejenigen gehen wir näher ein, welche zur Kenntniß seiner Eigenthümlichkeit oder seines Entwicklungsgangs von Bedeutung sind, und dieß sind freilich von den früheren mehrere als von den späteren. Der schönen Abschiedsode „An Giseke" ist schon oben gedacht, sie schlägt zum erstenmale jenen elegischen Trennungston an, der dann in der Ode „An Ebert" [1]) zum wirklichen Sterbegeläute wird. Das Scheiden eines Freundes nach dem andern ruft in dem Dichter den Gedanken des letzten Scheidens auf; er stellt sich die traurige Einsamkeit vor, wenn einst von dem ganzen Kreise nur er und Ebert noch übrig sein werden:

> Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt;
> Wenn, von der Radikin fern,
> Unser redlicher Cramer verwes't; wenn Gärtner, wenn Rab'ner
> Nicht sokratisch mehr spricht;
> Wenn in des edelmüthigen Gellert harmonischem Leben
> Jede Saite verstummt; . . .
>
> Ebert, was sind wir alsdann
> Wir Geweihte des Schmerzes, die hier ein trüberes Schicksal
> Länger als alle sie ließ?

Und wie vollends dann, wenn von den übrig gebliebenen Beiden der eine noch stirbt —

---

1) IV., S. 24 f.

Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde:
Wirst du, ewiger Geist,
Seele, zur Freundschaft erschaffen, du dann die leeren Tage
Sehn und fühlend noch sein?

So wälzt der Dichter seinen Todesgedanken weiter und weiter, bis er ihm endlich erliegt, und uns in einer Stimmung zurückläßt, die uns an die Young'schen Nachtgedanken erinnert, welche Klopstock damals gerne las, oder an den Macpherson'schen Ossian, der bald hernach aus derselben Zeitstimmung erwuchs, und ihr die gleichsam ansteckende Wirkung verdankte, die er besonders auch in Deutschland hervorbrachte. Bekanntlich ist diese Ode auch dadurch merkwürdig, daß die in derselben ausgesprochene Ahnung eingetroffen ist, und Klopstock sämmtliche hier genannte Freunde wirklich überlebt hat[1]).

Gehen wir von Klopstocks Freundschaftsoden zu seinen Liebesoden weiter, so ist eine derselben, „Die künftige Geliebte“[2]), noch wie jene in Leipzig entstanden. Daß sie gleichwohl schon mit dem Gedanken an Fanny gedichtet ist, die er als seine Base bereits gesehen, und wohl auch aus Briefen an ihren Bruder, seinen Stubenburschen, kennen gelernt hatte, wissen wir von ihm selbst. Schon in der großen Ode an die Freunde waren sechs Strophen der künftigen Geliebten gewidmet, und diese enthalten alle Grundzüge der 49 (oder ursprünglich 46) Distichen unserer Elegie. Das Herumtasten der Sehnsucht, wo sie denn wohl leben möge, die ihm vom Schicksal zugedacht sei; das Ausmalen der Situation, in der sie sich eben befinden möge, ob bei der zärtlichen Mutter, oder im Freien unter Blumen; die Frage nach ihrem Namen, das Rathen aus ihrer Stellung und Gebärde, ob sie wohl auch Liebe empfinde; der Auftrag an die Winde, seine verlangenden Seufzer ihr zuzuwehen; die Vorempfindung ihres ganzen Wesens, das Vorgefühl seiner unendlichen Liebe zu ihr, wenn

---

1) In diese schon 1747 entstandene Ode schob Klopstock im folgenden Jahre, nach der Eröffnung seines Verkehrs mit Bodmer, vier auf diesen bezügliche Zeilen ein, von denen dann Bodmer an seinen Freund Zellweger schrieb, daß er sie „nicht für die Souveränität im Lande Appenzell geben wollte“. S. Mörikofer, Klopstock in Zürich, S. 21 f.

2) WW. IV., S. 20—24.

sie sich erst werden gefunden haben: das alles ist hier mit einer Wärme, Zartheit, Seelenhaftigkeit ausgeführt, deren gleichen bis dahin in deutscher Dichtung nicht vorhanden gewesen war. Auch ist hier noch ein gesundes Maß eingehalten, die Empfindung noch nicht allzusehr ätherisirt, es pulsirt noch Blut, löst sich noch nicht Alles in Thränen und Seufzer auf.

Aber nahe lag dieser Abweg für Klopstock immer, insbesondere in Liebessachen. Nehmen wir die Elegie: „Selmar und Selma“[1]), oder, wie sie vor der ossianischen Umtaufe hieß, „Daphnis und Daphne“. Sie ist ein Duett zweier Liebenden, das auf der bekannten Figur des Klimax beruht, nach welcher der zweite der beiden Wechselredner immer den ersten zu überbieten sucht, bis sie am Ende sich vereinigen. Man denke an das Horazische Donec gratus eram tibi, mit dem Ausgang: Tecum vivere amem, tecum obeam libens (Carm. III., 9). Auf das Letzte, das zugleich sterben Wollen, läuft auch das Duett unseres Liebespaares hinaus. Aber wie gelangen sie dahin? Man merke die Stufen, um zu ermessen, wie hoch sie über gewöhnlichen Sterblichen und selbst Liebenden stehen.

1. Im gemeinen Menschen ist der Lebenstrieb stärker als die Liebe.

2. Im Liebenden wird die Liebesempfindung stärker als der Lebenstrieb: er will lieber vor dem Geliebten sterben, als ihn überleben.

3. Im Liebenden höchster Potenz wird nun aber die eigene Liebesempfindung von dem Mitgefühl mit der des Geliebten überwogen: er übernimmt gern selbst den Liebes- und Trennungsschmerz, um ihn dem andern Theil zu ersparen; er will das traurige Loos des Ueberlebens lieber selbst auf sich nehmen, als es dem Andern wünschen. Während also sonst der Wunsch, den Andern zu überleben, ein selbstsüchtiger, der, ihn nicht überleben zu müssen, der zärtliche ist, erscheint hier der letztere Wunsch als ein niedriger, der erstere aber als der höchste Grad der Zärtlichkeit.

4. Stehen nun aber beide Liebende auf gleicher Höhe, und gibt im zärtlichen Wettstreit keines nach, so bleibt ihnen nur das Compromiß, zugleich mit einander sterben zu wollen.

---

1) WW. IV., S. 315—318.

Daß die Empfindungen in diesem Gedicht überschraubt sind, läßt sich nicht läugnen; auch ist gegen den Schluß die redselige Versicherung der Unaussprechlichkeit des Empfundenen unerquicklich: aber das Stück gefiel unmäßig, wurde trotz der Disticha in Musik gesetzt und gesungen, es war ein rechter Vorläufer der einbrechenden Sentimentalität.

In verschiedenen Formen suchte nun Klopstock insbesondere des Schmerzes über seine unerwiederte Liebe Meister zu werden. Sein Schutzgeist, der zugleich der Schutzengel edlerer Liebe überhaupt ist, erscheint ihm und wird von ihm angefleht, das Herz der Geliebten zu erweichen: aber der himmlische wendet sich und läßt den Liebenden traurig stehen[1]). Im Traume schaut er Petrarca und Laura, diese in der Bildung seiner Geliebten; in begeisterter Rede spricht das verklärte Paar die Seligkeit seiner Liebe aus, Laura mahnt die Enkelinnen, so zärtlich zu sein, wie sie war, und verheißt ihnen dafür (natürlich sofern es ein Klopstock ist, den sie erhören werden) Unsterblichkeit durch die Leier des Dichters[2]). Einmal, es war der 12. Mai (Klopstock hat das Datum dem Gedicht selbst einverleibt), da lustwandelte die Geliebte nach dem Walde, während der liebende Dichter einsam und traurig zu Hause blieb. Ob sie nun, zurückgekehrt, von einer Nachtigall erzählte, die sie im Walde schlagen gehört, oder ob dieß Erfindung des Dichters ist: diesem Waldgange der Geliebten haben wir eine seiner eingegebensten Oden zu verdanken[3]). Die junge Nachtigall, von der Mutter unterwiesen, vor dem Wald und ihresgleichen nur gewöhnliche Lieder zu singen, wenn aber der Mensch, der Erde Gott, käme, dann vollere Töne anzustimmen, erzählt nun, welchen Eindruck der Anblick des Menschen in der Person des schönen Mädchens (eben der im Walde sich ergehenden Geliebten des Dichters) auf sie, und hinwiederum ihr Gesang auf das Mädchen gemacht habe.

Jetzo kam sie herauf, unter des Schattens Nacht
Kam die edle Gestalt, lebender als der Hain,
Schöner als die Gefilde,
Eine von den Unsterblichen.

1) In der Ode: Salem, WW., IV., S. 27—30.
2) Die Ode: Petrarca und Laura, WW., IV., S. 31—34.
3) Bardale, früher Aëdon, WW. IV., S. 37—40.

Besonders ihr Auge gibt der Nachtigall die Ahnung eines höheren Wesens:

Bist du's, das die Unsterblichen
Zu Unsterblichen macht? Auge, wem gleich' ich dich?
Bist du Bläue der Luft, wenn sie der Abendstern
Sanft mit Golde beschimmert?
Oder gleichest du jenem Bach,
Der dem Quell kaum entfloß . . .?

Nun singt die Nachtigall —

O, was sprach jetzt ihr Blick? hörtest du Göttin mich?
Eine Nachtigall du? Sang ich von Liebe dir?
Und was fließet gelinde
Dir vom schmachtenden Aug' herab?

Ist das Liebe, was dir eilend vom Auge rinnt?
Deinen göttlichsten Trieb, lockt ihn mein Lied hervor?
Welche sanfte Bewegung
Hebet dir die beseelte Brust?

Am Schluß ist nun freilich die Wendung, daß die Nachtigall das Mädchen bald in den Umarmungen eines würdigen Jünglings zu sehen hofft, etwas gezwungen; aber dieß kann den Eindruck eines Gedichts nicht verwischen, in welchem frische Naturanschauung und innige Liebesempfindung sich zu einem seltsam reizenden Ganzen verbunden haben.

Eine Liebe, die ihm im Leben immer weniger Hoffnung zeigte, wies unsern Dichter zu dem seiner Gemüthsart ohnehin nahe liegenden Gedanken von Tod und Unsterblichkeit hin. Er sieht sich im Arme seines Schmidt verscheiden, dem er die letzten Aufträge an die Schwester gibt [1]). Er für sein Theil werde sie lieben bis zum letzten Athemzuge; sie aber in ihrer Sterbestunde sich doch vielleicht Vorwürfe darüber machen, daß sie ihm und den tieferen Bedürfnissen ihrer eigenen Natur durch die Ablehnung seiner Liebe Unrecht gethan habe. Noch weiter hinaus trägt ihn seine Phantasie ein andermal [2]). Er sowohl als die Geliebte sind längst todt, sein ersungener Ruhm verweht, Fanny hat die edlen Thaten ihres Lebens gethan, auch einen Beglückteren als ihn geliebt —

1) Der Abschied, WW. IV., S. 40—46.
2) An Fanny, WW. IV., 35—37.

. . . . . laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern —
Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest!

Der Hinblick auf diese künftige Ausgleichung macht ihm die freilich trübe Zwischenzeit erträglich:

Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft;
Ihr andern seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht, und umwölkt und dunkel.

Als er die Schutzgeistode gedichtet hatte, war Klopstock noch zu furchtsam, sie der Geliebten zu übergeben; bei der letzten, (oder war es die vorletzte[1])) faßte er sich das Herz, sie ihr nach einem Besuche beim Weggehen in die Hand zu stecken; ohne merkliche Wirkung, wie wir gesehen haben. Bodmer übersetzte die Ode ins Französische, Klopstock, dadurch veranlaßt, ins Griechische[2]); wovon freilich eines so seltsam ist als das andere.

Doch wie mit dem Gedanken des Todes, mußte ein Gemüth von der Stimmung des Klopstock'schen seine Liebe auch mit dem Gedanken an Gott in Zusammenhang bringen. Beiläufig zwar findet sich dieß schon in den Todesoden; aber ausdrücklich in Gebetsform geschah es in der Ode, welche deßhalb die Ueberschrift: „An Gott" [3]) erhielt. Gewissermaßen knüpft sie an die zuletzt besprochene an. Der Gedanke, bei dem er sich dort beruhigte, in jener Welt mit der Geliebten vereinigt zu werden, sei zwar ein großer Gedanke und werth, auch den bangsten Schmerz zu besänftigen; aber der Dichter fürchtet, die Zeit bis dahin möchte ihm doch gar zu lang werden: und so bittet er Gott, ihm die Geliebte lieber hier noch zu geben, er wolle dann um so eifriger an seinem Messias fortdichten. Das wäre nun alles gut; aber um seine Bitte zu entschuldigen, holt der Dichter so weit aus, und in

1) In den Briefen an Bodmer, X., S. 373 f., spricht er nur unbestimmt von einer alcäischen Ode, die er stärker nennt, als die Ode: Salem.

2) Vergl. den Brief an Bodmer, WW. X., S. 392.

3) WW. IV., S. 49—54.

diesem Ausholen arbeitet er sich in einen so feierlichen überirdischen Ton hinein, daß das Geständniß eines irdischen Liebeswunsches immer weniger dazu paßt. Das Gedicht forderte den Spott heraus. Selbst ein Klopstock-Verehrer wie Schubart, dem aber bei allem Enthusiasmus doch der gesunde Verstand nie ganz abhanden kam, fand sich zu der Bemerkung bemüßigt, das Sujet dieser Ode sei so erhaben und sonst so würdig behandelt, daß die verliebte Schwärmerei darin sehr am unrechten Orte zu stehen scheine[1]). Lessing aber, der Schalk, nachdem er einige Verse aus derselben angeführt, ruft aus: „Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!“ Er fand in der Ode eine Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben sei, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte; auch wolle man einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet seien, darin bemerken[2]). Ein Gottschedianer parodirte die Ode[3]), und sie ließ sich parodiren, nur mußte, der es that, kein Gottschedianer sein.

Wenn uns die Ode: „Die Stunden der Weihe“[4]), zur Vergleichung mit der einleitenden: „Der Lehrling der Griechen“, einladet, so begegnen wir zum Schlusse in der Ode, welche jetzt die Ueberschrift: „Heinrich der Vogler“[5]), trägt, einer für Klopstocks Entwicklung und Eigenthümlichkeit höchst merkwürdigen Urkunde. Gegen keinen seiner Zeitgenossen hat dieser einen schärfern und beharrlichern Widerwillen lebenslänglich gehegt und ausgesprochen, als gegen Friedrich II. von Preußen. Hätte er ihm auch seine Freigeisterei verzeihen können, so konnte er ihm doch seine Geringschätzung der aufblühenden deutschen Dichtung nicht verzeihen. Zwischen Klopstock und Gleim bildete in spätern Jahren des letzteren liederreiche Friedrichsbegeisterung einen

---

1) F. G. Klopstocks poet. u. pros. Werke, Frankfurt und Leipzig 1771, S. XLII.

2) Berliner privil. Zeitung vom 7. Dec. 1751. Lessings WW. III., S. 193 f.

3) Ode an den Menschen, von Mich. Reineken. Kratbusch 1753. S. Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 1753, S. 387 ff.

4) WW. IV., S. 47 f.

5) Ebendas. S. 55 f.

beständigen freundschaftlichen Zankapfel. Und doch hat Klopstock selbst einmal Friedrich besungen; er hat ihn besungen, so sorgfältig er auch jede Spur davon zu verwischen gesucht, so keck er es auch in der Folge abgeleugnet hat. Das Gedicht, in dem er es that, haben wir eben hier vor uns. Es hieß früher „Kriegslied“, was schon mehr nach einer Beziehung auf die Gegenwart klingt; außerdem aber stand in dem Gedichte selbst an den Stellen, wo jetzt Heinrich steht, Friedrich, wo Kaiser, König; dieser brauste auf königlichem Rosse daher, statt daß nun jener krank in der Sänfte getragen wird; statt des Schwertes in des Kaisers Hand blitzte dort der Stern an des Königs Brust, und dieser, wie jetzt der Edlen Helm, war mit Feindesblut bespritzt[1]). Dem jüngern Cramer, als er sein „Er und über ihn“ schrieb, und die früheren Lesarten der Klopstock'schen Oden zur Vergleichung sammelte, fiel dieser Thatbestand auf, und es ward ihm, wie er sich ausdrückt, bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß hier Klopstock Gleimen ins Handwerk gefallen sei und auch einmal Friedrich gefeiert habe. Da er aber den Dichter selbst darum fragte, leugnete dieser es schlechterdings: „Ich habe“, sagte er, „dabei an den König von Preußen nicht gedacht, Friedrich war blos ein willkürlich gewählter Name“. Der gute Cramer glaubte dieß natürlich seinem Abgott auf das Wort; aber Gleim, der es besser wissen konnte,

---

1) Frühere Lesart (bei Cramer, Er und über ihn, II., S. 345 f.):	Spätere Lesart (WW. IV., S. 55 f.):
Strophe 2. Es braust das königliche Roß, Und trägt ihn hoch daher: Heil, Friedrich Heil! . . .	Heut fühlet er die Krankheit nicht, Dort tragen sie ihn her. Heil, Heinrich, Heil dir . .
3. . . . Schon ist an seiner Königsbrust Der Stern mit Blut bespritzt.	Schon ist um ihn der Edeln Helm Mit Feindesblut bespritzt.
4. Streu' furchtbar Strahlen um dich her, Stern an des Königs Brust.	Streu' furchtbar Strahlen um dich her, Schwert in des Kaisers Hand.
10. . . . Und sieht dem König nach.	Und sieht dem Kaiser nach.

Zwischen Strophe 4 und 5 stand ursprünglich noch der Vers:

Der du im Himmel donnernd gehst,
Der Schlachten Gott und Herr,
Leg' deinen Donner! Friedrich schlägt
Die Schaaren vor sich her.

Dieser Vers blieb in der neuen Bearbeitung weg; klingt er doch, als hätte den jungen Dichter ein Hauch von des Königs Gottlosigkeit angeweht.

glaubte es nicht, sondern bestand darauf, Klopstock habe das Gedicht, „des jetzigen sonderbaren Ableugnens ungeachtet, auf den König gemacht“ [1]). Dieß lehrt der einfache Augenschein, und Klopstock hat sich hier eine bewußte und höchst absichtliche Unwahrheit erlaubt. Er wußte, daß Cramers Frage Bezug auf die Schrift hatte, die dieser über ihn herauszugeben gedachte. Das Publikum aber brauchte von einer Schwachheit nichts zu wissen, die er sich selbst nicht verzeihen konnte. Der Würde der deutschen Dichtung, als deren ersten Vertreter er sich fühlte, hätte er geglaubt, etwas zu vergeben, wenn er zugestand, je einmal in seinem Leben diesen Friedrich besungen zu haben. Das Gedicht steht jetzt unter dem Jahrgang 1749; möglich, daß es in seiner Urgestalt älter ist, und dann könnte man bereits ein Zeichen geänderter Gesinnung darin sehen, daß der Dichter dasselbe in diesen Jahren in zwei Formen, als Liebeslied und als Trinklied, parodirt hat [2]). Das Versmaß des Gedichts ist kein antikes, sondern das einer bekannten englischen Balladenstrophe, nur ohne Reim; es ist bemerkenswerth, daß später Gleim seine Lieder eines preußischen Grenadiers in demselben Versmaß, nur gereimt, gesungen hat.

---

1) Gleim an Müller, 9. Mai 1782. Briefe deutscher Gelehrten aus Gleim's Nachlasse, herausg. v. Körte, Zürich 1806. II., S. 353.

2) Bei Cramer, a. a. O. S. 346 ff.

7. Klopstocks Reise nach Zürich.

Schon zu Anfang des Jahres 1749, da sich immer keine Aussicht zu Klopstocks Versorgung zeigen wollte, hatte ihn Bodmer zu sich nach Zürich eingeladen, damit er in seinem Hause in ungestörter Muße den Messias vollenden könne.

Klopstock empfand den Edelmuth, der hierin lag; aber er wollte nicht gerne Langensalza verlassen, ohne das Schicksal seiner Liebe entschieden zu wissen. „Wie würden mir", schreibt er, „Ihre schönen Gegenden, das heiterste Gesicht Ihrer, und, wenn ich es sagen darf, auch meiner Freunde, die freie und sonst so süße Muße, ohne meine Fanny vorkommen? Aber der kleine Klopstock, wie mich mein Schmidt immer nennt, wenn sein Herz am vollsten ist, kommt gewiß zu Ihnen, und verweint bei Ihnen vielleicht Seufzer süßer Lust. Jetzt hält mich die allmächtige Fanny zurück, aber auch sie nur allein kann mich zurückhalten" [1]).

Gegen den Herbst erkrankte er, wie wir wissen; nach seiner Wiederstellung aber meldet er Bodmer'n für gewiß, daß er auf das nächste Frühjahr die Reise nach Zürich anzutreten gedenke. Schon war seine Phantasie mit dem Gedanken beschäftigt, stellte ihm Bodmer, seine Wohnung, seine Freunde, die Gegend am See, das himmlische Leben, das sie da im engen Freundeskreise, der übrigen Welt unbekannt, führen wollten, lebhaft vor. In der Stadt solle man ihn für einen Reisenden halten, der gekommen sei, auf der dortigen Bibliothek ein Manuscript abzuschreiben; oder für einen wunderlichen Menschen, der bisweilen stumm werde, und sich oft auf eine seltsame Art beklage, nicht auch unterweilen (der Schwätzer wegen) taub zu sein. In Bodmers Hause, dies machte er zur Bedingung, sollte seine körperliche

1) An Bodmer vom 26. Jan. u. 12. April 1749, WW. X., S. 378 ff.

Gegenwart nicht die mindeste Veränderung machen, es sollte Alles bleiben, wie wenn er nicht da wäre. Er erkundigte sich, in welcher Lage Breitinger und andere Freunde um Bodmer her wohnen? auch (was diesen an einem so unsterblich in die Eine Fanny Verliebten Wunder nehmen konnte) wie weit von ihm Mädchen wohnen, von denen er glaube, daß Klopstock Umgang mit ihnen haben könnte? „Das Herz der Mädchen, setzt er hinzu, ist eine große weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Wisser sein will.“ Uebrigens dürfen die Mädchen außer Sorgen sein: wenn sie auch wie Fanny wären, so werde er doch in seinem Leben wohl nur Einmal geliebt haben[1]).

Da schien unerwartet eine Anstellung, die sich dem jungen Dichter bot, seiner Reise zu Bodmer in den Weg treten zu wollen. Im Jahre 1745 hatte Herzog Karl von Braunschweig in dieser Stadt nach dem Vorbilde der englischen Collegien eine Erziehungsanstalt gegründet, in welcher Jünglinge höherer Stände in Sprachen, Wissenschaften, Künsten und Leibesübungen unterrichtet werden sollten. An diesem Carolinum, wie es nach seines Stifters Namen hieß, waren jetzt mehrere von Klopstocks Leipziger Freunden angestellt. Gärtner als Professor der Beredsamkeit und Sittenlehre, Ebert und Zachariä als Hofmeister, welche in der Stellung der englischen tutors eine Anzahl von Zöglingen in besonderer Aufsicht hatten. Nun war eben damals Ebert zum Lehrer des Erbprinzen berufen worden, und so bot der Curator des Carolinums, der bekannte Abt und Hofprediger Jerusalem, die bisher von Ebert bekleidete Stelle Klopstock an. Soviel Annehmlichkeit diesem das Zusammensein mit alten Freunden und die Nähe der Vaterstadt versprach, so viel Aussicht auf weitere Beförderung ihm der Vorgang Eberts eröffnete, so würde doch das Anerbieten für ihn nicht verlockend gewesen sein, hätte nicht der Abt das Versprechen hinzugefügt, ihm mehr Muße als andern Hofmeistern zu verschaffen[2]). So wollte die Sache doch überlegt sein, und da Klop-

---

1) An Bodmer vom 13. Sept. u. 28. Nov. 1749, Werke X., S. 387 ff.

2) Klopstock an Bodmer, 6. Juni 1750. Werke X., 395. Vgl. Sulzer an Bodmer, Sonnabends vor Pfingsten 1750, in den Briefen der Schweizer 2c. S. 143.

stock in Langensalza ohnehin schon länger entbehrlich war, so löste er im Frühling 1750 seine Verbindung mit dem Weiß'schen Hause, um sich vorerst nach Quedlinburg zu seinen Eltern zu begeben.

Vetter Schmidt, der um jene Zeit von der Universität nach Hause zurückgekehrt war, begleitete ihn. Die Freude der Eltern war groß, denn man hatte sich in sieben Jahren nicht gesehen. Von Quedlinburg sind es nur drei Stunden bis Halberstadt, wo seit zwei Jahren Gleim als Secretär des Domkapitels seinen behaglichen Sitz hatte. Ihm galt der erste Besuch. Gerne hätte ihn Klopstock, da sie sich noch nicht persönlich kannten, unter fremdem Namen überrascht und ausgeholt; aber er wußte, daß Gleim in Leipzig, wo er vor Kurzem gewesen, durch Klopstocks Freunde von dessen bevorstehendem Besuche in Kenntniß gesetzt worden war[1]). So verschieden nicht blos die dichterischen, sondern auch die menschlichen Eigenthümlichkeiten beider Männer waren, so befreundeten sie sich doch bald innig und fürs Leben. „Ich bin", schrieb Gleim am 2. Juni an Ebert, „einige Tage glücklicher gewesen als alle Könige der Welt. Denn Klopstock und Schmidt sind seit dem 25. Mai bei mir gewesen und sind gestern nach Quedlinburg abgereiset, von da ich sie morgen wieder abholen und vielleicht mit ihnen eine Reise auf den Blocksberg thun werde. Was ist Klopstock für ein fürtrefflicher Mann! Ich habe mir ihn immer als einen Homer, mit der Miene eines Propheten, vorgestellt: wie schön ist es, daß er auch ist, wie unser einer." Gleim bedauerte jetzt nur, daß er Klopstock nicht ein Vierteljahr früher kennen gelernt, wo es ihm ein Leichtes gewesen wäre, demselben eine Stellung ganz nach seinen Wünschen in Halberstadt zu verschaffen[2]).

Von da an bis in die Mitte des Juli dauerten nun die gegenseitigen Besuche, längere von Klopstock und Schmidt in Halberstadt, kürzere von Gleim in Quedlinburg, und gemeinsame Ausflüge fort. In der zweiten Juniwoche waren die beiden Freunde schon wieder mehrere Tage bei Gleim gewesen. „Unsere

---

1) Klopstock an Gleim vom 17. Mai 1750, Werke X., S. 393.

2) Gleim an Ebert, 2. Juni 1750. In Westermanns illustrirten Monatsheften, 1857, I., S. 564.

Freunde", schreibt dieser am 13. Juni an Ebert, „haben mich bereits verlassen; Schmidt ist um 3 Uhr, und Klopstock um 10 Uhr diesen Morgen weggereist; ich finde Alles leer um mich, und thue die Arbeit, die mich abgehalten hat, sie zu begleiten, mit der finstersten Stirne. Wie schön war die vergangene Nacht, die wir bis zu Schmidt's Abreise der Freude, dem Wein und der Freundschaft geheiligt!"[1]) Die Erinnerung an eine solche mit Gleim und Schmidt bei mäßigen Bechern fröhlich durchwachte Jugendnacht begeisterte noch den zweiundsiebzigjährigen Klopstock zu einer Ode[2]). Im Gartenzimmer des Weinschenken saßen sie bei altem Rheinwein, während im Garten die Rosen in voller Blüthe standen. Sich davon Kränze zu winden, war diesmal dem deutschen Anakreon nicht genug: im Einverständniß mit dem Wirthe wurde vielmehr alles, was von Rosen im Garten zu finden war, gepflückt, und Boden und Tisch damit bestreut, so daß die Flasche nur noch halb, die Gläser kaum noch daraus hervorragten. So unter Gesang und frohem Gespräch verstrich die Nacht; das Wachslicht brannte noch auf dem Tisch, und die Trinker hatten die zweite Flasche noch nicht geleert, als schon die Morgensonne in die Fenster blickte. Jetzt brachen die Freunde auf, Klopstock mit der Kerze in der Hand, die er unterwegs ausblies.

Hinwiederum lud nun auch Klopstock Gleim „auf einen Coffee und einen Kuß" in sein elterliches Haus nach Quedlinburg ein, und wirklich kam am 18. Juni der Domsecretarius geritten. „Er reitet sehr geschwinde", schrieb Klopstock damals an Ebert; während er sich später, nachdem er sich selbst zum kühnen Reiter herangebildet, über Gleims zahmes Schrittreiten lustig machte. Ob eine Reise nach Braunschweig, die Klopstock mit Mutter und Schwester zu machen beabsichtigte, zur Ausführung kam, erhellt nicht; es trat nämlich um diese Zeit ein Umstand ein, der die Unterhandlung wegen der Braunschweigischen Anstellung ins Stocken brachte[3]).

1) Gleim an Ebert, a. a. O.

2) Der Wein und das Wasser. Werke IV., S. 397 f. Vgl. Gleim's Leben von Körte, Halberstadt 1811, S. 58 f.

3) Aus Klopstocks und Gleims Briefen an Ebert, in Westermanns illustr. Monatsheften, 1857, I., S. 564 ff. II., 207 ff.; den Briefen Klopstocks an

Während Klopstock in Quedlinburg verweilte, im Anfang des Juni, lief ein Schreiben von einem Vetter ein, der mit Klopstock auf der Schulpforte gewesen war, übrigens in keiner genaueren Verbindung mit ihm stand. Der Vetter, Leisching mit Namen, war jetzt in Gartau Secretär bei einem Edelmann, auf dessen Gute eben damals der Freiherr Johann Hartwig Ernst von Bernstorff auf der Reise aus Frankreich nach Kopenhagen eingekehrt war. Bernstorff war seit sechs Jahren dänischer Gesandter am Hofe zu Versailles gewesen, und nun zurückberufen, um den seinem Ende entgegensehenden Staatsminister Grafen Schulin als Staatsrath zu unterstützen. In Paris hatte ihn ein deutscher Geistlicher, Klüpfel[1]), Cabinetsprediger des Prinzen, nachmaligen Herzogs von Gotha, auf die drei ersten Gesänge des Messias aufmerksam und mit den Verhältnissen des Dichters bekannt gemacht. Jetzt in Gartau kam er mit Leisching auf den Messias zu sprechen, und auf seine Frage, ob er den Verfasser kenne, gab sich der Secretär als dessen Vetter an. Sogleich trug ihm nun Bernstorff auf, an Klopstock zu schreiben, er möge sich in Braunschweig (denn von den dahin gehenden Verhandlungen hatte er gehört) auf keinen Fall für längere Zeit binden, auch sonst sich nicht allzuweit entfernen, weil vielleicht bald seine Gegenwart in Kopenhagen nöthig sein möchte, wo er ihm vom König eine Pension mit vollkommener Muße zur Vollendung des Messias auszuwirken hoffe. Wäre sein Gedicht zu Ende geführt, so stünde ihm dann die Stelle eines Hofpredigers oder Professors offen[2]).

Den Aufenthalt in Kopenhagen abgerechnet, der dabei vorausgesetzt war, enthielt dieser Antrag gerade dasjenige, was Klopstock wünschte. Der, freilich mehr noch preußisch- als deutsch-patriotische Gleim zwar fand es unerträglich, daß Dänemark

---

Gleim, bei Klamer Schmidt, I., S. 15 ff. und an Bodmer, Werke X., S. 394 ff., vgl. mit Cramer, Er und über ihn, II., S. 374.

1) Er kommt, mit dem damaligen Vorleser des Prinzen, spätern Baron, Grimm, auch in Rousseau's Confessions L. VIII., übrigens als heiterer Lebemann, vor.

2) Klopstock an Bodmer, 6. Juni 1750, Werke X., S. 396 f.; an Ebert, 17. Juli 1750, in Westermanns Monatsheften, 1857, II., S. 208. Vgl. Cramer, a. a. O. II., S. 376 f.

Deutschlands Dichter versorgen sollte, und sagte darüber dem Freunde ernstlich die Meinung. Ja meinte er, wenn man ihm den Gehalt gäbe, mit der Freiheit, denselben zu verzehren, wo er wollte! aber das werde ihm der Minister nicht verschaffen können. Klopstock hoffte doch, es auszuwirken. Indessen beruhte die Sache vorerst nur auf einer Privatmittheilung; weßwegen Klopstock sie noch geheim gehalten wünschte, auch die Unterhandlungen mit Braunschweig darum nicht abbrach.

Dabei drängte Bodmer zu dem Besuch in der Schweiz, schickte 300 Thlr. Reisegeld, und gab seinem Landsmann Sulzer, der, seit Kurzem als Professor am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin angestellt, so eben eine Reise in die Heimath beabsichtigte, den Auftrag, Klopstock zum Mitreisen zu bewegen. Bodmer würde sich nicht trösten lassen, schrieb Sulzer, wenn er ihn nicht mitbrächte[1]). Der Züricher Kritiker nämlich, der sich von jeher auch in eigenen Poesien versucht hatte, war mit fünfzig Jahren durch Klopstocks Messias auf einmal ganz zum Dichter geworden. Den Plan eines epischen Gedichts: „Der gerettete Noah", den er vor Jahren als Grundriß mitgetheilt hatte[2]), damit jüngere begabte Freunde, etwa Kaspar Hirzel oder Johann Georg Schultheß, denselben ausführen möchten, begann er nun rasch selbst auszuführen. Als im Jahr 1749 Schultheß nach Deutschland reiste, gab ihm Bodmer die zwei ersten Gesänge seines Noah an Sulzer mit, der sie ohne Namen zum Druck beförderte, so daß erst durch seine Privatmittheilung Gleim und Klopstock den Verfasser erfuhren. Auch Schultheß, ein philologisch und ästhetisch gebildeter Theologe, wollte im Sommer 1750 nach der Schweiz zurückkehren, und so zeigte sich für Klopstock eine ganz angenehme Reisegesellschaft.

Zuvor jedoch sollte noch ein Besuch in Magdeburg gemacht werden, wo Gleim einen Kreis von Freunden, der Sänger des Messias von Verehrern hatte, die ihn kennen zu lernen wünschten[3]).

---

1) Klopstock an Ebert, a. a. O.

2) In der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften ꝛc., von 1741—44, IV. Stück, S. 1—17 der neuen Ausg., Zürich 1753.

3) Ueber diesen Besuch s. Klopstocks Brief an Fanny vom 10. Juli 1750, in der Sammlung von Klamer Schmidt, I., S. 24—36. Vgl. den Brief von

Auch konnte dort mit Sulzer, der von Berlin aus erwartet wurde, der Reiseplan ins Reine gebracht werden. Gegen Ende der ersten Juliwoche fuhren Klopstock und Gleim „mit 4 Pferden", schreibt der erstere, „die in den olympischen Spielen zu laufen verdient hätten" (vermuthlich aus den Ställen des Domkapitels) nach Magdeburg. Hier traten sie bei einem reichen und gebildeten Kaufmann, Namens Bachmann, ab, bei welchem bis vor wenigen Jahren Sulzer Hauslehrer gewesen, und dessen Pflegetochter, Demoiselle Geisenhof, Sulzers Braut war. Bachmann besaß auf einer Elbinsel einen großen schön angelegten Garten, der mit seinen mannigfaltigen Spaziergängen und verschiedenen bewohnbaren Gartenhäusern nicht selten den Versammlungsort literarischer Kreise bildete. Dahin fuhr man jetzt und brachte einige Tage in wechselnder Gesellschaft bis zu 30 Personen größtentheils in dem Garten zu. Klopstock bewohnte mit dem Hofprediger Sack, der, früher in Magdeburg angestellt, jetzt aus Berlin herübergekommen war, eines der kleinen Gartenhäuser. Besonders die Frauen- und Mädchenwelt war es hier, die sich um den Messias-Dichter drängte. Sie saßen im Ringe um ihn her, von einem Kreise von Männern eingeschlossen; er mußte ihnen von Lazarus (Semida) und Cidli vorlesen, und sie belohnten ihn mit ihren Thränen. Der junge Dichter fand, „daß es eine ungemein süße Sache sei, wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und verehrt wird". Auch was er von Abbadona noch weiter handschriftlich ausgearbeitet hatte, mußte er lesen, und es wurde unter Sacks Vorsitz eine förmliche Berathung über das fernere Schicksal des rührenden Teufels gehalten. Der Beschluß fiel zu seinen Gunsten aus: der Dichter sollte sich schriftlich zu seiner Beseligung verbindlich machen; aber Klopstock hielt seine poetische Freiheit aufrecht und verweigerte die Unterschrift. Sofort kam Madame Sack mit Abdrücken und Abschriften Klopstock'scher Oden hervor, selbst solcher, von denen dieser meinte, daß nur Bodmer sie besitze; und besonders zwei, natürlich eben die rührendsten von denen an Fanny, sollte der Dichter selbst vorlesen. Das vermochte er nicht; Gleim las sie endlich, und er

---

Hirzel, 4. Aug. 1750, in der Auswahl aus Klopstocks nachgelass. Briefwechsel ꝛc. Leipzig 1821, I., S. 120; Böttiger, im Taschenbuch Minerva, 1814, S. 345.

„verbarg sich hinter den Reifröcken und Sonnenschirmen“. Man fragte ihn nach Fanny, man wollte wissen, begreifen —: er versicherte, sie stehe noch weit über seinem Lobe, und blickte auf die in Rührung schwimmenden Augen um ihn her „wie in die Elyseischen Felder“. Um Mitternacht stand er auf, wandelte allein im Garten umher, betete und dachte an Fanny — und dieß alles schrieb er hernach in einem ausführlichen Briefe an diese selbst.

Der Hofprediger Sack, einer der gebildeten Geistlichen jener Zeit, die zu der werdenden schönen Literatur ein Verhältniß hatten (Klopstock vergleicht ihn auch seiner Erscheinung nach mit dem Abt Jerusalem), kam dem jungen Dichter wie einem alten Freunde entgegen. „Ich muß Ihnen sagen, wenn Sie es noch nicht wissen“, erklärte er ihm schon am ersten Nachmittage, „daß Sie ein Amt von der Vorsehung bekommen haben, das wichtiger ist als eine Menge anderer: es ist das Amt, den Messias zu schreiben. Jerusalem will Sie bei sich haben, und er verdient es. Aber die Stelle an sich ist nicht für Sie. Wenn er der große und redliche Mann ist, für den ich ihn halte, so muß es ihm zwar nahe gehen, daß er Sie nicht besitzen kann; er muß sich aber zugleich auch freuen, wenn Sie völlige Muße haben, an dem Messias zu arbeiten. Ich habe einen Plan gemacht, daß Sie zwei Jahre in Berlin mit Zufriedenheit und als völliger Herr Ihrer Stunden leben sollen.“ Was dies für ein Plan war, erfahren wir nicht, und Klopstock hat nicht zwei, sondern noch dreiundzwanzig Jahre zur Vollendung des Messias gebraucht! Von der Kopenhagener Aussicht hat er entweder gegen Sack geschwiegen, oder schien diesem der Aufenthalt nicht geeignet; denn er begründete seinen Vorschlag auch damit, daß Berlin der eigentliche Ort für Klopstock sei.

Am 9. Juli kehrte dieser von Magdeburg zu seinen Eltern zurück, und schon am 12. trafen Sulzer und Schultheß in Quedlinburg ein, ihn zur Reise nach Zürich abzuholen. Dem heitern Einfall, den Klopstock hatte, gemeinschaftlich mit den beiden Gefährten einen großen Reisebrief anzulegen und stationenweise fortzusetzen, haben wir es zu danken, daß wir die Reisenden Schritt für Schritt begleiten können. Der Brief ist an die in Deutschland zurückgelassenen Freunde, darunter auch solche, welche nur die Reisegefährten, Klopstock aber noch nicht persönlich kannte,

namentlich an Rabener, Gellert und Rothe in Leipzig; Cramer mit Frau und J. A. Schlegel in Crellwitz (wo Cramer Pfarrer und Schlegel damals sein Gast war); Gärtner, Jerusalem und Ebert in Braunschweig; Schmidt und Fanny in Langensalza; Ramler und Kleist in Berlin und Potsdam (sie hatte Klopstock vergebens in Magdeburg zu finden gehofft); Spalding in Lassahn; Gleim in Halberstadt; Hagedorn, Giseke, Olde in Hamburg; endlich an Bachmann „und die übrigen Bewohner der glückseligen Insel in Magdeburg" gerichtet[1]).

Die Reise dauerte 11 Tage; am 13. Juli früh 2 Uhr fuhren die Reisenden von Quedlinburg ab, und am 23. Abends nach 9 Uhr kamen sie in Zürich an. Der Weg führte sie durch Thüringen, Franken und Schwaben; über Erfurt, Coburg, Bamberg, Nürnberg, Ulm und Schaffhausen. Vor Erfurt so nahe an Langensalza vorüberzufahren, ohne dort einzukehren, kostete Klopstock viele Selbstüberwindung. Er hatte (ein sonderbarer Vorsatz für die Reise) sich vorgenommen, „unterwegs selten Thürme und Menschengesichter anzusehen, um recht viel an seine Freunde zu denken"; und was Thürme und sonstige Baulichkeiten betrifft, führte er sein Vorhaben aus, indem selbst Nürnberg, unerachtet eines halbtägigen Aufenthaltes, weder ihm noch seinen Gefährten besondere Beachtung abgewann. Dagegen sehen wir ihn von den Schönheiten der Landschaft, besonders den idyllischen, lebhaft angesprochen, und was die Menschengesichter betrifft, so schreiben ihm die Begleiter eine ganz besondere Aufmerksamkeit wenigstens auf die weiblichen jugendlichen Alters zu. Ueberhaupt athmet der gemeinschaftliche Brief einen recht angenehmen Reisehumor, der besonders durch gegenseitige Neckereien zwischen Klopstock und Sulzer unterhalten wird. Sulzer war der Realist der Reisegesellschaft, ihm wurde bald die Verhandlung mit Wirthen, Postmeistern, Postillonen und Schmieden (zwischen Nürnberg und Gunzenhausen brach ein Rad) überlassen; er gibt seinen guten Appetit dem Lachen preis, und zieht hinwiederum Klopstock mit seinem vielen Schlafen auf. Das Ding komme ihm nicht recht natürlich vor, schreibt er: von 24 Stunden verschlafe Klopstock

---

1) Der Reisebrief steht bei Klamer Schmidt, Klopstock und seine Freunde, I., S. 40—98.

gewiß 17½. Doch vielleicht stelle er sich auch nur schlafend, um in seinen Gedanken nicht gestört zu werden. Ein andermal übrigens, bei Gelegenheit einer schäferlichen Mahlzeit von saurer Milch im Thüringischen, schreibt Sulzer: „Unser epischer Dichter hat dabei gezeigt, daß er nicht ein bloßer Dichter ist; er spülte die Schüsseln aus, und zeigte dabei so viel Genie als in seinen Gedichten.“

Die Gegenden von Arnstadt und besonders von Ilmenau bis gegen Coburg, „lauter Tannen- und Fichtenwälder, mit elyseischen Thälern untermischt“, gaben den Gedanken unseres Dichters an die entfernten Freunde eine Lebendigkeit, die zur poetischen Vision wurde. „Auf einem Tannenhügel“, schreibt er, „sah ich Schmidt bei einer jungen Tanne stehen, die er nach seinem Namen nannte, und sich vornahm, so lange als sie zu leben. Seine Schwester sah ich auf einem Strahl der Abendsonne durch die Bäume schlüpfen und sich in der Dämmerung des Waldes verlieren. Cramer und seine Gattin folgten einer himmlischen Stimme, die sie von einem Berg voll heller Morgenwolken hörten, und deren Ton mir dem Tone einer gewesenen Sterblichen (der Radikin) zu gleichen schien. Gleim ging mühsam an einem hellen Bache und weinte, daß er Kleist so lange nicht umarmt hatte. In dem schönsten der Thäler, die wir durchstreiften, sah ich Gärtner und seine Gattin auf hellgrünem Rasen sitzen und die Miene der Glückseligkeit in ihrem Gesichte. Gellert kam auf sie zu und schien kaltsinnig zu sein da er sie umarmen wollte, aber sein Herz fühlte sehr viel. Rabener lächelte an dem Fuße eines Berges herunter und fand fast nichts Lächerliches an den Leuten, die im Thale arbeiteten. Ebert jauchzte an einem Hügel, legte seinen Pope weg und redete von seinen Freunden mit sich selbst. Er sah starr auf einen Bach hin, aus dem er doch nicht zu schöpfen verlangte. Kleist, den unvergleichlichen Kleist, hatte ich noch nicht gesehen, als ich einen Mann mit der Miene eines Menschenfreundes in dem dunkelsten der Schatten liegen, und ihn die Empfindungen einer Nachtigall nachempfinden sah. Er bedeckte sein Gesicht mit der Hand und schien eine himmlische Erscheinung in der Ferne anzureden, die er Doris nannte. Hagedorn und Giseke, Hagedorns würdig, gingen neben einander. Zwischen ihnen ging die männliche Freude, die sie aus dem Gedränge von halb tugendhaften und halb witzigen Leuten

gerettet hatten, welche so kühn gewesen waren, einige Bekanntschaft mit der Göttin vorzugeben. Olde war bei ihnen und drohte mit gebietendem Auge die Kühnsten des Gedränges, die noch nachfolgten, zurück."

In Nürnberg, schreibt Sulzer, habe Klopstock durchaus schöne Mädchen sehen wollen, und sei sehr betrübt gewesen, als ihm nur gewöhnliche Menschengesichter begegneten; und dieser selbst erzählt, wie er im Atelier einer Blumenmalerin deren artiger Schwester den Hof gemacht, ohne doch einen ersichtlichen Eindruck auf die Schöne hervorzubringen. „Mit den Schwaben", schreibt Klopstock in Ehingen an der Donau, „bin ich ausgesöhnt. Ueberall, wo wir diesen Nachmittag hinkamen, schienen sie die Freude, zwar nicht die Göttin edler Herzen, aber doch so etwas ihr Aehnliches, zu kennen. Die guten Leute mögen auch wohl recht gute Sachen sagen; nur muß ich bekennen, daß ich noch kein einziges Wort von ihnen recht verstanden habe." Die Kleidung der Frauenzimmer in diesen Gegenden, besonders ihr Kopfputz mit den drei spitz ins Gesicht hereinlaufenden Enden, kamen ihm höchst seltsam vor. „Ich habe", schrieb er, „ein rundes blaues Auge eines artigen Mädchens recht sehr bedauert, daß es so fürchterlich hervorblicken mußte." Das „Gelobt sei Jesus Christus!" das er im katholischen Schwaben sich öfters zugerufen hörte, war ihm rührend, ohne daß er wußte, daß es ein Gruß sei, und daher einen Gegengruß verlange; als ihm dieser später bekannt wurde, wunderte er sich, daß er ihm nicht von selbst eingefallen war.

Eine Meile vor Meßkirch auf einer Anhöhe erblickten die beiden Schweizer mit Entzücken zuerst ein Stück ihrer Alpen. Klopstock, um sie böse zu machen, behauptete Anfangs, es seien Wolken, fand aber doch den Anblick unvergleichlich. „Wo wir gestern waren", schrieb er am andern Morgen in Schaffhausen, „da war Hochzeit. Wir sahen die schwäbischen Mädchen tanzen und nahmen ein wenig rauschende Freude mit auf den Weg. Wir sahen die Alpen wieder und deutlicher als zuvor. Der volle Mond begleitete uns die ganze Nacht durch die angenehmste waldige Gegend. Diesen Morgen erblickten wir den Rhein, wie er an einem hohen Walde hinfloß. Die Weingebirge gehen bis dicht an die Stadt. Und wie ehrwürdig sehen diese Gebirge für diejenigen aus, die die Freude des Weins kennen! Von der

Brücke des Rheins sieht man diese große Zukunft von Freuden mit Entzückung." Nun gings hinaus an den Rheinfall: „Ich habe den Nymphen des Rheinfalls ein Gelübde gethan, Wein an ihren Ufern zu trinken; bald werde ich es erfüllen."

Dem Rheinfall gegenüber, auf einem schattigen Hügel, schreibt er dann: „Welch ein großer Gedanke der Schöpfung ist dieser Wasserfall! Ich kann jetzt davon weiter nichts sagen, ich muß diesen großen Gedanken sehen und hören. — Sei gegrüßt, Strom, der du zwischen Hügeln herunter stäubst und donnerst, und du, der den Strom hoch dahin führt, sei dreimal, o Schöpfer, in deiner Herrlichkeit angebetet! Hier im Angesichte des großen Rheinfalls, in dem Getöse seines mächtigen Brausens, auf einer holdseligen Höhe im Grase gestreckt, hier grüß' ich euch, nahe und ferne Freunde, und vor allem dich, du werthes Land, das mein Fuß jetzt betreten soll. O, daß ich alle, die ich liebe, hieher versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier möcht' ich mein Leben zubringen, und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie."

In der Nähe der Schweizer Grenze, in Meßkirch, nach jenem ersten Anblick der Alpen, hatte Klopstock in den Reisebrief geschrieben: „Ich werde sie bald näher sehen, diese himmlischen Berge und die rechtschaffenen Männer, die in ihren glückseligen Thälern wohnen. Seid mir indeß aus der Ferne her gegrüßt, liebenswürdige Freunde! Ich eile, Euch bald in dem verlängerten Schatten jener himmelnahen Berge zu umarmen." Und auf der letzten Station, vier Stunden vor Zürich, schrieb er an Bodmer: „Nun bin ich Ihnen recht sehr nahe, und schreibe nur deßwegen, mir den Gedanken erträglich zu machen, daß ich Ihnen so nahe, und noch nicht bei Ihnen bin. Wie bald werde ich es sein!" [1])

Noch weit heißer jedoch war das Verlangen nach Klopstock, noch weit überschwenglicher die Erwartungen, die man von ihm hegte, bei Bodmer und seinen Freunden. Daß ein Heß in Altstetten den Zeitpunkt kaum erwarten konnte, der ihm seinen eingefleischten Seraph bringen sollte, läßt sich denken. Aber auch der zweiundfünfzigjährige Bodmer sprach sein „Verlangen nach Klopstocks Ankunft" in einer so betitelten Ode nicht minder

1) Bei Klamer Schmidt, a. a. O. S. 92 f. 98.

schwärmerisch aus [1]). Er vergleicht seine und seiner Freunde Sehnsucht nach Klopstock mit der Ungeduld, mit welcher man in den Polarländern nach der halbjährigen Nacht dem Tag entgegensieht; so schön bei ihnen in der Schweiz der Frühling blühe, so gehe er doch ungefühlt an ihnen vorüber,

Weil er den Würdigen uns nicht schau'n läßt, von welchem die Tage
Erst ein empfindendes Leben erwarten.

Was es doch sei, das ihn aufhalte? ob die Freunde? So soll er sich gewaltsam von ihnen losreißen:

Hat sich den Glücklichen doch seit Jahren die Schönheit der Erde
Nun schon verschönert in deinem Geleite;
Haben sie doch in deiner Gestalt der Unsterblichen Einen
Lang' an der Unstrut schon wandeln gesehen. . . . .
Komm! offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper
Auch am Gestade der Sihl und der Limmat,
Daß wir mit unseren Augen das Wunder beglaubigen können,
Welches für unsere Tage bewahrt war:
Eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen,
Die des Messias Gedanken zu denken,
Die die göttliche Liebe des menschenfreundlichen Gottes
In dem unendlichen Umfang zu fühlen,
Und in den herrlichsten Tönen, den würdigsten Kindern der Dichtkunst
Und Harmonie, zu beleben vermochte!
Hier auch am Ufer der Limmat sind würdige Freunde der Tugend,
Würdig, die Tugend im Körper zu sehen.
Wie sie des Adlers Flügel dem Tag, der dich bringen soll, wünschen!
Wie sie zu deinem Empfang sich erheben!
Aber vor Allem erwartet mit offenen Armen dich Bodmer,
Oder willst Sipha du lieber ihn grüßen?
Siehe, schon ist er von Ararat's Gipfel herniedergestiegen,
Er und seine gerettete Schöpfung; . . . .
Doch wenn du kommst, wird sein Geist, von deinem Geiste befeuert,
Neue Flügel der Tugend verbreiten,
Daß er den Kasten im Wirbel der Tiphons und wilden Orkane
Sicher zum Ziel der Verheißungen führe. . . . .

Nun beschreibt Bodmer, mit wie freudigem Jubel er am Fuße des Zürichberges den Gast empfangen wolle; schildert ihm die

1) Bei Mörikofer, Klopstock in Zürich, S. 36—40.

reizende Aussicht von seiner hochgelegenen Wohnung auf Stadt und Land, See und Gebirg;

Hier sind auch Mädchen; zwar sind sie nicht Fanny's, doch Schwestern der Fanny;
  Eine Fanny nur hatte die Schöpfung;
Aber sie hat Clarissen, Areten und kluge Pamelen,
  Männliche Seelen in weiblicher Bildung,
Fähig, die Weisheit, das Vorrecht des höheren Manns, zu empfinden,
  Doch nicht zu heilig, auch Mütter zu werden.
Zaudre nicht länger! auch die vernichten mit Wünschen die Tage,
  Die zwischen deiner Umarmung noch liegen. —

---

8. Klopstock in Zürich.

Am Spätabende des 23. Juli 1750 stand der Dichterjüngling dem Manne gegenüber, der seiner Ankunft wie der Erscheinung eines höheren Wesens entgegengeharrt hatte.

„Gestern Abend um ½10 Uhr“, schrieb Bodmer gleich des anderen Tages an Heß nach Altstetten, „sind die lieben Freunde wirklich bei mir angelangt. Ich bin die ganze Nacht in Ekstase gelegen, mich alle Augenblicke von Neuem in der Wahrheit zu befestigen, daß Klopstock, Sulzer, nun wirklich bei mir wären“ [1]). Und einen Tag später berichtet Klopstock den Freunden daheim, zum Schlusse des Reisebriefes: „Schon vor etlichen Tagen bin ich hier angekommen. Ich habe schon die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann das erstemal in meinem Leben zu sehen, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten unvergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals sehen würde“ [2]). Also in Klopstocks Augen war Bodmer schon nach drei Tagen aus dem unvergleichlichen Freunde zum ehrlichsten Manne, zum Menschen wie andere auch geworden. Und Klopstock in Bodmers?

Auf keinen der Wünsche, die Klopstock in seinen Briefen geäußert hatte, war Bodmer zum Voraus williger eingegangen, als auf den möglichster Zurückgezogenheit für seinen Gast. Er fürchtete den Zudrang, die Zerstreuung, sowohl für sich als für

---

1) Bei Mörikofer, S. 48, dessen vortreffliche Monographie: Klopstock in Zürich im Jahre 1750—1751, Zürich u. Frauenfeld 1851, ich im Folgenden vorzugsweise benützt habe.

2) Bei Klamer Schmidt, S. 99 f.

den Messiasdichter. Er selbst, der schon alternde Professor und Rathsherr, bewohnte mit einer blinden Frau, nach des einzigen Sohnes Tode kinderlos, sein still und ländlich gelegenes Haus, einzig in seinen literarischen Arbeiten und einem Kreise theils älterer Freunde, theils jüngerer Männer, die ihn aber als ihren Meister verehrten und jede Rücksicht gegen ihn beobachteten, lebend. Diese streng geregelte Lebensweise wünschte er um so weniger jetzt gestört, je ersprießlicher solche Zurückgezogenheit, seiner Ueberzeugung nach, auch für seinen Gast, zum Fortarbeiten an seinem heiligen Werke, werden mußte. Er dachte Anfangs, wie auch Klopstock selbst einmal angedeutet hatte, an ein völliges Incognito: man sollte diesen für einen Andern, oder, falls der Name verlautete, für des Dichters Bruder ausgeben. Doch das wäre nicht durchzuführen gewesen, selbst ohne die Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft, die sein Begleiter Schultheß den jungen Freunden in Zürich gegeben hatte [1]). So sollte doch noch geschehen was möglich war. „Vor allen Dingen", schrieb Bodmer an Heß, nachdem Klopstock sich angekündigt hatte, „wollen wir ihn etliche Tage allein und ohne Nebenbuhler genießen, und mit ihm Abrede treffen, wie wir ihn am ruhigsten mit dem wenigsten Ceremoniell haben können. Wir müssen ihn um so weniger von unserer Seite kommen lassen, weil er nicht lange bei uns bleiben kann. Ich wollte ihm gerne alle sanfte Ergötzungen machen, aber ihn vor den brausenden bewahren, vielleicht weil ich nicht fähig bin, an den brausenden Antheil zu nehmen. Ich nenne brausende: Trinkgelage, Mahlzeiten u. dgl." [2])

Auch ein anderes Begehren Klopstocks, so stutzig es ihn auf einer Seite machte, wies Bodmer doch, aus pädagogischer Wohlmeinung für den Dichter, nicht geradehin von der Hand. Zu Klopstocks brieflicher Frage nämlich, ob auch für seinen Umgang geeignete Mädchen um den Weg seien, hatte nicht blos Bodmers Freund, der treffliche Doctor Zellweger in Trogen, den Kopf geschüttelt, sondern auch Bodmer war dadurch beunruhigt worden. Ihm war nicht entfallen, was ihm Kaspar Hirzel bei seiner

1) Heß an Bodmer, 18. December 1749. Bei Stäudlin a. a. O. S. 164 f.

2) Bei Mörikofer, S. 41.

Rückkehr von Leipzig erzählt und Klopstock selbst brieflich eingestanden hatte [1]), wie lebhaft dieser die vorgelesenen Verse:

> Der Liebling wärmet die Hand im warmen Pelze des Mädchens;
> Es lacht das Mädchen und hindert ihn falsch —

wie lebhaft der seraphische Dichter diese unseraphischen Verse beklatscht hatte. Nun fürchtete Bodmer, diese Neigung zum andern Geschlecht möchte den Jüngling von so hoher Bestimmung auf Abwege führen, er möchte in unrechte Hände fallen, Hecyren für Areten oder gar Deboren nehmen; daher solle Heß und seine junge Frau diese Seite seines Verkehrs überwachen, und ihm die Fanny's von Zürich zeigen. Doch auch hiezu, meinte Heß, werden ihm neben Schultheß noch ein paar andere junge Freunde nöthig sein.

Diese ließen denn auch nicht auf sich warten. Hatte doch eine ganze Schaar munterer, mehr oder minder auch von der Literatur berührter Jünlinge der Ankunft des jungen Dichters mit gleicher Ungeduld, wie Bodmer selbst, entgegengesehen. Schon am andern Tage bestürmten sie diesen mit Bitten, daß er ihnen erlauben möchte, seinen Gast zu besuchen. Und um den Patriarchen zu ködern, versicherte ihn der Schalk Werdmüller, daß Klopstock ihn von Lafontaine und Crebillon zum Noah und Messias bekehrt habe. Durch seinen jugendlich lebensfrohen Reisegefährten Schultheß aber war Klopstock, ehe Bodmer sich umsehen konnte, mit diesem Kreise bekannt und vertraut. Ein Besuch bei seinem ehrlichen Verehrer Heß in dem nahen Altstetten, den Klopstock gleich in den ersten Tagen machte, entzog ihn vorerst noch dem Widerstreit entgegengesetzter Anforderungen. Kaum aber war er einige Tage dort, als von einem Mitgliede jenes Kreises, einem jungen Kaufmann, Hartmann Rahn, ein französisches Schreiben [2]) einlief, durch welches ihn die Freunde nach Zürich zurück, zu jener Fahrt auf dem See beriefen, welche in der deutschen Literaturgeschichte so berühmt werden sollte [3]).

---

1) Klopstock an Bodmer, 27. Sept. 1748, WW. X., S. 368.

2) Abgedruckt bei Mörikofer, S. 50 f.

3) Die Beschreibung dieser Fahrt setzen wir zusammen aus dem Schreiben J. C. Hirzels an Kleist vom 4. August 1750, in der Auswahl aus Klopstocks nachgelassenem Briefwechsel, Leipzig 1821, I., S. 101—127; dem Brief Klop-

Der junge Arzt Johann Kaspar Hirzel, der längere Zeit in Deutschland sich aufgehalten, ein Jahr lang in Potsdam in freundschaftlichem Umgange mit Kleist gelebt, dann in Leipzig Klopstocks Bekanntschaft gemacht hatte, ein in den Annalen Zürichs durch die Stiftung gemeinnütziger Vereine, in der deutschen Literatur durch seinen Lebensabriß Sulzers und andere Schriften unvergessener Mann, hatte im Kreise seiner Freunde den Gedanken angeregt, dem jugendlichen Messiasdichter ein Fest zu geben, wie es einerseits der Oertlichkeit, andererseits den Neigungen des Gastes angemessen wäre. Es sollte eine Fahrt auf dem See sein, die ihm die Schönheit der Gegend, und in einer Gesellschaft die ihm zeigen sollte, daß auch Zürich weibliche Wesen in sich schließe, welche die Klopstock'sche Dichtung zu empfinden wissen, und den Dichterjüngling anzuziehen würdig seien. So traten ihrer acht Freunde zusammen, und jeder übernahm es, eine Dame auszuwählen, die dem angegebenen Zweck entspräche. Die Männer waren, außer Kaspar Hirzel, sein Bruder Salomon, später ein verdienstvoller Staatsbeamter; der schon genannte Rudolf Werdmüller, ein witziger Kopf, dessen einige Jahre später erschienenes Gedicht jedoch: „Die vier Stufen des menschlichen Alters“ [1]), Klopstocks Einfluß auf den Verfasser nicht verleugnete; der Buchhändler und Poet Wolff, Herausgeber der „Freimüthigen Nachrichten“, die schon manches warme Lob Klopstocks gebracht hatten; zwei Schinz, ein Pfarrer, Vertrauter Bodmers, und ein gebildeter Kaufmann; der schon erwähnte Hartmann Rahn; dann Keller von Goldbach, musikalisch und heiter gesellig; diese acht: Klopstock war der Neunte. Unter den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft waren fünf Frauen und vier Mädchen; unter den ersteren sollte eine ehrwürdige Matrone, Frau von Muralt, zum Schilde gegen die mißliebigen Anmerkungen dienen, die etwa in der Stadt über eine so ungewöhnliche Gesellschaft gemacht werden möchten.

---

stocks an Schmidt, 1. August 1750, in der Sammlung von Klamer Schmidt, S. 102—108, und den Notizen bei Mörikofer, S. 52 ff.

1) Das Gedicht, durch einen Italiener in lateinische Verse übersetzt, veranlaßte Zachariä zu seinem Gedichte: Die vier Stufen des weiblichen Alters. Siehe den Vorbericht dazu und Werdmüllers Schreiben in F. W. Zachariä's poetischen Schriften, Braunschweig 1772, II., S. 111 ff.

Denn „hier", schrieb Klopstock nach Hause, „ist es Mode, daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen und sich nur untereinander Visiten geben" [1]). Man gesellte sich paarweise; unserem Dichter, der an diesem Tage vielleicht sein rothes Sommerkleid anhatte [2]), war die anmuthige junge Frau des Anstifters der Partie, des Dr. Hirzel, als Partnerin zu Theil geworden.

Es war am 30. Juli, Morgens kurz nach 5 Uhr, als das glückhafte Schiff mit seiner muntern Gesellschaft vom Lande stieß. Durch ein vorhergegangenes Gewitter war die Luft gereinigt und die Hitze gemildert. Sanfte Winde trieben das Fahrzeug vorwärts; der Himmel, Anfangs leicht bewölkt, heiterte sich allmählig auf; bald lag Alles im hellsten Sonnenschein. Der Eindruck auf Klopstock war, wie man es erwarten konnte. „Der See", schreibt er seinem Schmidt, „ist unvergleichlich eben, hat grünlich helles Wasser, beide Gestade bestehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Lusthäusern besäet sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingrenzen. Ich habe noch niemals eine so durchgehends schöne Aussicht gesehen." Es bezeichnet die Zeit, als Brockes noch unvergessen und Kleistens Frühling in allen Taschen war, daß im Anblick dieser schönen Natur alsbald an eine Beschreibung derselben gedacht wurde. Wer wird uns, rief ein lebhaftes Mädchen, die Schönheit dieser glänzenden Wasserfläche, dieser reizenden Landschaft, würdig schildern? Worauf Klopstock verständig bemerkte, wie unmöglich es sei, im Angesichte der Natur mit einer Schilderung derselben Eindruck zu machen.

An Wiesen, Weinbergen und gelben Kornfeldern, Bauernhöfen und Villen vorüber mochte man eine Stunde gefahren sein, als das Schiff am rechten Seeufer vor einem bescheidenen Landhause stille hielt. Es gehörte den würdigen Eltern eines Mitgliedes der Schiffsgesellschaft, Kellers von Goldbach, die es sich zur Ehre rechneten, den ausgezeichneten Kreis, der ihren Sohn unter

---

1) Klopstock an Schmidt, vom 1. August 1750, bei Klamer Schmidt, I, S. 103.

2) Bodmer an Zellweger, bei Mörikofer, S. 94: „Er hat zween neue Röcke mit sich gebracht und ein rothes Sommerkleid."

sich aufgenommen hatte, zu bewirthen. Hier, indem man im Garten spazierte, sich an der Aussicht auf den See, auf die fruchtbaren Hügel des anderen Ufers und den sie überragenden Albis ergetzte, oder dem Klavierspiel des älteren Sohnes vom Hause zuhörte, wurde die Gesellschaft allmählich vertrauter. Klopstock insbesondere ging von Einem zum Andern, mehr um zu beobachten, als zu sprechen, und besonders während des Klavierspiels schien er den verschiedenen Eindruck desselben auf den Mienen der Mädchen zu studiren. Unter diesen machten ihn bald die schwarzen Augen der Schwester des jungen Kaufmanns Schinz, die Hartmann Rahns Gefährtin war, den blauen seiner Partnerin untreu. Sie war das jüngste und schönste Mädchen der Gesellschaft, und ihre Aehnlichkeit mit einer frühen Kinderliebschaft [1]) zog den Dichter noch besonders an. Er sagte ihr das und noch viel anderes Schöne; worauf sie ihm zu bedenken gab, wie hoch derjenige von ihr geschätzt werden müsse, der sie zuerst gelehrt habe, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen. Er küßte die reizende Schülerin, die ihr Auge in ehrerbietiger Verlegenheit niederschlug: offenbar wußte sie mit ihrer Vorstellung von dem heiligen Sänger die Galanterien des poetischen Jünglings, den sie jetzt vor sich sah, nicht recht zu reimen. Und wie er ihr erst vorgekommen sein mag, als der muthwillige Werdmüller aus ihrem Handschuh eine Kokarde auf Klopstocks Hut machte? [2])

Man ging wieder zu Schiff, und nun sollte Klopstock ein Stück aus der noch ungedruckten Fortsetzung seines Messias zum Besten geben. Er las den Abschnitt aus dem fünften Gesange, wo Gott auf der Reise zur Erde zu einem Gestirne kommt, das von einem Geschlecht ungefallener Menschen bewohnt ist. Um den Stammvater sind seine Abkömmlinge nach allen Graden versammelt, und er erzählt ihnen von dem Elende, welches durch den Sündenfall auf unsere Erde gekommen sei; wobei er namentlich von dem seinen Leuten unbekannten Prozeß des Todes, dem

---

1) „Es (das Mädchen) sah derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre.“ Klopstock an Schmidt a. a. O. S. 105.

2) Diese Notiz bei Cramer, Er und über ihn, II., S. 361.

Jammer, den derselbe durch die Trennung inniger Liebesbande anrichte, ein ergreifendes Bild entwirft [1]). Gerührt schwieg die Gesellschaft, bis sie in ernsten Gesprächen über menschliches Elend wieder zum Worte kam. Der Dichter selbst half sie erheitern. Er entfaltete alle die gesellige Liebenswürdigkeit, die ihm besonders in Gegenwart ihn anmuthender weiblicher Wesen zu Gebote stand. Bald aber wollte man noch etwas aus dem Messias von ihm hören, und nun las er die Episode von Lazarus (jetzt Semida) und Cidli, welche seine Zuhörerschaft um so mehr interessiren mußte, je leichter seine eigene Herzensgeschichte darin zu erkennen war. Das war nun eine andere Rührung als die vorige: zärtlicher, und besonders für weibliche Herzen unwiderstehlich. Einer der Herren meinte, so schön sei die platonische Liebe noch nie geschildert worden; aber Klopstock protestirte gegen solches Lob. Er wollte die ganze und volle Liebe, wie er selbst sie empfand, die etwas viel höheres als jene platonische Freundschaft sei, dargestellt haben, und die Zuhörer stimmten ihm bei.

Unter den Gesprächen, die sich hieran knüpften, war man unvermerkt in Meilen, einem Dorfe vier Stunden von Zürich, angekommen. Hier wurde, nachdem man die paar übrigen Vormittagsstunden mit Spaziergängen und Unterredungen zugebracht hatte, Mittag gemacht. Der Wein belebte die Gesellschaft, die Gläser klangen auf das Wohl entfernter Freunde, eines Kleist, Gleim, Ebert; auch der göttlichen Fanny Gesundheit wurde „mit tiefer Ehrfurcht" getrunken. Gegenüber von Meilen, auf dem linken Ufer, liegt eine kleine Halbinsel, die Au genannt, die vermöge ihrer Lage die schönste Aussicht über den See gewährt. Dahin brach man nach Tische auf. Ein kühlender Wind blies in die Segel und trieb das Schiff, während die Ruderer feierten, sanft hinüber. Die Mädchen sangen, die Herren klatschten Beifall und ermunterten zur Fortsetzung: doch schon war man am Lande.

---

1) So ergreifend, daß der große Mirabeau, um seiner Sophie eine recht rührende Schilderung des Sterbens zu geben, nichts Besseres zu thun wußte, als ein Stück aus diesem Abschnitt des Messias geradewegs zu übersetzen. Dies hat C. F. Cramer durch Gegenüberstellung der sieben Klopstockschen Verse und der Stelle aus Mirabeau's Lettres à Sophie nachgewiesen in seinen Individualitäten, Amsterdam 1806, II., S. 211 ff.

Den größern Theil der Halbinsel nimmt eine mit Eichenwald besetzte Anhöhe ein. Hier zerstreute sich die Gesellschaft in einzelne Gruppen, Klopstock mit seiner Schinzin und der Frau Hirzel lustwandelte in dem Walde und half der Letzteren Hallers Doris singen. Nach dem Spaziergange sammelte man sich wieder am Gestade unter einzelnen Eichen, um Erfrischungen einzunehmen. Doch die sich verlängernden Schatten mahnten zur Heimkehr. Man setzte sich wieder zu Schiffe, und „hier", gesteht Klopstock, „stieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad, denn ich führte Demoiselle Schinz statt ihrer ins Schiff". Von dieser Halbinsel bewahrte Klopstock noch im Alter eine Abbildung unter seinen Papieren.

Noch einmal wurde er um eine Vorlesung gebeten, und nun kam Abbadona an die Reihe. Natürlich auch hier inständige Bitten der weichherzigen Damen um seine Begnadigung. Dem Gespräch eine frohere Wendung zu geben, las Klopstock einige anakreontische Dichtungen seines Schmidt vor und sang etliche Lieder von Hagedorn. Die Dämmerung war eingebrochen, als das Schiff wieder bei dem Keller'schen Landhause anlegte, wo man das Frühstück eingenommen hatte. Jetzt gab Frau Keller Lichter in das Schiff, das man aber vorausfahren ließ, um mit den Damen noch eine Strecke weit am Gestade in der Abendkühle hinzuwandeln. Klopstock entdeckte ein kleines Inselchen: es wurde besetzt, und bot gerade für fünf Freunde mit ihren Schönen Raum; eine Enge, welche der Dichter benutzte, um auch von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß zu erobern. Es war Nacht, als man zum Letztenmale in das Schiff stieg, die Sterne standen am Himmel, und die angezündeten Lichter spiegelten sich im See. Von Klopstock aufgefordert, sang Frau Hirzel Hallers Doris noch einmal. Unterdessen kamen die Lichter der Stadt dem Fahrzeug entgegen; man bedauerte, daß der schöne Tag ein Ende nehme, und hieß die Schiffer langsamer fahren; doch das Land war da: es war kurz nach 10 Uhr, als man aus dem Schiffe stieg.

Mit hoher Befriedigung beschreibt der Urheber der Seefahrt, Kaspar Hirzel, seinem Kleist die gelungene Partie; während der Gefeierte an Schmidt schrieb: „Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal, als diesen schönen Tag, gefreuet." Kam aber sein

Benehmen an diesem Tage ihm selbst, dem kaum noch gewesenen Leipziger Studenten, etwas wild vor, wie mag es den bis zur Steifheit ehrbaren Zürichern und Züricherinnen von damals vorgekommen sein! Noch dreißig Jahre später fanden deutsche Reisende „die Lebens- und Denkart in Zürich viel gebundener und beschränkter als in Deutschland“ [1]). Der puritanische Geist des Calvinismus wirkte in diesen schweizerischen Republiken noch ungebrochen fort. In Deutschland war unter den überwiegend verderblichen Wirkungen, welche die zahlreichen französisch gebildeten Höfe hatten, doch auch die gute, daß ihr Einfluß die geselligen Lebensformen geschmeidiger und freier machte. Wenn Schmidt scherzend Klopstocks Ansehen in Zürich mit dem Mohammeds in Medina verglich und meinte, falls er eine neue Lehre aufbringen wollte, so würde das weibliche Geschlecht nicht säumen, ihm beizufallen: so täuschte er sich. Durch sein zwangloses Betragen und die poetischen Freiheiten, die er sich nahm, hatte Klopstock vielmehr die weibliche Welt von Zürich erschreckt, und namentlich seine Schinzin zurückgestoßen [2]).

Auch Bodmer, hätte er an der Partie Theil genommen, würde von dem Benehmen seines Gastes nicht erbaut gewesen sein. Ueber seine Lust, mit den Mädchen zu tändeln, sprach er sich später streng tadelnd aus. Aber Bodmer war nicht mit auf dem See. In dieser Gesellschaft sah er Klopstock nicht gern. Dagegen veranstaltete er gleich Tags darauf eine Zusammenkunft ihm näher stehender Klopstocks-Freunde in Winterthur, wo sie nun mit Breitinger, Sulzer, dem Pfarrer Heß, Diakonus Waser und M. Künzli (unerachtet die beiden letzteren früher allerlei, besonders religiöse Bedenken gegen den Messias geäußert hatten [3]))

---

1) S. Knebels Leben, in seinem lit. Nachlaß u. Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt, Leipzig 1840, I., S. XXXIII. Vgl. auch Goethe, Wahrheit und Dichtung, WW. in 40 Bden., Stuttgart u. Tübingen 1840, XXII., S. 372; Schweizerreise, WW. XIV., S. 158.

2) Nach Mörikofer, S. 76 f., wo wir auch erfahren, daß sie erst in reiferen Jahren den um 10 Jahre jüngeren J. J. Heß, nachmaligen Antistes und Verfasser der Geschichte Jesu, geheirathet hat.

3) Weßwegen Heß sie für die Verfasser der anonymen an Bodmer gesandten antimessianischen Briefe hielt. Bei Stäudlin, S. 146.

zehn Tage in heiterer Geselligkeit beisammen waren. Hier war es nun auch, wo Klopstock die Freunde mit den beiden schönen Oden: „An Bodmer“ und „Der Züricher See“ überraschte, die, nachdem er sie in Zürich hatte drucken lassen, sich bald durch die Schweiz und Deutschland verbreiteten [1]).

Um Bodmers ihm zu Theil gewordene Bekanntschaft als ein ihm unverhofft zugefallenes Glück darzustellen, unterscheidet der Dichter zweierlei Handlungsweisen der Vorsehung, durch welche sie in entgegengesetzter Richtung von der menschlichen Berechnung abweiche: indem sie aus höheren uns unerforschlichen Absichten bald, was sich finden möchte, getrennt halte, bald, was sich zu finden nie hoffen konnte, zusammenführe.

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Oft verwehen und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will . . . .
Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch
Und zur Liebe geschaffen sind.

Bald trenne sie räumliche, bald zeitliche Ferne. So habe er Addison, den er als einen andern Sokrates verehre, so die seinem Herzen so nahe stehende Singer [2]), nicht gesehen. So werde vielleicht erst, wenn er schon gestorben sei, derjenige geboren werden, der als Freund am besten mit ihm harmonirt haben würde. Ein andermal aber füge der Lenker der Geschicke es umgekehrt:

Oft erfüllet er auch, was sich das zitternde
Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück,
Sehn's mit Augen und glauben's kaum.
Also freuet' ich mich, da ich das erstemal
Bodmers Armen entgegenkam.

Einen eigenthümlichen Reiz hat durch die echt lyrische Art, die landschaftliche Scene abwechsend ins Innere das Gemüths hereinzuziehen, und wieder dem innerlich Empfundenen das Landschaftsbild als Folie unterzulegen, die Ode auf den Züricher See.

---

1) Jetzt in den s. WW. IV., S. 59 f. und 60—63.

2) Oder Rowe, eine nach England verheirathete Deutsche, die von ihm auch sonst öfter gepriesene Verfasserin der Briefe von Verstorbenen an Lebende.

Sie ist kein Stück naturbeschreibender Poesie, keine Erzählung der heitern Seefahrt, ebenso wenig die bloße Abwicklung eines Gedankens oder Gefühls: sie ist keines von den dreien, indem sie alles ineinander ist. Mit einer goldenen Sentenz, in der sich die ganze Haltung der Ode, schwebend zwischen Natur und Gemüth, vorbildet, eröffnet sie sich.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Durch die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Demnächst werden nun zwar die Traubengestade des schimmernden Sees erwähnt; aber noch nicht, um auf die Seefahrt selbst einzugehen, sondern nur, um einleitungsweise die Freude, die dort wohne, oder doch an jenem schönen Tage dort gewohnt habe, herbeizurufen, daß sie das Lied lehren möge, jugendlich heiter sein, wie das Jauchzen des Jünglings, und dabei sanft, der fühlenden Schinzin [1]) gleich. Erst in der vierten Strophe fällt dann der Dichter in ein Stück Erzählung von der Seefahrt, aber er greift in deren Mitte hinein, als bereits Zürich und der Uetliberg weit hinter ihnen lag, die fernen Alpen sich entschleierten, die jungen Herzen schon wärmer schlugen, als Hirzels Daphne Hallers Doris sang, und endlich auf der bewaldeten Au die Freude in vollem Maße auf die Gesellschaft herabkam. Hier läßt er den Faden der Erzählung schon wieder fallen, und geht mit der achten Strophe zu einer längeren Betrachtung über. Ja, die Freude war es, die edlere, unschuldige Freude, die wir empfanden. Was sind die Quellen der ächten, welches die der edelsten Freuden? Eine Freudenquelle ist der Frühling, mit seinem Natur und Menschenherz neu belebenden Hauche. Eine Freudenquelle der Wein, der, mäßig genossen, sanfte Empfindungen, helle Gedanken, männliche Entschlüsse weckt. Ein hoher Lebensreiz ist auch der Ruhm,

(. . . . . die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke
Ist des Schweißes der Edlen werth)

---

1) Daß Klopstock später in der Sammlung seiner Oden diesen, übrigens blos durch Sch . . n bezeichneten Namen mit Fanny vertauschte, ist bekannt.

insbesondere die Aussicht auf ein segensreiches Fortwirken und ehrenvolles Andenken bei künftigen Geschlechtern, wie es der edlere Dichter sich versprechen darf.

Aber süßer noch ist, schöner und reizender,
In den Armen des Freunds wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Diese Freude wurde dem Dichter an jenem schönen Tage im Kreise der neuen Freunde zu Theil: doch auch der entfernten alten gedachte er treulich; sie allein fehlten, um sein Glück vollständig zu machen. So greift das Gedicht einen Augenblick wieder nach dem fallen gelassenen historischen Faden; doch nur, um schließlich in einen tief empfundenen Wunsch zu verhauchen:

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlandes Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

In Winterthur hatte Bodmer seinen Gast in engerem gewähltem Kreise, wie es immer sein Wunsch gewesen war, genossen. Zum Theil waren es ältere Männer, und auch die jüngeren theilten entweder oder fügten sich doch der ernstern Art der älteren. Nachdem er mit demselben am 10. August nach Zürich zurückgekehrt war, fing alsbald der Zudrang jener Andern wieder an, von denen Bodmer urtheilte, daß sie den Sänger des Messias nur zerstreuen, um seine Zeit bringen und in Unterhaltungen hineinziehen können, die seiner nicht würdig seien. Und dieser selbst, statt sie abzuwehren, ihre Einladungen zurückzuweisen, gab sich ihnen nur allzu willig hin. Bodmer hatte gemeint, der Umgang mit ihm, mit seinem grundgelehrten und wackern Breitinger, dem nachmaligen Bürgermeister Heidegger und ähnlichen würdigen Männern werde für

Klopstock vor Allem anziehend sein. Er irrte sich: der junge Dichter war lieber mit den Jungen als mit den Alten, mit den Begeisterten als mit den Gelehrten. Auf Klopstocks briefliche Aeußerung hin, daß der Noah sehr nach seinem Geschmacke sei, und ihnen, wenn er erst in Zürich wäre, viel Stoff zu reden geben werde, hatte Bodmer gehofft, jener werde sich für diese Dichtung interessiren und ihm zu ihrer Verbesserung und Vollendung behülflich sein: allein, als er demselben jetzt aus dem Gedichte vorlas, blieb Klopstock stumm und theilnahmlos. Und auch seine eigne Dichtung, der Messias, zu deren Fortsetzung Bodmer ihm in seinem Hause Muße und Stille geben wollte, rückte kaum weiter, denn der Dichter entzog sich dieser Stille so oft als möglich.

Das alles so schweigend hinzunehmen, dazu war Bodmer nicht der Mann. Er ließ Klopstock durch seine Freunde, Heß in Altstetten und Zellweger in Trogen, beschwören, doch ja alle begeisterten Augenblicke zur Förderung des Messias zu verwenden. Er selbst stellte ihn wegen seines zerstreuten Lebenswandels zur Rede. Wir haben, sagte er ihm, an dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet. Haben Sie etwa geglaubt, erwiederte Klopstock, ich äße Heuschrecken und wilden Honig? Sogar wegen der schönen Strophen in der Ode auf den Züricher See, worin dem Weine nachgerühmt wird, daß er Empfindungen und Gedanken wecke, griffen die alten Herren den Dichter an. Und als dieser seine Lehre mit einem Eifer schützte, der ihnen noch bedenklicher war als die Verse selbst, ging Bodmer gar so weit, diese zu parodiren. Nach zwei Jahren noch hatte der junge Wieland sich dieser Klopstock'schen Strophen gegen Bodmer's Rigorismus anzunehmen [1]). Noch anstößiger waren diesem in einer Hochzeitelegie, die Klopstock selbst als ein Tibullisches Lied bezeichnete, Verse wie diese:

. . . ein einziger Blick . . ein Seufzer . .
Ein beseelender Kuß, ist mehr als hundert Gesänge
Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit werth [2]).

---

1) Wieland an Bodmer, Tübingen 4. Febr. 1752. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, Zürich 1815, I., S. 29 f.

2) Bei Cramer, Er und über ihn, II., S. 351 ff. In seine Sammlung hat Klopstock diese Elegie nicht aufgenommen.

(Wenn er sich erst an dem schlechtgemessenen Pentameter gestoßen hätte!) Daher wurde die Elegie in dem Züricherischen Wochenblatte Crito als eine wollüstige Dichtung angegriffen, und in einer Ode, wahrscheinlich von Bodmer selbst, widerlegt [1]).

Unterdessen hatte sich Klopstocks äußere Lage vollends bestimmt. Unter den ersten Briefen, die er in Zürich erhielt, war auch ein Schreiben von Bernstorff, der ihm vorläufig, wie wir sahen, durch einen Bekannten hatte schreiben lassen. In Kopenhagen angekommen, hatte Bernstorff alsbald mit seinem Freunde, dem Oberhofmarschall Grafen Moltke, über die Klopstock'sche Angelegenheit gesprochen, und dieser, der bei Friedrich V. Alles vermochte, hatte den frommen König leicht bewogen, dem Dichter des Messias zu ruhiger Vollendung seines Gedichts ein Jahrgehalt von vierhundert Reichsthalern sammt Reisegeld nach Kopenhagen zu bewilligen. Dies und die Weisung, daß man ihn daselbst noch vor Winters Anfang erwarte, war der Inhalt des überaus artigen Schreibens von Bernstorff, das ihm in Zürich zukam. Klopstock war von dieser Entscheidung seines Schicksals hoch erfreut. Nur Eines machte ihm Bedenken: der Aufenthalt in Kopenhagen, die Entfernung von seinen Freunden, die ihm das neue Verhältniß nun doch aufzulegen schien. Doch hoffte er immer noch einen Ausweg zu finden. Daher übereilte er sich auch nicht mit seiner Antwort. Daß er dieselbe, als sie nach beinahe drei Wochen abging, seinem Wirthe nicht vorher zu lesen gab, nahm ihm dieser auch übel.

Zu gleicher Zeit hatte sich ein Verhältniß angeknüpft, von welchem, so sonderbar es auch war, doch der unerfahrene Dichter für die Verbesserung seiner Glücksumstände mindestens ebensoviel hoffte, als von seiner Berufung nach Dänemark. Unter den jüngeren Männern in Zürich hatte sich keiner mit größerem Enthusiasmus an ihn angeschlossen, als der junge Kaufmann Hartmann Rahn, dessen wir uns von dem französischen Einladungsschreiben zu der Fahrt auf dem See erinnern. Der Schilderung nach, welche Kaspar Hirzel, der ihn übrigens hoch hielt, in dem Briefe an Kleist von ihm macht, muß er ein seltsames Original gewesen sein. Zierbengel und Schwärmer, Fabrikant und Schöngeist; für

---

1) Schmidt an Gleim, 7. Oct. 1751, bei Klamer Schmidt, I., S. 314 f.

die französischen Dichter eingenommen, und von dem Sänger des Messias begeistert. Platzte er mit seinen Gedanken, die von denen anderer Menschen in der Regel sehr abwichen, oft ganz am unrechten Orte heraus, so hielten ihn die Leute für närrisch; während Freunde Tiefsinn darin finden wollten. Damals hatte er eine neue Art entdeckt, auf weiße Seide farbige Muster zu drucken, von der er sich glänzende Erfolge versprach. Seine Plane flogen hoch. Die spanische Regierung sollte durch ihren Gesandten in Solothurn für das Unternehmen gewonnen, ganz Spanien aus der neuen Fabrik versorgt, der Handel nach Westindien eröffnet werden. Da ließ sich ein Glück machen. Und an diesem Glücke wollte der großmüthige Handelsmann seinen poetischen Freund Theil nehmen lassen. Und was sollte dieser dafür leisten? Nichts, als die neuen Muster, die Rahn erfinden würde, von Seiten des Geschmacks beurtheilen, und bei wichtigeren Geschäften demselben mit seinem Rathe zur Seite stehen. Und dabei sollte er an keinen Ort gebunden sein; es ließ sich ja auch aus der Ferne besorgen. Kein Wunder, wenn Klopstock im September an Fanny schrieb, er habe bisher zwei Freunde gefunden: den König von Dänemark und einen jungen Kaufmann in Zürich [1]). Ja, wenn die Plane des letzteren einschlugen, so geschah ihm noch Unrecht mit dieser Zusammenstellung. Denn er bot dem Dichter weit mehr, und legte ihm weniger Zwang auf als der König [2]).

Daß Klopstock die glänzenden Aussichten, die sich ihm durch die Freundschaft mit Rahn mehr noch als durch die Gnade des Königs zu eröffnen schienen, der Geliebten besonders ausführlich mittheilte, geschah nicht ohne Absicht. War es doch gerade sie und ihre Mutter, um deren willen es dem Dichter wünschenswerth schien, sein Glück zu machen. Aber wenn er durch so luftige Entwürfe, wie die seines neuen Freundes waren, bei Marie Schmidt Eindruck zu machen hoffte, so irrte er sich. Die Base war praktischer als der Vetter und hat es in ihrem späteren Le-

1) Bei Klamer Schmidt I., S. 127.

2) Der Mann kam in der Folge, durch doppelte Verschwägerung, in ein noch intimeres Verhältniß zur deutschen Literatur. Klopstocks Schwester nämlich wurde seine, und ein Menschenalter später beider Tochter Fichte's Gattin.

ben glänzend bewiesen [1]). Schon an der phantastischen Theilhaberschaft, die er dem Dichter anbot, konnte sie merken, was sich in der Folge empfindlich genug herausstellte, daß Rahn kein Geschäftsmann war. An Klopstocks Aeußerung aber, falls das spanische Project scheitern sollte, werde seine bevorstehende Reise durch Deutschland gewissermaßen eine Kaufmannsreise sein, scheint sie sich gar als an einer Unwürdigkeit gestoßen zu haben. Wenigstens sprach Klopstock hernach von Mißverstand, und machte jene Bereitwilligkeit als ein Zeugniß für die Stärke seiner Liebe geltend, da er nur um ihretwillen eine Art von Geschäften habe übernehmen wollen, die er sonst um nichts in der Welt übernehmen möchte [2]).

Während sich so Klopstocks Verbindung mit Rahn immer enger knüpfte, war sein Verhältniß zu Bodmer mit jedem Tage unerquicklicher geworden. Das Hofmeistern, Spötteln von Seiten des Gastfreundes nahm kein Ende. Das Schweigen, das der Gast demselben entgegensetzte, legte er selbst zwar als Schonung aus; aber dem Wirthe mußte es als Stolz und Trotz erscheinen. Es ging nicht länger unter Einem Dache: das Klügste war, zu scheiden. Freund Rahn lebte im Hause seines Vaters in einem heiteren Familienkreise: nach einmonatlichem Aufenthalte bei Bodmer zog Klopstock in das Rahn'sche Haus.

Wie Bodmer diesen Auszug seines Gastes aufgenommen, sehen wir aus einem Briefe desselben an seinen vieljährigen Freund, den Dr. Lorenz Zellweger in Trogen, der, wenige Tage nach dem Vorgang, am fünften September, geschrieben, für die Kenntniß beider Männer und ihres Verhältnisses zu wichtig ist, als daß er seinen Hauptstellen nach hier fehlen dürfte [3]). Nachdem er vorausgeschickt, daß Klopstock nicht mehr in seinem Hause, aber doch noch in Zürich sei, wo ihn seine Geschäftsverbindung

---

1) Sie heirathete den Kaufmann Streiber in Eisenach, und es war in der Folge kein Geheimniß, daß sie die Seele des Geschäfts und Begründerin des Reichthums der Familie gewesen ist.

2) Klopstock an Gleim, 5. Oct. 1751. Bei Klamer Schmidt I., S. 299.

3) Der Brief findet sich auszugsweise bei Mörikofer S. 90 bis 98; zum Theil mit andern Lesarten und einigen Stellen weiter im Weimar'schen Jahrbuch f. d. Spr., Lit. u. Kunst, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade, III., S. 186 ff.

mit Rahn noch über den Winter festhalten dürfte, geht Bodmer auf den Ausflug nach Winterthur zurück, und erzählt, wie nach ihrer Zurückkunft von da Klopstock den dänischen Ruf erhalten und erst spät beantwortet habe. „Inzwischen lebte er hier ganz dissipiert. Die jungen Herrn von seinem Alter, die mit ihm auf dem See gewesen, verschafften ihm täglich Gesellschaften. Er aß hier oder dort zu Mittag, öfters zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daselbst und kam erst am folgenden Morgen nach Haus; ging spät zu Bette und stand noch später auf. Er trinkt sehr stark und mag den Wein wohl vertragen, wiewohl mit vielen Beschwerden seines Magens. Am vergnügtesten war er, wenn er bei Mädchen gewesen war. Er sagt, er hätte ein großes Vergnügen, die Charaktere der Mädchen auszuforschen. Auf der Seefahrt hatte er ein Mädchen kennen gelernt, deren Unschuld und natürlichen Witz er ungemein bewunderte. Es schien, daß er in rechtem Ernst verliebt wäre. Er gab es nur für Galanterie, die mit seiner Liebe zu Langensalz sich sehr gut vertrüge. Er hat an diesem Ort eine Geliebte, die ihn, wie er sagt und schreibt, vor Liebe schwermüthig mache und undankbar gegen seine Liebe sei; und doch begegnet sie ihm, das Eheversprechen ausgenommen, ganz freundschaftlich. Sie schreibt verständig und geistreich .....

„Er hat sich ordentlich bei ernsthaften Männern, zu denen ich ihn nöthigen mußte, ennuyirt. Keine Neugierigkeit über die Staats- und Civilverfassung von Zürich oder von andern Cantons. Keine Neugierigkeit, die Alpen von Weitem oder in der Nähe zu betrachten. Wenn Sulzer den tubum" (von der hochgelegenen Bodmer'schen Wohnung aus) „nach den Schweizerbergen richtete, so war der seine nach den Fenstern der Stadt gerichtet. Kein Verlangen, meine Bücher u. s. w. zu sehen, vielweniger zu lesen. Ein halbes Dutzend galopins hatten keine Mühe ihn von mir zu führen. Er schien in meinem Hause und in meiner Gesellschaft düster und verdrießlich. Bei den jüngeren Herrn war er ganz badin. Herr Breitinger ist oft zu ihm gekommen; aber bisher hat er ihm nicht einen Besuch gemacht. Von égards, von considération, weiß er sehr wenig, und er hat mich nicht selten an seinem Rücken stehen lassen, wenn er Jünglingen seine ganze Aufmerksamkeit gegeben hat. Wenn ich über Tische oder beim Nachtessen allein bei ihm war, so mußte ich ihn fragen, wenn

er reden sollte, und seine Reden waren ganz launisch. Erst ward er gesprächiger, wenn er von einem Mädchenbesuch heim kam, oder fröhlich getrunken hatte. Er versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine Belesenheit ist schwach, und er fürchtete sich schier vor der Gelehrsamkeit als vor der Pedanterei selbst . . . Er ist höflich genug in den äußeren Manieren; doch nach der Höflichkeit der Leipziger Studenten . . ."

Indeß, so Vieles Bodmern von seinem Standpunkte aus an Klopstocks Aufführung mißfiel, über so Manches er auch mit Recht sich beklagen mochte: an seinem poetischen Berufe war er darum nicht irre geworden, sondern voll und unverkümmert bricht immer wieder durch den Tadel des Menschen die Anerkennung des Dichters durch. „Mosen und die Propheten versteht er vollkommen. In denselben hat er seine Poesie formirt. Seine Imagination ist in der höchsten Stärke. Er hat sein sujet völlig in seiner Gewalt. Er hat den Plan bis auf die kleinsten Theile ausgedacht. Er weiß von der kleinsten Dichtung, von der geringsten Ausbildung die richtigste Antwort zu geben. Alles ist in der besten Proportion angeordnet, das Bessere ist allemal dem Guten vorgezogen. Seine Erfindungen sind einnehmend, wunderbar. Das Weltgericht ist sehr geschickt damit verbunden, und soll vier Gesänge einnehmen. Die Auferstehung der Heiligen bei der Kreuzigung gibt ihm einen ungemeinen Stoff zu zärtlichen, gottseligen und erhabenen Gesängen. Das Gedicht soll zwanzig Gesänge bekommen. Er arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Er gibt seiner Langensalzischen Liebe Schuld. Die wahre Schuld werden wohl seine Zerstreuungen sein. Ich nenne Zerstreuungen sein attachement an alle Kleinigkeiten mit Mädchen und rauschenden Gesellschaften. Er behauptet, daß er in rauschenden Gesellschaften am wenigsten distrahirt sei, und davon am besten disponirt werde, an seinem Gedichte zu arbeiten. Er arbeite nur in den poetischen Stunden, diesen könne er nicht rufen; doch kommen sie am liebsten nach dem Nachtessen, wenn er den Abend in einer starken Gesellschaft gewesen. In den Morgenstunden kann er nicht wohl arbeiten. Er ist bei mir oft und insgemein bis 11 Uhr Nachts aufgeblieben, er hat geraucht" (was Bodmern zuwider war) „geschwiegen, an

Einen Ort hingesehen: aber wenn er in solchen Stunden an dem Messias gearbeitet hat, so habe ich doch wenig von seinen Productionen gesehen. Funfzig oder sechzig Verse sind alles, was er bisher am Messias gearbeitet hat. Aber dieses Wenige ist vortrefflich, heilig und himmlisch.

„Er ist gleichsam zwei Personen in Einem Leib: der Messiasdichter und Klopstock. Ich bemerke sonst ein gutes Gemüth bei ihm; wenn er nur strenger und nicht so leichtsinnig wäre. Was ich hier leichtsinnig nenne, mag nur Zerstreuung der Gedanken sein, und eine gewisse Facilität, die er selbst Menschlichkeit nennt, die ihm nicht erlaubt, eine Einladung, ein Mittag- oder Nachtessen auszuschlagen [1]). Er unterscheidet nicht zwischen den zwar unschuldigen, aber kleinen Freuden; vielweniger zwischen den würdigen und würdigeren Freuden. Er denket nicht nach, was für ein gutes großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich im Widerspiel: er ist nicht heilig .... Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken, die in der Messiade sind, seien nur in seiner Phantasie entstanden, und der Verstand oder das Herz haben wenig Antheil daran. Wie lange wird die Messiade noch verzögern? Ich habe wenig Hoffnung, daß ich ihr Ende erleben werde ....

„Man hat Sulzer und mich als Leute bei ihm angegeben, die ihn hofmeistern wollten, für Sauertöpfe, für Alte. Ich soll neidisch darauf gewesen sein, daß Klopstock lieber bei den Jünglingen als bei mir gewesen sei ... Ihr seht, daß ich die Zeit sehr aus meiner stillen Ruhe gesetzet worden. Klopstock ... hat nichts weniger als Wort gehalten, da er mir den 28. November 49 schrieb: Meine körperliche Gegenwart muß in Ihrem Hause beinahe unmerklich sein; sie muß da auch nicht die geringste Veränderung hervorbringen.

„Inzwischen bin ich mit Herrn Klopstock im Frieden geschieden. Ich glaube, er hat für mich Hochachtung und Ehrerbie-

---

1) Vgl. Klopstocks Aeußerung gegen Gleim vom 8. Oct. 1750, bei Klamer Schmidt, I., S. 175: „Uebrigens wissen Sie, daß es die Höflichkeit erfordert, darüber nicht böse zu werden, wenn es ganz gute Leute gibt, die sich um die Wette bestreben, uns Vergnügen zu machen."

tung; aber noch mehr für sich selbst. (Klopstock", heißt es an einer andern Stelle des Briefes, „hält alle Ehre, die man ihm anthut, für Schuldigkeit. Er erröthet über das höchste Lob nicht.) . . . . Im Uebrigen ist er vom Schöpfer wie geschaffen, die Messiade zu schreiben. Das ist seine Bestimmung, und er ist dem Werke gänzlich gewachsen. Er ist gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Menschen: so groß in seinem Gedichte, so klein in seinem Leben! . . . . Ich zweifle nicht, daß er des merkantilischen Lebens, vielleicht auch des losen Lebens, bald werde überdrüssig werden: dann wird er sich wieder zu mir wenden. Es ist schon eine starke Jalousie unter seinen jungen Freunden, denen allen er Rahn so distinguirt vorzieht. Es hat diesen Herrchen überaus gefallen, daß ein so großer Dichter, unser Homer, äße, tränke, lachte, scherzte, küßte, Mäulchen raubte, Handschuhe eroberte, Schuhe schlüpfete, spränge, liefe, wie sie dies Alles thun. Sie sahen sich in allen diesen Stücken mit dem Poeten in Vergleichung."

Endlich meldet Bodmer dem Freunde, daß er nun anstatt seiner Ode auf Klopstock den Heiligen eine andere gedichtet habe, die so schließe:

„Gläser mit schäumendem Bacchus, ihr habt von meinem Gesichte
   Ihn in die duftende Brustwehr genommen.
Machet mir Platz, damit ich das Haupt des Heiligen sehe,
   Welches olympische Strahlen umkränzen!
Rauschet nicht, Küsse, damit ich die göttlichen Lieder vernehme,
   Die von des Heilands Erlösungen klingen!"

Es ist merkwürdig zu sehen, wie in diesem Briefe Bodmer sich abkämpft, den Widerspruch, den er in Klopstocks Wesen wahrzunehmen glaubte, sich begreiflich zu machen: er wendet sich von dem Dichter zum Menschen, von diesem wieder zum Dichter u. s. f., so daß der Brief sich fortwährend im Kreise dreht. Verschiedenheit des Alters, des Temperaments und der Lebensgewöhnungen, verletzliche Eitelkeit auf der einen, stolzes Selbstgefühl auf der andern Seite, diese und andere Ursachen wirkten zusammen, um das Verhältniß beider Männer zu verwirren: im Grunde werden wir aber doch sagen müssen, Bodmer hätte an Klopstock nicht so weit irre werden können, wenn er selbst ein Dichter gewesen wäre. Er war aber nur ein Gelehrter, und an diesem Maßstabe maß

er nun auch seinen Gast. Seine Bibliothek, meinte er, die Unterhaltung mit ihm und seinen gelehrten Freunden, sollte diesen vor allem Andern anziehen, die Fortsetzung seines Gedichtes ihm vor allen Dingen angelegen, und dazu die stillste Zurückgezogenheit willkommen sein. Aber der Dichter zieht seine Nahrung aus dem Leben, ihm ist der Mensch wichtiger als der Gelehrte, und er gewinnt für seine Dichtung nicht selten gerade in einer Zeit am meisten, während deren er keinen Vers zu Stande bringt. Ungerechnet noch, daß Klopstock von einem durch unglückliche Liebe verdüsterten Hauslehrerleben sich erholen wollte; ungerechnet die Lockung, die für ein junges Talent, das auch nach einer ersten That daheim noch in verborgener Enge gelebt hat, in den Huldigungen liegt, die ihm beim ersten Ausflug in die Fremde entgegenkommen.

Wenn irgend eine von den Ausstellungen, die Bodmer an Klopstock macht, gegründet war, so war es die, daß dieser alle Ehre, die man ihm anthue, für Schuldigkeit halte. Dieser Zug geht von da an durch Klopstocks ganzes Leben. Sprach er Jemand um eine Gefälligkeit an, so sollte dieser es sich zur Ehre schätzen; das höchste Lob, das ihm gespendet werden mochte, zog er als einen ihm gebührenden Tribut ein. Das sieht wie grelle Selbstsucht, wie maßlose Eitelkeit aus, und liebenswürdig ist es gewiß nicht: gleichwohl lag dabei ein nicht unberechtigter Stolz zu Grunde. Nicht für sich als diesen Menschen, für sich als den Dichter des Messias, für die in ihm verkörperte heilige Dichtkunst, machte er auf Achtung und Huldigung Anspruch. Daß zwischen der Dichtkunst an sich und seinem Dichten, zwischen der Idee und ihrer Verwirklichung in ihm, noch ein Unterschied sei, dieses Bewußtsein, das ihn bescheidener hätte machen müssen, trat bis zum Verschwinden zurück, weil er sich unter seinen deutschen Zeitgenossen als den einzigen sah, in dem eine höhere Idee von Poesie lebte. Im Jahre 1750 konnte Klopstock mit einer gewissen Berechtigung sprechen: die deutsche Dichtung, die bin Ich. Er dachte und handelte aber so auch noch in Jahren, wo er kein Recht mehr hatte, so zu sprechen.

Dieses nun aber, wie wir verneinen, daß höhere Poesie und Klopstock der Poet sich deckende Größen seien, gerade dieses räumte Bodmer ein, und stellte dafür in Abrede, daß Klopstock

der Mensch und Klopstock der Poet sich decken. Auf Seiten des Letzteren ging er dabei von der Messiade aus und fand die in dieser herrschende Stimmung mit dem täglichen Thun und Treiben Klopstocks im Widerspruch. Der Heiligkeit des Gedichts gegenüber erschien ihm das Leben des Dichters als unheilig. Er meinte, der Mensch, in welchem die Gedanken und Empfindungen der Messiade wirklich lebendig, Sache des Herzens, der Gesinnung, und nicht blos Spiel der Phantasie wären, der könnte unmöglich im Leben in diesen Zerstreuungen, diesen Tändeleien, diesem Haschen nach Genuß sich befriedigen. Und hierin können wir dem wackern Patriarchen nicht Unrecht geben. Wer wirklich im Elemente dieser feierlichen Frömmigkeit, dieser beständigen Todes- und Auferstehungsgedanken, dieses weinerlichen Empfindens lebte, wessen beharrliche Grundstimmung es wäre, der könnte sich nimmer aufgelegt finden zu heiterem, frischem, muthwilligem Lebensgenuß. Daß Klopstock für diesen noch Sinn hatte, beweist, daß jenes nicht seine natürliche, sondern eine Stimmung war, in die er sich, im Einklang mit einer aufkommenden Zeitrichtung, poetisch hineinsteigerte. Fand daher Bodmer sein Leben seines Gedichtes nicht werth, so sagen wir: sein Leben war besser, gesünder, als sein Gedicht. Aber er war selbst schuld, wenn man jenes an diesem maß und darum tadelte. Auch jene Dichtungen tadelte, welche, wie manche seiner Oden, seinem Leben ähnlicher sahen, als seinem Messias. Immerhin konnte er sich darauf berufen, daß man, um ihn als Dichter zu fassen und diesen mit dem Menschen in ihm zu vergleichen, den ganzen Dichter zusammennehmen müsse.

Daß das Interesse für eingehende Erforschung der Natur und der menschlichen Verhältnisse in Klopstock, bei seiner einseitig idealistischen Geistesart, nicht so stark und lebendig war, wie beispielsweise in Goethe, der sich hier von selbst zur Vergleichung bietet, wissen wir auch sonst; doch möchte Bodmers Vorwurf, daß er für Beides gar keine Neugier bezeigt habe, ihm zu viel thun. Wenigstens versichert Cramer, daß Klopstock später, wenn er von seinem Aufenthalt in der Schweiz erzählte, gern und mit Interesse auch von den Verfassungen des Landes gesprochen habe [1]). Viel-

1) (C. Fr. Cramer) Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa, Fortsetzung, Hamburg 1778, S. 469.

leicht hatte er nur nicht die Bewunderung für dieselben, welche der Züricher Rathsherr erwartete. „Beneiden Sie“, schrieb er in jenen Tagen an Gleim, „die hiesigen Herrn Republikaner nicht; es sind fast durchgehends Leute, die sich schrecklich tief bücken: denn fast alle, die ein bischen von Familie sind, wollen in's Regiment.“ [1]) Das war gar kein übler Blick in's wirkliche Leben, und trifft ganz mit Goethe's späterer Beobachtung [2]) überein. In die Alpen war nach Cramer wirklich eine Reise beabsichtigt, die aber erst durch allerlei Zufälle verzögert, dann durch ungewöhnlich frühen Schneefall vereitelt wurde [3]). Doch kam Klopstock einmal mit Rahn, der da Geschäfte hatte, wenigstens nach Luzern, und vielleicht war es auf derselben Reise, wo sie in Zug von dem Ammann so gastfreundlich aufgenommen wurden [4]). Ein besonderes Vergnügen wurde dem Dichter in einem zwischen Zürich und Baden gelegenen Nonnenkloster (Fahr?) zu Theil. Der Probst hatte ihn eingeladen und die Bitte hinzugefügt, daß er neue Stücke vom Messias mitbringen möchte. Wie er kam, ließ ihm der Probst zuerst durch 16 Nonnen eine Musik aufführen, die ihn noch viele Jahre später in der Erinnerung entzückte. Nun sollte er aber lesen, und nicht allein der Probst, sondern auch die Nonnen, wollten Zuhörerinnen sein. Sie standen dicht um ihn herum; er las fast den ganzen fünften Gesang. In vielen Augen standen Thränen; so, von ihm vorgelesen, verstünden sie Alles, sagten sie, während sie vorher, beim eigenen Lesen, Manches nicht verstanden hätten. Ueber der Musik und dem Lesen war die Abendbetstunde versäumt worden; das habe sich in seinem Kloster noch niemals zugetragen, versicherte der Probst beim Abschiednehmen [5]).

Nach seinem Austritt aus dem Bodmer'schen Hause gab sich Klopstock, außer der freien Geselligkeit, auch seiner Lust an Leibesübungen hin. Auf der Limmat übte er sich im Rudern; auf

---

1) Klopstock an Gleim, 8. Oct. 1750, bei Klamer Schmidt, I., S. 176.

2) In den Briefen aus der Schweiz, WW. XIV., S. 157 f.

3) Er und über ihn, II., S. 362.

4) Mörikofer, S. 108; Cramer, Er 2c. II., 363; Tellow, 469.

5) Klopstock an Denis, Kopenhagen 6. Jan. 1767. In Denis literarischem Nachlaß, herausgegeben von Retzer, Wien 1802, II., S. 113.

dem Münsterplatze ritt er spazieren und machte allerhand Reiterkunststücke. Als zwei Jahre später der junge Wieland nach Zürich kam, wurden ihm in der Stadt und am See noch Geschichtchen von Klopstocks Körpergewandtheit wie halbe Wunderlegenden erzählt. Daß Bodmer von dergleichen nicht eben erbaut war, läßt sich denken; noch weniger, wenn er hören mußte, daß der Sänger des Messias mit den Studenten burschenmäßig schwärme, sie Trinklieder lehre, ja daß er einmal bei einem solchen Gelage sich zu Taschenspielerstückchen, wie Glasessen und Kohlenverschlingen, herabgelassen habe. Es macht ihm Ehre, daß er auch so noch über Klopstock schreiben konnte: „Er ist mir alle Zeit lieb, wegen seiner großen Talente, die mich glauben machen, daß seine Seele auch dem lieb sei, der ihm diese großen Talente gegeben hat“ [1]).

Längere Zeit lebte Bodmer der Hoffnung, die er auch in dem oben eingerückten Brief an Zellweger aussprach, Klopstock werde, des losen Treibens satt, sich wieder zu ihm wenden. Aber wie wenig Aussicht dazu war, geht aus der Aeußerung hervor, die Klopstock im October gegen Gleim that, er habe sich in Bezug auf Bodmer „ein System von Großmuth gemacht, von dem er, wenn er nicht auf's Aeußerste getrieben werde, nicht abgehen wolle“ [2]).

Und nun trieb ihn Bodmer auf's Aeußerste. Entrüstet über einen, wie es ihm schien, so schwarzen Undank, durch den er sich überdieß, nach den Lobsprüchen, die er öffentlich auf Klopstock gehäuft, vor dem Publikum blosgestellt meinte, forderte er, durch Breitinger in seinem Vorhaben bestärkt, von dem Abtrünnigen die 300 Thaler zurück, mit denen er ihn zu der Reise nach Zürich ausgestattet hatte. Bodmer betrachtete diese Summe jetzt als Darlehn, während Klopstock sie als Geschenk betrachtete. Noch in Quedlinburg, gleich wie er das Geld erhielt, hatte er an Ebert gemeldet, Bodmer habe ihn gebeten, es als Geschenk von ihm anzunehmen [3]). So wie die Verhältnisse lagen, verstand sich dieß

1) Bei Mörikofer, S. 107 ff. Vgl. Böttiger in Fr. Schlegels Deutschem Museum IV., S. 20 f.

2) Bei Clamer Schmidt, I., S. 176 f.

3) Klopstock an Ebert, 17. Juli (das Datum kann nicht richtig sein, da Klopstock am 13. schon abreiste) 1750. Westermanns illustrirte Monatshefte a. a. O. S. 208.

auch eigentlich von selbst. Bodmer war es, der die Reise wünschte; Klopstock hatte keine Mittel dazu: folglich mußte Bodmer sie hergeben, wenn er Klopstocks Besuch haben wollte. Jetzt mochte er etwa sagen, er habe das Geld unter einer Voraussetzung geschickt, die von Klopstocks Seite nicht erfüllt worden; aber er durfte so nicht sagen. Klopstock hatte Recht, wenn er auf diese Schuldforderung stolz antwortete, und nachher an Gleim schrieb, Bodmer verstehe nicht einmal ein edelmüthiger Feind zu sein [1]).

Nach diesem offenen Bruche mußten auch die beiderseitigen Freunde Partei nehmen. Hirzel und Werdmüller (Sulzer war vorher nach Deutschland zurückgekehrt) traten auf Bodmers Seite; während Schultheß, Rahn ohnehin, es mit Klopstock hielten. Wie an Gleim, so schrieb dieser jetzt auch an den Hofprediger Sack in Berlin: das also sei der Erfolg seiner weiten Reise, daß er in Bodmer sich getäuscht gesehen, einen Feind statt eines Freundes in ihm gefunden habe [2]). Sack war durch die Nachricht von diesem Zerwürfniß schmerzlich betroffen, und bot Alles auf, es auszugleichen. „Wie?" schrieb er an Klopstock zurück, „Bodmer und Klopstock lieben sich nicht mehr? Die beiden Dichter, die von der Freundschaft so erhaben, so schön denken, und derselben göttliche Reizung und Rechte aus Einem Herzen und Einer Seele besingen . . ? Dies ist mir eine so unerwartete Seltenheit, daß ich fast an eine gewisse poetische Erbsünde glauben sollte, wenn ich nicht zugleich als ganz gewiß glaubte, Bodmer und Klopstock sind schon wieder ausgesöhnt und lieben sich stärker als jemals. Nie werden die Verfasser des Messias und des Noah dem besten und frömmsten Theil des menschlichen Geschlechts den betrübenden Anstoß, und dem boshaftesten Unglauben die Freude geben, zu sehen, daß man zwar von der Religion und Tugend sehr hoch und einnehmend, ja bemeisternd schön denken, und doch sich entzweien könne. Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: Nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen. Nein! Klopstock muß das Herz seines Bodmer wieder gewinnen, und nie wieder verlieren. Er muß hingehen, und wäre er auch der Beleidigte, und Thränen der zärtlichsten Wehmuth

1) Klopstock an Gleim, 13. Jan. 1751, bei Klamer Schmidt, I., S. 200.
2) Sulzer an Gleim, 25. Febr. 1751, Briefe der Schweizer rc. S. 153 f.

weinen, die ich so oft weinte, wenn ich den Messias las. Klopstock muß dies thun; er muß aus Zürich als Bodmers Freund reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben, und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen aus Messias lese. . . . Bodmer muß Klopstocken wieder lieben, oder die ganze Welt müsse glauben, Klopstock hat Unrecht und Bodmer hat Recht. Mein werther Freund, so denkt mein Herz, und Ihr Herz wird diese Sprache der wahren Freundschaft fühlen und sich wieder in Bodmers Arme werfen, und dadurch mich wieder beruhigen." [1])

Der Zuspruch des würdigen Mannes verfehlte seines Eindrucks bei Klopstock nicht. Er suchte Breitingers Vermittlung, trug jedoch von diesem bei der Gelegenheit eine derbe Strafpredigt davon. Bodmer aber ließ ihm bedeutsam sagen, „es werde ihm sehr lieb sein, wenn der stille, gottselige Messiasdichter ihn besuchen wolle". Er empfing ihn äußerst förmlich, Klopstock gab sich unbefangen und aufgeräumt; offene Herzlichkeit konnte dabei nicht aufkommen, doch konnte Bodmer ebensowenig die Lection anbringen, zu welcher auch er sich gerüstet hatte.

Unerachtet man in Kopenhagen ihn schon im Herbst erwartete, hatte Klopstock doch, der Rahn'schen Projecte wegen, den Winter noch in Zürich bleiben wollen; jetzt aber liefen von dort Mahnungen ein, und so entschloß er sich, noch während des Winters Zürich zu verlassen. Die Freunde hatten ihn halten, ihn durch eine Heirath, die ihn unabhängig gestellt hätte, an Zürich fesseln wollen: aber er war aus Fanny's Banden noch nicht los, und den dänischen Ruf hatte er einmal angenommen. Vom Messias hatte er, trotz aller Zerstreuungen, doch den vierten und fünften Gesang, von denen freilich der größere Theil schon in Langensalza ausgearbeitet war, fertig gemacht und bereits im Januar an seine Eltern gesandt [2]); auch am Weltgericht, das hernach in den 18. und 19. Gesang eingefügt wurde, gedichtet. Auf den Wunsch seiner Freunde ließ er sich noch von dem Maler Joh. Caspar Füßli malen, mit einem Buch in der Hand, in welchem ein Sinnspruch, unterzeichnet: Fanny, steht. Bei Bod-

1) Bei Mörikofer S. 109 ff.

2) Klopstock an Gleim, 13. Jan. 1751, bei Klamer Schmidt a. a. O.

mer machte er einen Abschiedsbesuch, über welchen dieser seinem Freunde Heß mit Befriedigung berichtete. Er blieb etwa dreiviertel Stunden, und war, wie Bodmer ihm bezeugt, sehr gut und liebreich. Bodmer begleitete den Scheidenden Hand in Hand „bis zum Gatter an der Landstraße", und blieb stehen, bis er ihn nicht mehr sehen konnte. Klopstock blickte oft zurück, und rief aus der Ferne noch ein Lebewohl. Auch hatte er zu schreiben versprochen. In gehobener Stimmung kehrte Bodmer in seine Wohnung zurück.

Mitte Februar 1751 schied Klopstock aus Zürich, das er nicht wieder sah. Aber die Wirkungen seines dortigen Aufenthalts dauerten auf beiden Seiten fort. Er selbst bekannte gegen Bodmer, erst in Zürich sei er in die Welt gekommen, nachdem er vorher nur auf Schulen gewesen sei. Lebenslänglich blieb ihm sein Aufenthalt in der Schweiz eine liebe Erinnerung, und gern und mit Wärme erzählte er in spätern Jahren von den schönen Tagen, die er in Zürich verlebt. Sein Versprechen, an Bodmer bisweilen zu schreiben, hielt Klopstock; freilich mehr nur des äußern Anstands wegen, und um nicht seine Aussöhnung mit ihm, die er sich hoch anrechnete, als Verstellung erscheinen zu lassen. Daher sah auch der erste Brief, den er nach seinem Weggang an Bodmer schrieb, nach dessen Aeußerung, obwohl er übrigens mit demselben nicht unzufrieden war, fast wie eine Zeitung aus. Auch an Schultheß schrieb er noch später Briefe, worin er ihn seiner fortdauernden Anhänglichkeit an die Schweiz, seiner Achtung namentlich für Bodmer, Breitinger und Heß, versicherte. Rahn aber folgte ihm bald nach, um später in noch genauere Verbindung mit ihm zu treten. Aber auch für Zürich blieb Klopstocks Aufenthalt daselbst nicht ohne Wirkung. Er belebte das Interesse der Gebildeten für deutsche Literatur, und gab den angehenden Schriftstellern eine ernstere Richtung, einen kühnern Schwung. „Sie sind unser Gesandter an die Schweizer", schrieb Gleim an ihn bei seiner Abreise nach Zürich; diese Botschaft Deutschlands an die Schweiz hatte Klopstock nun ausgerichtet [1]).

Bodmer seinerseits konnte das Fehlschlagen der Hoffnungen,

1) S. Mörikofer, S. 114 f.; Klopstock an Gleim, 24. Mai 1751; Gleim an Klopstock, Juli 1750, bei Klamer Schmidt I., S. 256 f. 43.

die er auf seine Verbindung mit Klopstock gesetzt hatte, nicht verschmerzen, und er sowohl als seine Freunde sahen sich nach einem Ersatze um. Im folgenden Sommer schrieb ihm Sulzer aus Berlin, wahrscheinlich werde im nächsten Jahre Kleist unter dem Titel einer Werbung eine Reise nach der Schweiz machen, und mit diesem würde es ihm nicht gehen wie mit Klopstock [1]). Kleist kam zwar und befreundete sich mit dem Bodmer'schen Kreise; aber es war nur ein vorübergehender Besuch. Dagegen erhielt etwa ein halbes Jahr nach Klopstocks Abgang von Zürich Bodmer ein Schreiben mit einem ungedruckten Gedicht von einem Tübinger Studenten, Namens Wieland. Die Briefe des jungen Mannes sagten ihm zu, und als derselbe im folgenden Jahre seine Studien beendet hatte, rief ihn Bodmer, wie zwei Jahre vorher Klopstock, zu sich nach Zürich. Da hatte er nun einen angehenden Dichter, der, beinahe zehn Jahre jünger und von Natur schmiegsamer als Klopstock, in ihm einen Homer und Sokrates zugleich verehrte, der nicht rauchte, Wasser trank und große Gesellschaften scheute wie er, der bei ihm daheim blieb und an demselben Pulte mit ihm seine Abhandlung von den Schönheiten des Noah und seinen geprüften Abraham schrieb. Wie glücklich war Bodmer, was er so lange vergeblich gesucht, endlich doch gefunden zu haben! „Jede Stunde", schrieb er gegen Ende des Jahres, „die ich mit diesem lieben Freunde zubringe, ist mehr werth, als ein Monat mit ***" (Klopstock). „Die Vorsehung meinte es über meinen Wunsch und mein Erwarten gut mit mir, als sie meinem Alter diesen Jüngling zuschickte" [2]). Seine Freunde wünschten ihm Glück. „Ich freue mich herzlich mit Ihnen", schrieb ihm Sulzer, „daß sie den verlorenen Klopstock in der Person des würdigen Wieland wiedergefunden. Genießen Sie nun mit vollen Zügen die Lust, deren Erwartung Sie vor zwei Jahren getäuscht hat, und vergessen Sie in Gesellschaft dieses werthen Jünglings Klopstock, Ramler, Gleim, so wie Sie schon lange Gottschedens und Schwabens vergaßen. Denn so viel diese Letztern an Geist und Verstand hinter Ihnen zurück sind, so weit

---

1) Briefe der Schweizer rc., S. 158.
2) Wielands Leben von Gruber, I., S. 169.

entfernen sich die Erstern in der moralischen und philosophischen Art zu denken." [1])

Beinahe zwei Jahre dauerte dieses Glück, und als Wieland hierauf, um sich selbstständiger zu machen, eine Hauslehrerstelle in Zürich übernahm, war sein Scheiden aus Bodmers Hause das freundlichste. Doch schon nach einem halben Jahre klagte Bodmer über Vernachlässigung von Seiten Wielands, glaubte eine Veränderung an ihm zu bemerken, und warf ihm Zeitverschwendung vor. Wieland antwortete nicht schroff wie Klopstock, doch nicht ohne Empfindlichkeit und Selbstgefühl. So ging es weiter, und nach etlichen Jahren schrieb Wieland an Zimmermann: „Von Bodmer wollen wir nicht weiter sprechen. Er hat Verdienste, hat Tugenden, und ist mein Wohlthäter gewesen. Diese Betrachtungen müssen in Ansehung seiner Alles überwiegen. Vergeben wir dem guten Greise, daß er der Natur zum Trotz ein Dichter sein will, und lassen wir seinen Absichten, seinem Charakter, seinem wirklichen Verdienst Gerechtigkeit widerfahren. Ich befinde mich hinsichtlich seiner in einer sehr delicaten Lage. . . . Er ist ein gar sonderbarer Mensch! Ich werde mich nach und nach so zeigen wie ich bin, . . ich werde aber Rücksichten gegen Bodmer beweisen. . . Dies ist ungefähr mein System hierüber". [2]) So war Bodmers Verhältniß zu Wieland, wenn auch langsamer und gelinder, doch zuletzt an demselben Punkt angekommen, wie früher das zu Klopstock; und als nun vollends mit Wieland jene große Umwandlung vorging, in deren Folge ihn Bodmer einen gefallenen Engel nannte, so zeigte sich der letzte Betrug ärger als der erste.

Doch auch für Klopstock blieb die Nemesis nicht aus. Sechsundzwanzig Jahre nachdem er sich Bodmers Hofmeistereien nicht ohne Schroffheit entzogen hatte, ließ er sich beigehen, an einem unterdessen neben ihm emporgewachsenen größeren Dichter den Hofmeister machen zu wollen, und erfuhr von diesem eine Zurückweisung, die nur er selbst nicht als Niederlage erkennen mochte [3]).

---

1) Sulzer an Bodmer, 11. Nov. 1752, Briefe der Schweizer 2c. S. 189.

2) Wieland an Zimmermann, 26. April 1759, in Wieland's Leben von Gruber, I., S. 257 f.

3) S. Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776, Leipzig 1833; auch in Schmidlin's Supplementen, I., No. 186. 188. 189.

9. Klopstock auf der Reise nach Kopenhagen.

Noch in Zürich hatte Klopstock eine Huldigungsode an den König gedichtet, der ihm die Muße zur Vollendung des Messias schenkte [1]). Der Dichter nahm das Versmaß der horazischen Ode an Augustus: Divis orte bonis, Carm. IV., 5; griff zum Behuf des Eingangs auf seine Ode: Der Lehrling der Griechen, mithin auf Horat. Carm. IV., 3, zurück, und führte übrigens den Gegensatz eines frommen, volkbeglückenden Königs mit dem Eroberer durch. Aber auch seinen beiden Gönnern am dänischen Hofe, dem Minister Baron Bernstorff und dem Oberhofmarschall Grafen Moltke, wollte er eine Huldigung entgegenbringen, und so dichtete er auf der Reise, zwischen Schaffhausen und der schwäbischen Grenze, jene Ode an Bernstorff und Moltke, deren Gegenstand aber ebenfalls ihr König ist [2]).

War schon bei dem Eroberer der Königsode vielleicht im Stillen an Friedrich II. von Preußen gedacht, so wird dieser hier namentlich und ausdrücklich, doch diesmal nicht in jener, sondern in religiöser Hinsicht, mit Friedrich V. von Dänemark in Gegensatz gestellt. Der Dichter darf diesen offen loben, da er jenen ebenso offen tadelt. Zwar thut er auch dies in einer für den Getadelten ehrenvollen Weise, durch die Wendung, daß für den Sieger bei Sor (30. Sept. 1745) der abtrünnige Julian als Vorbild zu gering, und Friedrich vielmehr werth sei, ein Christ zu sein. Aber daß er es in der That werde, wagt der Dichter nicht zu hoffen, nach einem Vorgang, der von seiner Verhärtung gegen den Glauben ein erschreckendes Zeugniß ablegt. Klopstock

1) Friedrich V., WW. IV., S. 64 f. Vgl. Cramer, Er und über ihn, II., S. 390 ff.

2) Friedrich V. An Bernstorff und Moltke, WW. IV., S. 66 f.

spielt hiebei auf eine Anekdote an, die damals in aller Munde war. Einer der liebsten Gesellschafter Friedrichs in seinen ersten Regierungsjahren war der ehemalige Geistliche Jordan, der aber damals ganz die Voltaire'schen Gesinnungen seines Gebieters theilte. Als er im Jahr 1745 tödtlich erkrankte, wandte er sich zum Glauben zurück und beschwor seinen königlichen Freund, ein Gleiches zu thun. So gerührt nun dieser am Sterbebette des Freundes stand, so entlockte ihm doch jene Mahnung nur ein spöttisches: il radote déjà. Wer richtiger urtheilte, der Dichter, der in einer solchen Bekehrung auf dem Todbette einen Beweis für die Wahrheit des Christenthums, oder der König, der nur einen Beweis für die Schwäche des Bekehrten darin sah, haben wir hier nicht auszumachen: gewiß ist, daß ein Zug dieser Art zwischen dem Messiassänger und dem großen König eine schwer auszufüllende Kluft befestigte. Eroberer; Freigeist: es durfte nur noch, was damals noch nicht so feststand, der beharrliche Verächter der deutschen Literatur hinzukommen, so war Friedrich II. bei Klopstock für immer ausgethan.

Obwohl sein Ziel Kopenhagen war, wollte Klopstock doch vorher noch in Deutschland seine Eltern und seine Freunde sehen. Nach Cramer wäre er über Leipzig und Halle gereist. Daß er von der geraden Straße, die ihn durch Erfurt geführt haben würde, in östlicher Richtung abbog, wissen wir von ihm selbst. Das ganze Halbjahr über, das er in der Schweiz zubrachte, hatte er aus Langensalza keine Briefe bekommen; weder Fanny noch ihr Bruder hatten ihm auf die seinigen geantwortet. Nun war zwar unter den Zerstreuungen seines Züricher Lebens seine Liebe „in versteckte Winkel seines Herzens entflohen"; aber mit seiner Annäherung an die Heimath war sie „in sein ganzes Herz zurückgekommen [1])". In dieser Stimmung und in solcher Ungewißheit nach Langensalza zu gehen, war ihm unmöglich; ja selbst Erfurt wiederzusehen, wo er einigemale mit Fanny glücklich gewesen, getraute er sich nicht, und bestach daher den Postmeister (vermuthlich in Arnstadt), ihn wider die vorgeschriebene Regel in dunkler Mitternacht sechs Meilen weit nach Weimar zu fahren [2]).

---

1) Klopstock an Gleim, Quedlinburg, 16. März 1751. Bei Klamer Schmidt I., S. 219.

2) Klopstock an Schmidt, 20. Juli 1751, a. a. O. S. 273.

Am 6. März war er in Quedlinburg. „Guten Morgen, liebster Gleim!“ schrieb er alsbald an diesen; „hier bin ich. Kommen Sie ja bald zu mir, zu Ihrem Klopstock.“ Und in bester Laune fügt Klopstock der Vater in einer Nachschrift bei, daß er den werthesten Freund trotz aller Abhaltungen, die möglich sein könnten, auf morgen Mittag unfehlbar erwarte. Allein, ein in dem Gleim'schen Briefwechsel oft beklagtes Hinderniß seines freundschaftlichen Verkehrs: es war Generalkapitel, und da konnte der Domsecretarius nicht abkommen [1]).

Den alten Klopstock hatte die nun wirklich zu Stande gekommene Berufung seines Sohnes nach Kopenhagen hoch erfreut. „Mein lieber Friedrich“, hatte er auf die Nachricht davon an Gleim geschrieben, „soll hingehen, wohin ihn der Ruf Gottes zieht. Nicht, daß mir seine Entfernung wenig kostete; auch nicht, daß ich sein erstes Glück durch das Vergrößerungsglas unmäßig betrachten wollte; sondern die Worte (des Königs): „in der Absicht, Ihr Wohlgefallen zu bezeigen“, haben mich vorzüglich gerührt. Wer hat solch Wohlgefallen, mit allen aufrichtigen Bemühungen, im Nordwesten“ (Hannover-England) „erwecken können? Das Volk des Gesanges lebt ja nicht von der heitern Luft. Mein Sohn hat noch gar schwere Materien in seinem Werke zurück, und er muß in Zukunft entweder sein Gewissen verleugnen, oder frei, öffentlich, ohne Menschenfurcht mit vollem Nachdrucke und aller Deutlichkeit sagen: wie entsetzlich groß das Verbrechen sei, den absolut nothwendigen Mittler nicht ehren und verstehen zu wollen; wie die Verächter auch mit aller Widerspenstigkeit gar nichts ausrichten können, vielmehr sich mit Beben und Zittern vor ihm in den Staub hinbeugen werden und sollen“ [2]).

In der Vaterstadt hatte Klopstock außer den Eltern und Geschwistern seinen theuren J. A. Cramer mit dessen junger Frau gefunden, der kurz nach seinem Abgang in die Schweiz von der Crellwitzer Dorfpfarre als abteilicher Hofprediger nach Quedlinburg berufen worden war. Nun war endlich auch ein Brief von Schmidt eingelaufen, und Klopstock hatte bereits im Sinn,

---

1) Klopstock an Gleim und Gleim an Klopstock vom 6. u. 7. März 1751, bei Klamer Schmidt, I., S. 214 ff.

2) An Gleim, 6. Sept. 1750. Bei Klamer Schmidt, I., S. 123 ff.

in Gleims Gesellschaft, wenn dessen Amtsgeschäfte beendigt wären, nach Langensalza zu reisen: als ein Schreiben von Bernstorff, der ihn schon in Hannover glaubte, dringend zum Aufbruch mahnte. Vergebens suchte Gleim, der des Heimgekehrten noch gar nicht hatte froh werden können, ihn zu längerem Bleiben zu vermögen. „Wenn Sie mich lieb haben", schrieb ihm Klopstock zurück, „so bitten Sie mich nicht mehr, zu bleiben. Zerreißen Sie mein Herz nicht so sehr! Ich kann ihre beinah unüberwindlichen Bitten nicht mehr aushalten. Ich muß reisen" [1]). Seine in ihrer ganzen Stärke wiedererwachte Liebe und die nach einem vorübergehenden Hoffnungsschimmer auf's Neue getrübten Aussichten derselben waren es, was ihn so aufregte. „Ich habe vor Kurzem traurige Briefe nach Langensalza fortgeschickt", schrieb er an Gleim. Doch versprach er ihm, auf der Durchreise noch einen Tag, von Morgens 9 bis Nachts 12 Uhr, bei ihm zu verleben.

Beim Abschied von den Seinigen ereignete sich etwas, das Klopstocks Gemüth auf's Tiefste ergriff. Die ihm wie wir wissen von Kindheit auf besonders werthe Großmutter, die er noch vor dreiviertel Jahren bei seiner Abreise nach der Schweiz frisch und munter verlassen, hatte er bei seiner Wiederkehr von da traurig verändert gefunden. Sie war mit einem Male altersschwach und stumpf geworden. Das Auge starr, die Stimme verfallen, saß sie im Stuhle, und nahm an dem Schicksal des Enkels, der ihr Liebling gewesen, keinen Antheil mehr. Wie die Stunde des Abschieds kam, wollte dieser nur mit dem gewöhnlichen Gruße, wie er täglich that, von ihr gehen: als mit der Alten plötzlich eine merkwürdige Veränderung vorging. In der Ahnung, daß es sich um einen letzten Abschied handle, erhob sie sich wie eine Seherin neubelebt von ihrem Stuhle, legte die Hand auf den Enkel, und segnete ihn mit einer Innigkeit, einer Begeisterung, die aus jener Stumpfheit heraus wie ein Wunder erscheinen mußte. Sechsundsiebenzig Jahre war der Dichter alt, als er diese ihm unvergeßliche Scene noch in einer ergreifenden Ode besang [2]).

---

1) Vom 20. und 21. März, bei Klamer Schmidt, I., S. 221 ff.

2) Der Segen. WW. V., S. 15 f. Vgl. Cramer, Er und über ihn, III., S. 4 f.

Unterwegs war der erste Aufenthalt bei Gleim in Halberstadt; ein zweiter in Braunschweig bei den alten Freunden am Carolinum, zu denen sich damals auch Giseke, als Führer etlicher junger Studirenden, gesellt hatte. Und hier und durch diesen spann sich jetzt, Anfangs lose und unscheinbar, ein Faden an, der bestimmt war, Klopstock aus seinen Herzensbedrängnissen herauszuziehen und seinem Leben einen neuen Anhaltspunkt zu gewähren [1]). Sein weiterer Weg mußte ihn durch Hamburg führen; dahin, sagte ihm der dort einheimische Giseke, habe er eine angenehme weibliche Adresse für ihn; mit einer solchen, wußte er wohl, war bei seinem Freunde jederzeit anzukommen. Das Mädchen sei genau vertraut mit seinem Messias, setzte er hinzu, und zeigte ihm etliche Briefe von ihr, die indeß, statt einfacher Bewunderung, allerhand Ausstellungen gegen das Gedicht enthielten. Daß Gieseke den Freund auf dieses Frauenzimmer aufmerksam machte, war nicht zufällig, sondern er war von ihr selbst darum gebeten worden.

Margareta Moller [2]), geboren in Hamburg am 16. März 1728, nicht ganz vier Jahre nach Klopstock, war die Tochter eines dortigen Kaufmanns, nach dessen frühem Tode sie gleichwohl von ihrer Mutter und ihrem Stiefvater eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Wohlbewandert in neueren Sprachen, vertraut mit der schönen Literatur, war sie, ein zart und fein organisirtes Wesen, selbst der Philosophie nicht fremd. Wie sie zuerst mit Klopstocks Messias bekannt ward, könnte man ein Epigramm des Zufalls nennen. Bei einer Freundin, die sie besucht, sieht sie Haarwickeln herumliegen, nimmt eine in die Hand, liest, was sie darauf gedruckt sieht, und fragt, was das sei? Dummes Zeug, war die Antwort, das Niemand verstehen kann. Sie aber meint

---

1) Die folgende Darstellung ist gezogen aus Klopstocks Briefen an Gleim, Kopenhagen, 1. und 24. Mai 1751, bei Klamer Schmidt, I., S. 235 und 254; Metas Brief an Richardson, Hamburg, 14. März 1758, in Klopstocks nachgel. Briefw., Leipzig 1821, I., S. 225; verglichen mit Cramer, Er ꝛc. III., S. 6 ff. und dem Artikel von F. A. Cropp, Margareta Klopstock, im Hamburgischen Schriftstellerlex. IV., S. 60 f.

2) Nach Cropps Urtheil, der es als Hamburger wissen kann, hätte der Name eigentlich Möller gelautet.

es zu verstehen; und nachdem sie sich nach dem Buche, dem es entnommen, näher erkundigt, läßt sie es, nach Hause zurückgekehrt, holen: es waren die Hefte der Bremischen Beiträge mit den drei ersten Gesängen des Messias. Sie las, und las die Nacht hindurch, so ergriff sie das Gedicht. Am andern Tage fragte sie den damals in Hamburg befindlichen Giseke um den Verfasser, und da war es, wo sie zum erstenmale den Namen Klopstock hörte. Ihn zu sehen, hatte sie keine Aussicht, bis sie auf einmal jetzt vernahm, er werde auf der Reise nach Kopenhagen durch Hamburg kommen. Nun schrieb sie an Giseke nach Braunschweig, er möchte einleiten, daß sie bei dieser Gelegenheit den Dichter des Messias zu sehen bekomme.

Klopstock kam nach Hamburg; aber wessen Bekanntschaft ihm hier vor Allem anlag, war nicht die Mollerin, sondern der von ihm so hochgeschätzte, schön besungene, aber noch nie gesehene Hagedorn. Zufällig traf er ihn nicht, und wie man eine leere Zeit auszufüllen sucht, holt er seine Damenadresse hervor, und schickt hin, sich anmelden zu lassen. Margareta war mit ihrer Schwester gerade am Wäsche-Einschlagen. Da können wir ja nicht, meinte die Schwester. Warum nicht? rief Margareta, man räumt die Wäsche in die Kammer, und Klopstock soll kommen, je eher, je lieber. Er kam; es war der 4. April 1751; Margareta hat den Tag genau behalten. Sie unterhielten sich zwei Stunden; dann mußte Klopstock in eine Gesellschaft. Aber er kam am andern Tage wieder, kam am dritten; leider mußte er am vierten schon kommen, um Abschied zu nehmen. Einmal war er auch mit Hagedorn und anderen Befreundeten bei Margaretas Eltern zu Tische geladen; daß er sich dabei mehr mit dem Mädchen als mit Vater Hagedorn unterhielt, schien dieser nicht undeutlich gut zu heißen. Im Gespräch mit ihr zerbröckelte er den Teller voll Zuckerwerk, der vor ihm stand: sie hob die zerkrümelten Makronen wie Reliquien auf.

Margareta hatte sich den heiligen Sänger nicht als diesen liebenswürdigen Jüngling gedacht; sie meinte nachher, was sie für ihn empfand, sei schon damals Liebe gewesen, wenn sie es auch für bloße Freundschaft gehalten habe. Auch Klopstock fand sich von ihr in hohem Grade angezogen. Er berichtete nachher an Gleim, daß er bei ihr die meiste Zeit, die er in Hamburg

gewesen, und zum guten Theil allein, zugebracht habe. „Dieses Mädchen", setzt er hinzu, „ist im eigentlichsten Verstande so liebenswürdig und so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist." Aber eben dieser Name, eben diese vor Kurzem mit frischer Gewalt in ihm erwachte Leidenschaft für Fanny, stand vorerst noch jeder tiefern Neigung zu einer Andern im Wege. Da Alle, die sich für den Sänger des Messias interessirten, auch von seinem Liebesunglück wußten, und die dadurch veranlaßten Oden wenn auch nur aus Abschriften kannten, so bildete sein Verhältniß zu Fanny auch in seinen Unterhaltungen mit Margareta einen Hauptgegenstand. „Ich habe ihr", schrieb er, „viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie mich manchmal unterbrach, wie sie weinte, und — wie sehr sie meine Freundin geworden ist!" Aber dabei blieb es vorerst; obgleich ein Briefwechsel verabredet und so eifrig ins Werk gesetzt wurde, daß, ehe Klopstock über die Belte war, er schon dreimal unterwegs an Margareta geschrieben hatte. Aber zugleich schrieb er auch noch an Fanny, die er vergebens gebeten hatte, ihn einen Brief bei Hagedorn finden zu lassen; schrieb er an Gleim die Bitte, ihm doch recht bald von Fanny Nachricht zu geben.

Am Ostertag, den 11. April, schiffte der Dichter auf dem großen Belt, und fand es „recht schön, so mit vollen Segeln dahinzufahren." [1]) — —

---

1) Klopstock an Gleim, bei Klamer Schmidt, I., S. 229 f.

Beilage 1.

Zerstreute Bemerkungen über Klopstocks Messias.

Der Kern jeder tüchtigen Beurtheilung der Messiade ist, von Herder und Schiller bis auf Gervinus und Vischer, neben dem Tadel des transscendenten Gegenstandes und seiner dogmatischen Behandlung, der Satz gewesen, daß das Gedicht statt des epischen vielmehr einen lyrischen Charakter trage. Darauf laufen auch die folgenden Bemerkungen hinaus; die sich aber, um nicht oft Gesagtes und besser Gesagtes zu wiederholen, auf ein paar formelle Punkte beschränken.

Man braucht nur wenige Seiten in dem Klopstock'schen Epos gelesen zu haben, um zu empfinden, wie hier, statt der kühlen Gelassenheit Homers, durchaus eine gesteigerte, pathetisch erhitzte Stimmung herrscht. Nicht nur den Personen des Gedichts, sondern auch dem Dichter selbst geht vor Theilnahme an dem, was er zu berichten, vor Anbetung für das, was er zu verkünden hat, alle Augenblicke der Athem aus, und er sucht sich durch Ausrufungen und Pausen zu helfen. Seinem dogmatisch-sentimentalen Pathos thut kein Wort genug; daher die Häufung von Adjectiven und Adverbien. Daher zum Theil auch die zahlreichen Vergleichungen, die, meistens grasser oder empfindsamer Art und breit ausgeführt, so oft den ohnehin lockeren Zusammenhang der Erzählung unterbrechen. Diese Gleichnisse im Messias sind ihrer Zeit gepriesen worden: in vielen Fällen ist ihr Eintreten nur eine Nothhülfe; sie decken die Unfähigkeit oder Abneigung des Dichters, eine Sache an sich selbst in schlichter Erzählung darzustellen.

Bezeichnend für den Charakter des Klopstock'schen Epos sind auch die häufigen Dialoge oder Duette mit einfach vorangestellten Namen der redenden Personen, wie im Drama oder der Ekloge.

Homer's biederes: *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη*, oder *Τὸν δ' αὖτε προσέειπε*, in seiner unverdrossenen Wiederholung, ist der aufgeregten Stimmung des Messiasdichters viel zu umständlich.

Von einem abgebrochenen Vers im 5. Gesang des Messias, wo es von dem über die Sünden des Menschengeschlechts zürnenden Gotte hieß:

> . . . . er hielt den tieferzitternden Erdkreis,
> Daß er nicht vor ihm verging —

von diesem Verse hat der einundzwanzigjährige Lessing gesagt, wenn alle die halben Verse bei Virgil von derselben Beschaffenheit wären, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf's Gerathewohl auszufüllen. (In einer Anzeige des ersten Theils der Messiade, vom Jahre 1751. Jetzt in Lessings Werken, Ausg. von Lachmann und Maltzan. 1857, III., S. 216.) Klopstock muß sich bei diesem Lobe nicht beruhigt haben, denn er hat später den Vers ausgefüllt (WW. I., S. 176); und wir würden sagen, er habe dadurch eine reifere Einsicht an den Tag gelegt, als sein jugendlicher Beurtheiler, wenn er nicht anderswo, freilich bei der Hauptkatastrophe, dem Tode Jesu (am Ende des 10. Gesanges), doch sich desselben Kunstgriffs bedient hätte. Es ist aber ein solcher, der, wie er bei Homer nicht vorkommt, ja bei ihm geradezu undenkbar, bei Virgil aber kein Kunstgriff, sondern Mangel der letzten überarbeitenden Hand ist, so dem Wesen des Epos schnurstracks zuwiderläuft. In den Reden des Drama, im Munde der in ihren Leidenschaften und Leiden ganz aufgehenden Personen desselben, kann ein abgebrochener oder verkürzter Vers manchmal am Orte sein: der Epiker, der über den Ereignissen steht, mag vom Untergang der Welt zu berichten haben, er darf sich dadurch nicht aus seinem epischen Takte bringen lassen.

Hat sich nun auch Klopstock diese äußerste Licenz, für die er sich auf Virgils Vorgang nicht berufen konnte, nur für einen äußersten Fall vorbehalten: so hat er eine andere, die er öfter bei Homer als bei Virgil fand, sich um so ausgiebiger zu Nutze gemacht. Ich meine den Spondäus, oder, was er an dessen Stelle zu setzen sich erlaubte, den Trochäus, statt des Dactylus im vorletzten Fuße des Hexameters.

Zwar das Zahlverhältniß wird ungefähr das gleiche sein wie bei Homer, daß durchschnittlich etwa unter achtzehn Versen einer mit solchem Ausgang ist. Aber bei Homer gehört dieß zu der anmuthigen Sorglosigkeit seiner Rede, es ist gleichsam ein Naturspiel, wie man unter den Maiskolben, die unsre Landleute um ihre Häuser zu hängen pflegen, zwischen den gelben immer auch etliche rothe sieht. Daß dieser Versschluß etwas Besonderes zu bedeuten habe, kann man kaum annehmen, wenn man ihn so oft durch ganz gleichgültige Worte, wie *ἀνθρώποισι*, *ἀλλήλοισι*, *ὑλήεντι*, *νοστήσαντα*, *ἐσθῆτός τε*, *λιπαρὰ κρήδεμνα*, *ὄφρ' εὖ εἰδῶ*, *μυθήσασθαι*, *ἱλάσκεσθαι*, oder durch Namen wie *Ἀπόλλωνος*, *Αἰγίσθοιο*, *Ἀτρείδαο*, *Ἀργειφόντην*, *Οὐλύμποιο*, gebildet sieht. Es sind nur einzelne Fälle, wo man an eine solche Bedeutung denken könnte, wie bei dem *ποιπνύοντα*, Il. A., v. 600, bei der *θάλασσα ἠχήεσσα*, etwa auch bei dem in Anreden an Zeus so oft vorkommenden *ὕπατε κρειόντων*. Aber auch da muß man wieder zweifelhaft werden, wenn man findet, wie die berühmte Erzählung von dem allmächtigen Kopfnicken des Zeus, Il. A., v. 524—30, in ganz gewöhnlichen Hexametern vorgetragen ist. Selbst bei Virgil, dem doch eine Berechnung dieser Art eher zuzutrauen wäre, ist nicht wohl einzusehen, was er mit seinem Dardanio Anchisae, seinem Neptuno Aegaeo, Oriona, antennarum, Besonderes gewollt haben sollte; nur etwa bei den Penatibus et magnis Dis, Aen. III., v. 12, könnte man einen besondern Nachdruck, bei dem Phrygia agmina circumspexit, II, v. 68, eine Nachahmung des ängstlichen Umherschauens vermuthen.

Auch bei Klopstock, daran ist nicht zu zweifeln, sind die spondäisch-trochäischen Versausgänge nicht immer gesucht, sondern oft nur so, wie Wortstellung und Sprache sie an die Hand gaben, von dem Dichter angenommen. Wenn ihm Worte wie „Morgenröthe, meine Seele, Hoherpriester, Harfenspieler, Schädelstätte“, gegen den Schluß eines Verses in den Wurf kamen, glaubte er so wenig wie Homer sie von der Hand weisen zu müssen. Um so weniger allerdings, wenn es bedeutsame Worte waren. Der „Hohepriester“, von dem er spricht, ist ja der ewige, ist Christus: dieser Gedanke, das Mysterium, daß der Gottmensch zugleich Priester und Opfer, sein einmaliges Sterben die ewige Sühne für die Sünden einer ganzen Welt ist, — mit einem so inhalt-

schweren Gedanken belastet, kann der Vers unmöglich dactylisch zu Ende hüpfen, das Gewicht des Gedankens muß sich in dem schweren Spondäenschritt ausdrücken, mit dem er an seinen Schluß gelangt. Ebenso ist es mit der „Schädelstätte", dem „Todeshügel" und „Todesschweiße", dem „Gottversöhner", dem „Unerschaffnen", der „Auferstehung", den „Auserwählten", dem „Sonnenmeere"; ebenso wenn Engel oder Menschen „sich niederlegen", „vor Ihm anbeten", oder „still anbeten"; wenn es sich darum handelt, Seelen „vor Gott zu führen", oder am Kreuze den Erlöser zu zeigen, „schöner in seinem Blute". Und diese Fälle bilden nun freilich bei Klopstock die weit überwiegende Mehrheit. Wenn man bei Homer zweifeln kann, ob er auch nur in einzelnen Fällen in diesem Versausgang etwas gesucht habe, so kann bei Klopstock kein Zweifel sein, daß er fast immer etwas, und zwar recht viel, darin gesucht hat.

Recht viel; das gibt einen weitern Unterschied von Homer Wenn je Homer zuweilen mit derlei Versen etwas wollte, so wollte er damit malen: die humpelnde Emsigkeit des Hephästos als Göttermundschenken, das tosende, brandende Meer u. dgl. Bisweilen will das Klopstock auch: wenn er die „Abenddämmrung", wenn er „Donnerwetter" zu Versausgängen macht, so will er dort die sanfte Ruhe des sinkenden Tags, hier die Schwere des Gewitters zur Anschauung bringen. Aber mit seinem „Unerschaffnen", seinem „Todesschweiße", oder wenn er seinen Gott Vater sprechen läßt: „ich sage: Ich bin"; seinen Messias: „in deine Hände befehl' ich meine Seele!" und gleichermaßen als Hexameterschluß: „es ist vollendet!" so will er damit mehr. Er will nicht blos wie Homer einen Sinneseindruck, er will einen Gemüthseindruck, und zwar einen solchen wiedergeben, der so überschwenglich ist, daß er sich nicht in Worten aussprechen, sondern nur etwa im Versrhythmus, gleichsam musikalisch, durch ein ritardando andeuten läßt. Ein Theil dieses beabsichtigten Ausdrucks wird ihm freilich unter der Hand zunichte in Folge der Freiheit, die er sich nimmt, im Hexameter nicht blos, sondern auch in andern den Alten nachgeahmten Versmaßen, statt des Spondäus beliebig den Trochäus zu setzen. Auch wir halten, mit Voß und gegen Platen, die völlige Ausschließung des Trochäus aus den fünf ersten Füßen des deutschen Hexameters durch

den Zwang, den sie auferlegt, die Künstelei, zu der sie nöthigt, für allzu theuer erkauft; wenn wir auch nicht im Stande sind, mit Klopstocks deutschem Sprachpatriotismus in solcher Noth eine Tugend zu sehen. Aber wenn durch die Entfernung des Dactylus aus dem vorletzten Fuße dem Verse Gewicht gegeben werden soll, so muß es auch wirklich der vollwichtige Spondäus sein, der an die Stelle tritt; geschweige, daß noch außerdem durch das Zusammenfallen des Wortfußes mit dem trochäischen Versfuße, wie wir das bei Klopstock so oft finden („diesem Tode“; „meine Seele“; „Gottes Anschau'n“ u. dgl.) dem Versausgang alle Kraft genommen werden dürfte.

Doch wie dem auch sei, Klopstocks Absicht dabei bleibt dieselbe; für ihn sind die Spondäen oder Trochäen im fünften Fuße seiner Hexameter gleichsam die Thränen, die er während des Schreibens an seinem Messias geweint, die Seufzer, die ihm über der Beschäftigung mit seinem heiligen Gegenstand aufgestiegen sind. Aber während ein flüchtiger Zug von Malerei dem Epiker, wenn er ihn mehr gelegentlich mitnimmt, als kleinlich sucht, wohl ansteht: fällt er mit jenem überschwenglichen Gefühlswesen und seinem metrischen Ausdruck aus dem epischen Ton, und zeigt sich als Lyriker; was freilich in Bezug auf Klopstock seit Herders dahin lautendem Urtheil vom Jahr 1774 (in einem Brief an Hamann, in dessen Schriften, V, S. 107) kein Geheimniß mehr ist. Wie es gleichwohl gekommen, daß Klopstock weit weniger durch seine lyrischen Gedichte, die doch an und für sich genommen von ungleich höherem Werthe sind, als durch sein in jeder Hinsicht so mangelhaftes Epos, der Neubegründer der deutschen Dichtkunst geworden, wäre einer eigenen Untersuchung werth, für die aber hier nicht die Stelle ist.

Beilage 2.

Ueber das Metrische in Klopstocks Oden.

I. Wenn wir Klopstocks Verfahren in dieser Hinsicht durch die lange Zeit seines dichterischen Schaffens hindurch verfolgen, so sehen wir dasselbe gleichsam eine Wurflinie beschreiben: von der Freiheit, die er den üblichen Reimversen gegenüber in den Versmaßen der Alten fand, strebt er zu immer größerer Ungebundenheit fort, bis er zuletzt sich wieder mäßigt, und sich wenigstens zuweilen an der anfänglichen Freiheit genügen läßt.

1) Vom Jahr 1747, in welches seine ersten uns aufbehaltenen lyrischen Gedichte fallen, bis zum Jahr 1751 (in der Ausgabe der Klopstock'schen Werke, Leipzig 1854, fehlt im Register zum vierten Bande S. VI. über der Ode: Friedrich V. an B. u. M., die Jahrszahl 1751) haben sämmtliche Oden (mit Ausnahme der auf Heinrich den Vogler, die ein englisch-deutsches Maß, nur ohne Reime hat) Horazische oder elegische Versmaße.

2) 1752 und 1753 wiegen auch noch die Horazischen Maße vor; doch finden sich bereits (neben zwei, nur reimlos gehaltenen, deutschen Liedermaßen, in: Die Königin Luise, S. 77 der genannten Ausgabe, und: Das Rosenband, S. 90) zwei Stücke, die aus zwei hendekasyllabischen, einer pherekratischen und einer halben Pentameterzeile zusammengesetzt sind (Hermann und Thusnelda, S. 82, und: An Sie, S. 91); ferner ein Stück, zusammengesetzt aus der ersten Zeile des alcäischen, einer selbstgebildeten, einer pherekratischen und einer halben Pentameterzeile (Gegenwart der Abwesenden, S. 99); endlich eines, zusammengesetzt aus zwei hendekasyllabischen, einer pherekratischen und einer um einen Fuß verlängerten halben Pentameterzeile (Für den König S. 101).

3) 1754—60. Nachdem bisher Alles in feste zwei- bis vierzeilige Maße gefaßt war, worin jede Strophe genau der andern glich, kommt nun eine Reihe ganz frei gemessener Oden, welche in den frühern Drucken (sowohl Einzeldrucken als noch in der Sammlung der Landgräfin von Hessen, Darmstadt 1771) in ungleiche längere oder kürzere Absätze, nach Maßgabe der Gedankenabschnitte, zerfielen, und erst in der von Klopstock selbst veranstalteten Gesammtausgabe, Hamburg 1771, vierzeilig, doch ohne alle Gleichheit des Metrums der einzelnen Strophen, abgetheilt worden sind (Die Genesung, S. 104. Dem Allgegenwärtigen, S. 105. Das Anschauen Gottes, S. 112. Die Frühlingsfeier, S. 116. Der Erbarmer, S. 121. Die Glückseligkeit Aller, S. 123. Das neue Jahrhundert, S. 134. Nur die Genesung des Königs, S. 126, hat ein festes fünfzeiliges Schema).

4) Von 1764 bis zu Klopstocks Ende (die Jahre 1761—63 sind durch keine Oden bezeichnet) wechseln dann selbstgebildete feste mit gänzlich freien Versmaßen, zwischen die jedoch zuweilen wieder ein Horazisches oder elegisches, oder auch deutsch-jambisches, nur reimlos gehaltenes Versmaß tritt.

II. Unter diesen verschiedenen Versmaßen verhält sich nun Klopstock

A. zu den antiken so, daß er, einzelne Unvollkommenheiten seiner Prosodie und Metrik abgerechnet,

a. unverändert läßt

1) die alcäische Strophe;

2) die dritte asklepiadische (die vierzeilige asklepiadisch-pherekratisch-glykonische) Strophe;

3) von den mit dem Hexameter gebildeten Zweizeilen diejenige, in welcher zum Hexameter noch ein daktylischer Tetrameter hinzutritt.

b. Veränderungen dagegen erlaubt er sich

1) in dem gewöhnlich sogenannten Distichon, indem er im ersten Fuße der zweiten Pentameterhälfte häufig den Spondäus (oder Trochäus) statt des Daktylus gebraucht, und in dieser Hinkform wohl gar noch einen besonderen Nachdruck sucht. Ebenso verfährt er

2) mit dem zum Hexameter gefügten halben Pentameter (dem sog. kleineren archilochischen Vers), den er wohl auch bald

um einen Fuß verkürzt, bald um einen solchen, selbst mit Vorschlag, verlängert, ja in derselben Ode in allen drei Gestalten gebraucht.

3) Das aus einer glykonischen und einer asklepiadischen Zeile bestehende Distichon gebraucht Klopstock erstlich mit der Umstellung, daß er, dem Horazischen Gebrauch entgegen, die längere asklepiadische Zeile der kürzeren glykonischen voranstellt; zweitens mit dem Fehler, daß er im ersten Fuß beider Zeilen statt des Spondäus (beziehungsweise Trochäus) auch den Dactylus sich erlaubt, was die Basis des Verses unangenehm lockert.

4) Eine sehr mißverständliche Veränderung bringt Klopstock an der sapphischen Strophe an. Während hier auf der Gleichheit der drei ersten Zeilen die sanfte Schwellung beruht, die sich dann in der vierten adonischen Schlußzeile löst, gestaltet Klopstock, um der vermeintlichen Einförmigkeit zu begegnen, die Sache so, daß er in den drei ersten den Dactylus zeilenweise um eine Stelle verschiebt. Während derselbe bei den griechischen und römischen Dichtern durchaus im dritten Fuße steht, stellt ihn Klopstock in der ersten Zeile in den ersten, in der zweiten in den zweiten, und erst in der dritten in den dritten Fuß. Hölty und andere deutsche Dichter sind ihm hierin gefolgt; Herder stellte den Dactylus am liebsten durchaus in den zweiten Fuß, wie im Hendekasyllabus; bei Hölderlin findet sich das ganz Grillenhafte, daß der Dactylus, nachdem er in der ersten Zeile an erster, in der zweiten an zweiter Stelle gestanden in der dritten Zeile die dritte Stelle überspringt und an der vierten erscheint. (Hölderlin hat zwar nur Eine sapphische Ode: Unter den Alpen, gesungen; in dieser aber sind alle sieben Strophen so gemessen.) Daß hingegen Klopstock hinsichtlich des Spondäus im zweiten Fuße der drei ersten Zeilen dieser Strophe sich nicht, wie später Voß und Platen, an Horaz hielt, der denselben sich hier zur Regel machte, sondern an Sappho, die ihn (wie auch unter den Römern noch Catull) beliebig mit dem Trochäus wechseln ließ, darin hat er ebenso im Geist unsrer Sprache gehandelt, wie der römische Dichter mit seinem obligaten Spondäus in dem der seinigen.

B. Die von Klopstock selbst gebildeten Maße bestehen

1) zum einen Theil in zwei-, vier-, selten drei- oder fünfzeiligen fest gemessenen und sich regelmäßig wiederholenden Strophen. Unter diesen bilden diejenigen gewissermaßen den Ueber-

gang von den antiken Versmaßen zu den selbstgemachten, in welchen alle oder die meisten Zeilen antik, und nur deren Zusammenstellung von Klopstock ist; wovon oben unter I., 2, Beispiele angeführt worden sind. Andere dergleichen Strophen jedoch hat er durchaus, in allen Zeilen, selbst gebildet, und nur nachträglich, wie er versichert, mit theilweise ähnlichen Sophokleischen Chorversen verglichen. (S. den Brief an Ebert, aus dem Jahr 1764, in Westermanns illustr. Monatheften, 1857, II., S. 211.)

2) Das Andere sind ganz ungebundene, sich nicht strophenweise wiederholende Maße. Diese hatten, wie schon bemerkt, ursprünglich auch keine Strophen von bestimmter Zeilenzahl, sondern die letztere bestimmte sich nach dem Sinn, und stieg von zwei, drei bis auf zehn und mehr Zeilen auf. Erst später wurden auch diese Oden fast durchaus in gleiche Strophen, meistens von vier Zeilen, abgetheilt: wobei durch die nothwendige Verlängerung mancher Zeilen die Maße entstellt wurden; während es, da ja das Maß sich doch nicht wiederholte, ohne alle Bedeutung war.

III. Schon Herder hat geurtheilt, wenn man in Klopstocks Oden von den selbstgemachten Versmaßen zu einem der rein antiken komme, so sei es, als ob man aus den dunklen Labyrinthen eines gothischen Gewölbs in einen heitern griechischen Tempel träte. Er hat die Möglichkeit bezweifelt, zu den von den Griechen gegebenen lyrischen Maßen in's Unendliche fort neue zu erfinden; während er auch unter jenen für die verwickeltern unser deutsches Ohr (wie schon das römische) „zu kurz“ fand. (In einer Recension von Klopstocks Oden, WW. zur schönen Literatur und Kunst, XIII., S. 342.) In der That, da alle diese Versarten ursprünglich nicht dem Genius unsrer, sondern der griechischen Sprache entstammen, so folgt augenscheinlich, daß unsre Sprache in Bezug auf dieselben sich nur nachbildend, niemals neubildend oder schöpferisch verhalten kann. Und auch jenes nur bis zu einer bestimmten Grenze: so weit nämlich die metrische Bildsamkeit unsrer Sprache, oder subjectiv ausgedrückt, die Fassungskraft unsres Ohres reicht.

Goethe und Schiller haben sich, außer dem einfachen Hexameter und Distichon, die sie als bereits eingebürgert betrachten durften, und dem leicht lesbaren Trimeter, der antiken Metra

enthalten. Herder, Voß, in neuerer Zeit Platen, sind mit Klopstock weiter gegangen, haben die Horazischen und Catullischen Versarten in den Bereich der Nachbildung gezogen, sich auch an selbstgebildeten Maßen, Platen sogar über Klopstock hinaus, im Wettstreit mit Pindar, an längeren wiederkehrenden Strophen versucht. Ich glaube, Ersteres, die Nachbildung auch der alcäischen, sapphischen und ähnlicher griechisch-römischer Maße, war erlaubt und recht; die Bildung eigener zwei-, drei- und vierzeiliger Strophen bedenklich; das Unternehmen, pindarische Formen in die deutsche Dichtung einzuführen, entschieden verfehlt. Goethe, wenn ihm einmal für den Schwung einer dithyrambischen Stimmung die gewöhnlichen Maße zu eng waren, hat vorgezogen, wie Klopstock bisweilen that, ganz freie, nicht wiederkehrende Rhythmen rein nach dem Ohr zu bilden, wobei er sich auch der zwecklosen Abtheilung in gleiche Strophen, wie sie Klopstock später beliebte, enthielt. Und der Meister wird, wie sonst, so auch hier das Rechte getroffen haben.

Ich stelle getrost den Satz auf, daß jedes Versmaß dessen Schema dem Gedicht vorgedruckt werden muß, um von dem Leser gefunden zu werden, im Deutschen (von Uebersetzungen ist natürlich nicht die Rede) nichts taugt.

Mein Beweis ist der. Ein Gedicht wird nur dann recht genossen, wenn Inhalt und Form, Gedanke und Versmaß, mit und in einander aufgefaßt werden. Das ist aber bei Gedichten jener Art nicht möglich. Entweder achtet man auf das Versmaß, und verliert den Sinn; oder man achtet auf den Sinn, dann entgeht einem das Versmaß. Beides in einander kann man nur dann genießen, wenn das Versmaß von der Art ist, daß es, wenigstens dem gebildeten Ohre, sich leicht einprägt; daß ich es beim aufmerksamen Lesen der ersten Strophe von selbst finde, und beim Lesen der zweiten schon auswendig weiß. Und das wird über die gewöhnlichsten Horazisch-Catullischen Maße hinaus nicht leicht der Fall sein; auch bei Klopstocks und Platens selbsterfundenen Vierzeilen nicht, die das Natürliche und Einleuchtende jener alten Maße selten oder nie erreichen.

1859.

II.

Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden.

Der Kampf gegen die französische Fremdherrschaft, welcher vor bald 50 Jahren auf Deutschlands Schlachtfeldern ausgefochten wurde, war vor 100 Jahren auf dem Felde der Literatur begonnen worden. Und der Waffengang würde nicht so glücklich für uns abgelaufen sein, wenn nicht der Sieg im geistigen Befreiungskampfe vorangegangen wäre. Die Lorbeern unserer Feldherren sind Schößlinge der Lorbeern unserer Dichter gewesen. Denn woher konnte diesem zerhackten, gebundenen, verkommenen Körper, der im vorigen Jahrhundert das deutsche Volk vorstellte, die Besinnung auf seine Einheit, das Gefühl seiner Kraft, das Bewußtsein seines Geistes kommen, als aus seiner Sprache, seiner Literatur?

Von den politischen und Bildungs-Mittelpunkten Deutschlands war gerade der bedeutendste um die Mitte des Jahrhunderts durch Friedrich II. zum stärksten Posten der französischen Geistesoccupation gemacht worden, der es eben galt ein Ende zu machen. Es mußten sich also die hierauf gerichteten Bestrebungen nach einem andern Lagerplatze umsehen.

Daß zuletzt das kleine Weimar dieser Punkt geworden ist, wo die deutsche Literatur und Geistesbildung, gegenüber der französischen oder französirenden, ihr Lager aufschlug, ist bekannt. Aber verschiedene Versuche mit andern Orten waren vorangegangen. Gleich der Noahstaube hatte der deutsche Geist, ehe er in der von fremder Cultur überschwemmten Heimat wieder festen

Boden fand, mehrmals unverrichteter Dinge in die Arche zurückkehren müssen. Einmal wurden von Wien aus große Erwartungen erregt: aber es waren leere Worte gewesen. Auch an kleinern deutschen Höfen regte sich, zunächst neben der Herrschaft der französischen, das Interesse für die einheimische Literatur. Der Herzog von Braunschweig stellte mehrere der Männer, welche als Herausgeber der sogenannten Bremischen Beiträge an der Wiege der jungen deutschen Dichtung gestanden hatten, an seinem Carolinum an und erwies ihnen auch persönliche Gunst: Lessing freilich blieb unbeliebt auf der Seite stehen. Die Landgräfin Karoline von Darmstadt sammelte Klopstock's Oden: während ihr Gemahl das weltberühmte große Exercierhaus baute. Der Markgraf Karl Friedrich von Baden berief den Dichter des Messias zu sich: aber diesem gefiel es in die Länge nicht am Karlsruher Hofe.

Ueber diese Berufung Klopstocks, seinen Aufenhalt an und seinen Abgang von dem Hofe Karl Friedrichs, ist bis jetzt nur sehr wenig bekannt, selbst Irriges verbreitet. Uns setzen handschriftliche Quellen, durch wohlwollende Hand uns aufgeschlossen, in den Stand, den ersten urkundlichen Bericht darüber zu geben.

Karl Friedrich von Baden trat die Regierung an, als Klopstock noch auf der hohen Schule war (1746), und starb sechs Jahre nach Schillers Tode (1811); seine Regierungszeit erstreckte sich von dem Jahre nach Friedrichs zweitem schlesischen Kriege bis in die Vorbereitungen zu Napoleons Zug gegen Rußland hinein. Er war, als er Klopstock zu sich berief, noch ein kleiner Fürst. Und noch kleiner hatte er angefangen. Nur die eine Hälfte des altbadischen Landes, die Markgrafschaft Baden-Durlach, war ursprünglich sein Erbtheil gewesen: erst durch das Aussterben der Linie Baden-Baden im Jahre 1771 war ihm auch diese Hälfte zugefallen. Und doch betrug auch so sein Gebiet nur etwa ein Viertheil seines nachmaligen und des jetzigen Großherzogthums. Aber Karl Friedrich war recht eigentlich der Knecht, der im Geringen treu ist und darum über Vieles gesetzt wird. Ob das Scherzwort wirklich von ihm herrührt oder nicht, das er über sich und seinen Würtembergischen Nachbar, den wohlbekannten Herzog Karl, gesprochen haben soll: sie haben beide das gleiche Mißgeschick, sich vergeblich zu bemühen, er thue alles, sein Land

emporzubringen, der andere alles, das seinige zu Grunde zu richten, und keiner von beiden erreiche seinen Zweck: treffend ist es auf jeden Fall, mit Ausnahme des letzten Zusatzes in seiner Beziehung auf Baden; denn Karl Friedrich brachte es wirklich in Flor. Seine Verwaltung war eine wahre Musterwirthschaft. Das väterliche Regiment, dessen Name so oft mißbraucht wird, bei ihm war es eine Wahrheit, und zu seiner Zeit, d. h. vor der Krisis, die den Schluß des alten und den Anfang des neuen Jahrhunderts bezeichnet — und nur so lange konnte er sich als Regent selbstständig bewegen — war es auch noch am Platze. Wenn er heute lebte, würde ein Karl Friedrich am besten wissen, daß, erwachsene Söhne noch wie Kinder behandeln zu wollen, nichts weniger als väterlich wäre. Karl Friedrich hob die Leibeigenschaft in seinen Landen auf, gewährte Freizügigkeit, bemühte sich, die Landwirthschaft zu heben, ordnete den Staatshaushalt, sorgte für die Schulen, und in seinen Erlassen suchte er mit dem Befehl womöglich auch freundliche Belehrung seiner Unterthanen zu verbinden.

Bei seinen Bestrebungen, den Wohlstand seines Landes zu mehren, waren ihm die Schriften der französischen Physiokraten von besonderm Interesse. Auf einer Reise nach Paris im Jahre 1771 machte er die Bekanntschaft des Marquis von Mirabeau, des sogenannten ami des hommes, und Duponts. Der letztere hielt sich zwei Jahre später eine Zeit lang in Karlsruhe auf und wünschte dem Markgrafen zu seinem Geburtstag in einem Gedichte Glück. Darauf antwortete ihm Karl Friedrich in reimlosen deutschen Verszeilen unter anderm:

Wenn vaterländische Töne
Durch den Mund
Tugendhafter Fremdlinge erklingen,
Gefühl der Menschheit auszudrücken:
So freuet sich mein deutsches Herz.
Mit alten Bardenliedern
Sangen Tuiscon's Söhne
Von Freiheit, mit deutschem Blut
Zu theuer nicht erkauft u. s. w. [1])

---

1) S. von Drais, Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich, II. Bd., Beil. Nr. III., S. 7.

Sehen wir hieraus, daß der Markgraf mit Klopstocks Oden vertraut war, so wissen wir aus andern Proben, daß ihm die Entwickelung der deutschen Literatur, und Hand in Hand mit ihr der deutschen Nationalität, am Herzen lag. Noch später, zur Zeit des Fürstenbundes, trug er sich mit dem Gedanken, „durch eine nähere Verbindung der aufgeklärtesten Gelehrten Deutschlands unter den Auspicien der einzelnen Regenten auf den Gemeingeist ihrer Völker hinzuwirken", und Herder schrieb auf seine Veranlassung eine Denkschrift über die Errichtung eines patriotischen Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands [1]).

Als Herder im Sommer 1770 auf der Reise mit seinem holstein-eutinischen Prinzen in Karlsruhe war, konnte er bemerken, wie ihn der Markgraf in der Hofgesellschaft ordentlich aufsuchte, um sich mit ihm über die großen Angelegenheiten von Fortschritt und Menschenwohl zu besprechen. Er nennt den Markgrafen von Baden den ersten Fürsten, den er ganz ohne Fürstenmiene gefunden, den besten, der vielleicht in Deutschland lebe [2]).

Was aber insbesondere Klopstock betrifft, so war er dem Markgrafen nicht blos als vaterländischer, sondern auch als religiöser Dichter werth. Mit seiner praktischen Tüchtigkeit und Regsamkeit verband nämlich Karl Friedrich aufrichtige Frömmigkeit; ja selbst von einem schwärmerischen Anhauche war sein übrigens heller und gesunder Geist nicht ganz frei. Lavatern, der ihm seine Physiognomik zueignete, hat er zum Legationsrath ernannt, und Jung-Stilling ist der Freund seiner alten Tage gewesen. In den sechziger Jahren hatte der Markgraf den Lübecker Böckmann als Professer der Mathematik und Physik an das Karlsruher Gymnasium berufen, 1773 denselben zum Kirchenrath ernannt. Böckmann war ein guter Vorleser und ein Verehrer der Klopstock'schen Dichtung: er las dem Markgrafen bisweilen aus der Messiade vor, Gespräche über das Gedicht und den Dichter knüpften sich daran, und so kam es, daß Böckmann den Auftrag erhielt, Klopstock mit dem Charakter und Gehalt eines markgräflichen Hofraths nach Karlsruhe einzuladen. Es war im Sommer 1774.

Von 1751—70 hatte Klopstock bekanntlich in Kopenhagen

---

1) Herders Sämmtliche Werke, XXVIII., 503 ff.

2) S. Herders Lebensbild, III., 1, S. 75. 85.

mit einem Gehalte von 400 Thalern, den ihm der König Friedrich V. von Dänemark auf die Empfehlung seines Ministers Bernstorff ausgesetzt hatte, seit 1763 mit dem Titel eines Legationsraths, gelebt. Als im September 1770 das Ministerium Bernstorff durch Struensee gestürzt wurde, hatte sich der Dichter mit seinem gefallenen Gönner in Hamburg niedergelassen. Erst schien es, als sollte ihm sein Gehalt gestrichen werden; einen Abzug erlitt er schon länger, und sicher war er desselben für die Zukunft keineswegs. Die Aussichten nach Wien, die ihm eine Zeit lang so lockend erschienen waren, hatten sich zerschlagen. Der Versuch, den er so eben mit seiner Gelehrtenrepublik gemacht hatte, durch die Herausgabe künftiger Werke auf Subscription seine Existenz zu sichern, hatte Nachreden zur Folge gehabt, die eine Wiederholung desselben nicht räthlich machen. So kam ihm der Ruf nach Karlsruhe ganz erwünscht, und er bedingte sich in seiner Antwort an Böckmann nur aus, nicht gerade beständig daselbst sich aufhalten zu müssen. Darauf schrieb der Markgraf selbst an ihn, drückte seine Freude aus, ihn bald persönlich kennen zu lernen und „den Dichter der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande zu haben". Den „uneingeschränkten Aufenthalt" gesteht er ihm zu; „die Freiheit", schreibt er, „ist das edelste Recht des Menschen, und von den Wissenschaften ganz unzertrennlich" [1]).

Im September 1774 reiste nun Klopstock über Göttingen, wo er um Michaelis bei seinen begeisterten jungen Verehrern, den Mitgliedern des nachmals sogenannten Göttinger Dichterbundes, einsprach, über Kassel und Frankfurt, wo er das Goethe'sche Haus besuchte, seinem neuen Bestimmungsorte zu. Mittlerweile fertigte der Markgraf seine Bestallung als Hofrath, mit einer sehr anständigen Besoldung, aus. Als er angekommen war, wurden ihm die Reisekosten vergütet, und zu Weihnachten machte ihm der Fürst ein Fäßchen alten markgräfler Weines zum Geschenk [2]).

Auch persönlich wurde Klopstock von dem Markgrafen auf das freundlichste aufgenommen und behandelt. In Karlsruhe

1) Karlsruhe, den 3. August 1774. Abgedruckt in Schubarts Kronik, neuerlich auch in der Karlsruher Zeitung, Jahrgang 1844, Nr. 341, S. 1747.

2) Wir geben diese, dem badischen Landesarchiv entnommenen, bisher ungedruckten Erlasse, als Documente zur deutschen Literaturgeschichte, in den Beilagen.

wohnte er in dem Hause des Kirchenraths Böckmann; in Rastadt, wo der Hof sich zu Zeiten aufhielt, ward ihm ein Zimmer im Erdgeschosse des Schlosses selbst eingeräumt [1]). An beiden Orten besuchte ihn der Markgraf häufig auf seinem Zimmer und unterhielt sich stundenlang mit ihm, wobei der Dichter in Schlafrock und Nachtmütze bleiben und es sich in jeder Art bequem machen durfte. Seinen Tisch hatte er an der sogenannten Marschallstafel, und hier müssen wir eines Gerüchts erwähnen, das noch immer einiger Geltung genießt, obwohl es so, wie es gewöhnlich lautet, eine bloße Fabel ist. Es heißt nämlich, an die Marschallstafel sich gewiesen zu sehen, habe der Dichter des Messias so übel genommen, daß er sich gar nicht gesetzt, sondern mit einer Verbeugung wieder entfernt habe; ja auch sein unerwartet frühzeitiger und plötzlicher Aufbruch von Karlsruhe wird mit dem Verdruß hierüber in Verbindung gebracht [2]).

Dieses Gerücht zu widerlegen, hat, wie es scheint in den achtziger Jahren, ein Mann, der um die Zeit von Klopstocks Anwesenheit eine Stelle an dem markgräflichen Hofe bekleidete, und dessen Namen wir zwar kennen, aber zu nennen nicht ermächtigt sind, eine eigene Denkschrift aufgesetzt, die abschriftlich vor uns liegt. Er erzählt, wie er, mit Klopstock schon von einer frühern Begegnung in Braunschweig her bekannt, ihn am ersten Abend nach seiner Ankunft mit an die Marschallstafel genommen, neben sich gesetzt, und ihm über Personen und Gebräuche Auskunft gegeben habe. Auch in der Folge habe Klopstock stets ohne Arges an dieser Tafel gespeist, zu welcher außer dem Dichter und

---

1) „Klopstock logirte" (sind die Worte einer bald öfter anzuführenden Denkschrift über seinen Aufenthalt in Baden) „au rez de chaussée, linker Hand wenn man aufm inwendigen großen Schloßplatz steht; nahe bei ihm Hr. v. Edelsheim, die Hofdamen, und vornen hinaus andre Cavaliere. Ueber ihm gnädigste Herrschaften."

2) S. das Journal von und für Deutschland, 1785, XII., 498. 1786, V., 412; Th. Mundt, in Knebel's Leben, vor dessen literarischem Nachlaß und Briefwechsel, I., S. XXV, mit so schnöden Bemerkungen über Klopstock, wie sie ein deutscher Schriftsteller dieser Epigonenzeit über einen der Väter unserer Dichtung sich nicht erlauben sollte. In noch unwürdigerm Tone freilich spricht Danzel gelegentlich von dem Dichter des Messias, s. Lessing's Leben und Werke, I., 207. 437. 493.

dem Verfasser der Denkschrift nur Cavaliere Zutritt gehabt haben. In Karlsruhe sei überdieß diese Tafel im gleichen Zimmer mit der fürstlichen gewesen; wogegen in Rastadt Herrschaft und Cavaliere in zwei verschiedenen Zimmern gespeist haben. Dagegen nahm man den Kaffee gemeinschaftlich, und war wohl auch Abends zu Assemblee und Spiel wieder mit den Fürstlichkeiten zusammen. Das alles ist den Umständen und Zeitverhältnissen so durchaus angemessen, daß wir die Wahrheit dieser Darstellung nicht verkennen können, und die Entstehung jenes Gerüchts theils aus dem Bedürfniß, für Klopstocks schnelle Abreise einen Grund zu finden, theils aus dem eben damals aufkommenden Widerwillen gegen höfische Etikette erklären müssen.

Wie human und vorurtheilsfrei der Markgraf, bei aller unvermeidlichen Rücksicht auf Hofsitte, dennoch war, erhellt aus folgender Geschichte, die sich während und aus Anlaß von Klopstocks Anwesenheit zutrug. Daß der Dichter des Messias in Karlsruhe angekommen sei, vernahm unter andern auch der schwäbische Seume, der Literat Affsprung in Ulm. Rasch trat er die Wallfahrt an und legte die 18 Meilen zu Fuß zurück. Er war bezaubert von Klopstocks leutseligem, einfachem Wesen, und hochbeglückt, daß er die fünf Tage seines Aufenthalts alle Zeit, die der Dichter nicht am Hofe zubringen mußte, um ihn sein durfte. Den Markgrafen aber, der von der Sache hörte, erfreute der ehrliche Klopstocksenthusiasmus des Wanderers. Er ließ ihn zu sich rufen, und nachdem er sich äußerst gütig mit ihm unterhalten, sagte er ihm, wenn er auf den Abend das Hofconcert mitanhören wolle, so möge er kommen. Affsprung kommt, aber in der Kleidung, in der er seine Fußreise gemacht hatte. Das Concert beginnt, der Hof ist in Gala versammelt, Affsprung steht da. Bald sieht er sich von einem Hofmann in bedenklicher Weise fixirt und ist schon gefaßt, von diesem wegen seines unhochzeitlichen Gewandes vor die Thür gewiesen zu werden: da bemerkt der Markgraf, was sich vorbereitet. Schnell winkt er einem seiner Prinzen, der alsbald zu Affsprung tritt und ihn durch eine freundliche Ansprache ehrlich macht [1]).

1) Affsprung an Denis, Ulm, 15. November 1774. In Denis Literar. Nachlaß, II., 183 f. C. F. Cramer, Klopstock, in Fragmenten und Briefen von Tellow an Elisa, S. 193 f.

Auch Friedrich Heinrich Jacobi kam um jene Zeit nach Karlsruhe und fand sich von Klopstock in hohem Grade angezogen. „Dieser Klopstock", schrieb er unmittelbar nachher an Sophie von Laroche, „ist für mich ein Ideal echter menschlicher Größe". Von jeher, bemerkt er gegen Wieland, sei ihm Klopstock in seinen Schriften als ein wunderbarer Geist erschienen, den er gewünscht habe, einmal unmittelbar betrachten zu können. Nun habe er ihn gesehen, und in ihm einen Menschen erkannt, den er lieben und hochachten müsse. Auch Klopstock seinerseits gewann Jacobi lieb, begleitete ihn bei seiner Rückreise bis Mannheim, blieb hier noch sechs Tage mit ihm zusammen, und versprach, ihn im nächsten Frühjahre in Düsseldorf zu besuchen [1]).

In Goethes Dichtung und Wahrheit lesen wir, daß auch er auf jener Schweizerreise, die er in Gesellschaft der beiden Stolberge und ihres Begleiters, des Grafen Haugwitz, machte, nach Karlsruhe gekommen, und hier mit Klopstock, der ihn auf seiner Hinreise in Frankfurt besucht hatte, wieder zusammengetroffen sei. Er erzählt, wie Klopstock seine alte sittliche Herrschaft über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausgeübt, wie er selbst sich derselben willig unterworfen, und so, mit den andern nach Hof gekommen, sich für einen Neuling ganz leidlich möge betragen haben. Er spricht außerdem von einigen besondern Unterredungen mit Klopstock, welche, bei der Freundlichkeit, die dieser ihm erwiesen, auf seiner Seite Offenheit und Vertrauen erweckt und ihn veranlaßt haben, dem Altmeister die neuesten Scenen seines Faust mitzutheilen, die Klopstock wohl aufzunehmen geschienen [2]). Aber seltsam! um die Zeit, als Goethe auf seiner Schweizerreise nach Karlsruhe kam, ja schon, als er diese Reise antrat, war Klopstock längst wieder in Hamburg zurück. Bei seiner Zurückkunft fand er die Stolbergs noch in Hamburg, ehe sie sich nach Frankfurt aufmachten, wo sie dann Goethe zum Mitreisen bewogen. Und auf jener Rückreise nach Hamburg (auf die wir erst später zu reden kommen) war Klopstock am 30 März 1775 zum zweitenmal bei Goethe in Frankfurt gewesen. Am 29. April waren die Stolbergs noch immer nicht von Hamburg abgereist.

1) F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel, I., 203 f. 205 f. 211.

2) Goethe's Werke in 40 Bänden, XXII., 342 f.

Erst zu Ende des Mai kann Goethe mit ihnen nach Karlsruhe gekommen sein; am 4. Juni war er bei seiner Schwester in Emmendingen auf dem Wege nach Schaffhausen [1]). Es ist also Goethe wohl ohne Zweifel mit den Stolbergs am Hofe zu Karlsruhe gewesen, und es mögen sich die jungen Genies auch deßwegen so leidlich aufgeführt haben, weil ihnen die Stätte, wo noch kurz zuvor Klopstock geweilt hatte, heilig war, der also auch aus der Ferne seine sittliche Macht über sie ausübte: aber anwesend war er damals in Karlsruhe nicht. Ebenso können die vertraulichen Unterhaltungen mit Klopstock und die Mittheilung von Scenen aus Faust an denselben nicht in Karlsruhe, sondern müssen bei Klopstocks Durchreise durch Frankfurt stattgefunden haben. Und da Goethe in einem gleichzeitigen Briefe klagt, er habe Klopstock bei dessen Besuch auf der Rückreise, der Verwirrung wegen, in die ihn seine Liebe zu Lili damals gesetzt, nicht recht genießen können [2]), so ist es ohne Zweifel auf der Hinreise gewesen. Die Gedächtnißtäuschung ist groß, doch nicht die einzige in ihrer Art in Goethes Dichtung und Wahrheit, auch bei der Entfernung der Zeit und der Menge der dazwischenliegenden Erlebnisse keineswegs unbegreiflich.

Aber die beiden Weimarischen Prinzen, Karl August und Konstantin, mit ihrem Begleiter Knebel, die Goethe in Frankfurt kennen gelernt hatte, trafen, als sie zu Ende 1774 nach Karlsruhe kamen, Klopstock noch hier an. Den Prinzen Karl August fand

1) Diese Data sind zusammengestellt aus den Briefen von Johann Heinrich Voß, herausgegeben von Abr. Voß, I., 266—269. Briefe Goethe's an Herder, herausgegeben von H. Düntzer und F. G. Herder, S. 52. Goethe's und Knebels Briefwechsel, I., 7. In die Chronologie dieser Dinge hat Guhrauer, indem er sie zu berichtigen meinte, durch einen leichtsinnigen Griff noch mehr Verwirrung gebracht. Er setzt nämlich die ersten Briefe Goethe's an Knebel, und damit das erste Zusammentreffen beider Männer, statt, wie man bis dahin that, in den December, in den Februar des Jahres 1774 (S. 5, Anm.). Da nun aber Knebel, hienach am 13. Februar 1774, seiner Schwester die Weisung gibt, einen Brief für ihn unter der Adresse: An Herrn Legationsrath Klopstock in Karlsruhe, einzuschließen, so müßte dieser schon zu Anfang 1774 in Karlsruhe gewesen sein, wo er noch nicht einmal die Einladung dahin hatte. Und nun, wie meint man, daß sich das Räthsel löst? Das Wort Xbr. des Manuscripts, das offenbar December heißt, hat Guhrauer Februar gelesen!

2) Goethe's und Knebels Briefwechsel, I., 7.

allerdings auch Goethe im Sommer darauf in Karlsruhe; allein dieß war ein zweiter Besuch des Prinzen daselbst, der den Zweck hatte, sein Verlöbniß mit der Darmstädtischen Prinzessin Luise ins Reine zu bringen. Bei jenem erstern fanden der Markgraf und Knebel gegenseitig großes Behagen aneinander; über den Eindruck aber, den Klopstock auf ihn gemacht, schrieb Knebel an Goethe wie dieser bezeugt, „herrliche Worte", die uns leider verloren sind[1]). An Karl August und Luise nahm Klopstock einen Antheil, der sich anderthalb Jahre später in dem bekannten Ermahnungsbrief an Goethe seltsam genug äußerte.

Sollen wir nun des Nähern berichten, wie sich der Dichter des Messias in seiner neuen Stellung benommen, welche Figur er am Karlsruher Hofe gemacht habe, so scheint uns in der Denkschrift unseres Hofgelehrten eine reichhaltige Quelle zu fließen. Er beschreibt uns, wie Klopstock gekleidet und frisirt gewesen, schildert uns die genialische Unordnung seines Zimmers, zeigt uns die Umschläge von Goldpapier, in die seine schriftlichen Sachen gewickelt lagen, läßt uns zusehen, wie er unbaß am Ofen sitzend seine Pfeife raucht und ein Schälchen Thee mit Eigelb trinkt, verräth uns das Pflaster, das er aus einer wunderlichen Grille auf die Fußsohlen zu legen pflegte, gibt uns von seiner Unterhaltung, von seinen Liebhabereien, und besonders von seinen Schwachheiten ausführliche Nachricht. In dem allem ist gewiß viel Wahres, auch ist das Meiste mit dem, was wir sonsther von Klopstock wissen, wohl zu vereinigen: und dennoch, weil dem Verfasser die Fähigkeit oder der Wille fehlt, diesen Kleinigkeiten und wohl auch Kleinlichkeiten die Größe des Mannes als Folie unterzulegen, so gibt seine Schilderung für sich genommen von diesem einen ganz falschen Begriff. Er hat seinen Mann nicht blos mit den Augen des Kammerdieners, sondern, was schlimmer ist, mit denen des neidischen Höflings angesehen. Wir wollen uns über den Charakter des Verfassers an sich kein Urtheil erlauben, wir sprechen nur von dem Bilde, das seine Denkschrift uns gibt, die er vielleicht mehr im Sinne seiner Kaste, als aus seinem eigenen Herzen heraus geschrieben hat.

---

1) Goethe's Briefe an Knebel, I., 6. Mundt, Knebels Leben, vor dessen Nachlaß, I., S. XXV.

Gleich von vornherein ist er bitterböse auf den Kirchenrath Böckmann, dessen Betriebe er Klopstocks Berufung zuschreibt: oder vielmehr, er ist auf Böckmann schon deßwegen böse, weil der Auswärtige, der Lübecker, sich als deutscher Vorleser „bei Serenissimo insinuirt" hatte. Als deutscher Vorleser aus dem guten Grunde, weil er keine andern Sprachen verstanden habe; er, der Verfasser, und der markgräfliche Bibliothekar hätten wohl auch noch in andern Sprachen lesen können, doch haben sie das Fürstenvorleseramt für keine so wünschenswürdige Sache gehalten, um sich darum zu streiten. Nun kommt Klopstock und erhält für nichts und wieder nichts eine Besoldung von 8 — 900 Gulden; der Landesfürst zeichnet den Fremden vor den Einheimischen aus; Klopstock erweist dem Verfasser der Denkschrift nicht die Rücksichten, die dieser erwartete, hält sich für sich oder zu dem gleichfalls scheel angesehenen Böckmann; endlich reist er unversehens ab und wirft auf den Karlsruher Hof den Schein, als wäre da dem Dichter nicht nach Würden begegnet worden; ja hinterher heißt es gar noch, er habe sich durch die Verweisung an die Marschallstafel gekränkt gefühlt, dieselbe Tafel, an welcher als einzige bürgerliche Ausnahme sitzen zu dürfen, der Verfasser sich zur höchsten Ehre rechnet!

Hienach wird man alles begreifen, und nun dürfen wir auch getrost einige der Schilderungen unsers Gewährsmannes mittheilen, ohne Furcht, dadurch Klopstocks ehrwürdiges Bild zu entstellen, da der Leser nun das Licht hat, in welchem er dieselben betrachten muß. Ueberdies wird jeder Zug, den unser Ungenannter macht, uns deutlicher zeigen, welchen Zeichner wir vor uns haben, besonders wenn wir ihn selbst in seinem deutsch-französischen Hofjargon reden lassen. Und das soll er gleich bei der Schilderung von der äußern Erscheinung des Dichters. „Sein Aufzug", sagt er, „war sehr armselig, ein abgeschabtes braunes Röckchen, boutonné partout, zuweilen ein noch mehr abgetragenes rothes, und wenn er Gala machte, ein weißgraues mit goldenen Musquetaireborten; seine Peruque war alt und übel accommodirt, und immer war so was an seinem Anzuge, das man Mangel an Reinlichkeit nennen mußte." Hierüber wollen wir mit unserm Gewährsmanne nicht streiten, denn da ist er auf seinem Felde.

Von Klopstocks geselligem Benehmen berichtet Goethe, es sei ernst und abgemessen gewesen, ohne steif zu sein, seine Unterhal-

tung bestimmt und angenehm, seine Gegenwart habe etwas von der eines Diplomaten gehabt [1]). Auch Fr. H. Jakobi, bekanntlich selbst eine diplomatische Persönlichkeit, schildert ihn als einen feinen Weltmann, nur um so viel zu populär, als er selbst, Jacobi, es zu wenig sei [2]). Und wir begreifen diese Eigenschaften des Dichters, da wir wissen, daß er in Kopenhagen und zuletzt in Hamburg eine Reihe von Jahren in dem feinaristokratischen Hause des Grafen Bernstorff gelebt hatte. Nach dem Verfasser unserer Denkschrift wäre Klopstock im Gegentheil „faute d'éducation et faute d'usage du monde, ein hartnäckiger Rechthaber, ein grammatikalischer, immer auf einer Leier daherleiernder Demonstrator und Pedant", seine Unterhaltung unerträglich monoton und langweilig gewesen. Wobei übrigens unser Mann doch so billig ist, zu gestehen, am liebsten habe Klopstock gar nicht gesprochen, und mit ihm und seinesgleichen lieber Schach spielen als sich unterhalten wollen! Warum aber gewisse Leute dem Dichter Welt und Erziehung absprachen, sagt uns der Darmstädtische Prinzenlehrer Petersen, der sich seinerseits bei einem Besuch in Karlsruhe durch Klopstocks „Simplicität und Anmuth" im Umgang, sowie seine „durchdachten Kenntnisse und reifen Urtheile" entzückt fand. „Da er nicht kriecht", schreibt Petersen an Merck, „sich nicht so tief bückt, nicht jeden Augenblick mit dem Wort Durchlaucht um sich wirft, sondern öfters Sie zu sagen sich untersteht, so wird ihm von dem größten Theil der Hofleute die gute Lebensart abgesprochen [3])."

Von demselben Petersen wissen wir, welche Freude es Klopstock machte, in Karlsruhe mit dem ihm geistesverwandten Gluck zusammenzutreffen und von ihm und dessen Nichte mehrere seiner Dichtungen musikalisch vortragen zu hören. Vernehmen wir nun von unserm Denkschriftsteller das Nähere. „Während seines Hierseins", erzählt er, „erschien an einem schönen Morgen der Chevalier Gluck mit seiner Frau und Nièce; sie waren an mich von Rath Riedel aus Wien adressirt, und durch mich dem Hofe annoncirt. Zween Abende nacheinander regalirten sie den Hof,

---

1) Goethe's Werke in 40 Bänden, XXI., 228. XXII., 252.

2) F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel, I., 205.

3) Straßburg, 9. März 1775. Briefe an und von Joh. Heinr. Merck, herausgegeben von Karl Wagner, Darmstadt 1838, S. 50.

wo aber außer ein paar Cavalieren, Klopstocken und mir niemand admittirt wurde, mit ihrer göttlichen Musik. Der Alte sang und spielte recht con amore manche von ihm in Musik gesetzte Stelle aus der Messiade, die Frau accompagnirte ihn in ein paar andern Stückchen, und die liebenswürdige Nièce sang mehreremal das Liedchen (von Klopstock): »Ich bin ein deutsches Mädchen [1])«, bis zum Bezaubern; Klopstock stand immer in einer Ecke oder sammelte Weyhrauch, wovon er sehr karg an diese Leute was ausspendete; sie gingen mit fürstlichen reichen Präsenten begnadigt von uns nach Paris. Als sie nach Verlauf einiger Zeit von dort zurückkamen, lud sie, sowie sie ankamen, der Minister von Edelsheim zu sich zur Mittagstafel und ließ mir sagen, ich möchte auch kommen; ich konnte nicht eher erscheinen, als bis die Tafel beinahe zu Ende war; als ich kam, hieß mich der Minister zwischen der Mlle. Gluck und Herrn von M., dem jetzigen Hofmarschall, Platz nehmen. Sie kommen eben recht, sagte das holde Mädchen, und Sie sollen zwischen Herrn Klopstock und mir entscheiden. — Et de quoi s'agit-il? fragte ich. — Ob die französische Nation eine liebenswürdige Nation sei oder nicht; das letzte will Klopstock durchaus behaupten, und nicht nachgeben, ohngeachtet Herr von P. hier — er saß zu ihrer Rechten — und Herr von M. ihm widersprechen. — Et vous Mademoiselle? fragte ich. — Ach, ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie ich von ganz Paris, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, fetirt und mit Gnadenbezeugungen, Zuvorkommungen und Präsenten überhäuft worden bin. — Die Frage ist also entschieden, war meine Antwort; wer die Nation kennen gelernt hat, findet sie mit Ihnen und uns liebenswürdig, und das ist sie, malgré la haine du Nord; mag sie verachten, wer sie nicht kennt, er ist gestraft genug. — Das Mädchen stand auf, küßte mich auf beide Backen: lieber X., sagte sie, Sie sind mein Mann!; auf Klopstock warf sie einen Blick voll Mitleiden, alle applaudirten, und ich machte Klopstocken ein Schnipschen:

---

1) Mit Beziehung hierauf schrieb Gluck, als Nanette bald darnach gestorben war, am 10. Mai 1776 an Klopstock: „Ihr deutsches Mädchen, das auf Ihren Beifall, auf Ihre Freundschaft so stolz war, ist nicht mehr". S. Klopstocks sämmtliche Werke, erzängt in drei Bänden von H. Schmidlin, Stuttgart 1839, I., 347 f.

Apprenez, cher poète, sagte ich zu ihm, à mieux juger les nations et à faire le complaisant vis-à-vis le sexe. — O, das dachte ich wohl! war seine ganze Antwort, und er blieb hartnäckig nach wie vor.“ Also Klopstock hätte seine wohlerwogene und mit seiner ganzen Persönlichkeit und geschichtlichen Stellung verwachsene Ansicht von dem französischen Volkscharakter aufgeben sollen weil eine so eben aus Paris mit Präsenten und Huldigungen aller Art zurückkehrende Sängerin die Nation höchst liebenswürdig fand!

Ebenso lustig in ihrer Art ist eine andere Geschichte, die unsere Denkschrift aufbewahrt hat. Bekanntlich war der Dichter des Messias in allen Leibesübungen wohl erfahren, ein gewandter Reiter, Schlittschuhläufer uud Springer, dem auf seinen Spaziergängen nicht leicht ein Graben zu breit, ein Zaun oder eine Hecke zu hoch war. So ging er eines Tages von Rastadt aus nach der Tafel mit unserm Gewährsmann und einem Hofcavalier nach dem benachbarten Lustschlosse Favorite. Sie schlugen den Fußpfad ein, der sie an einen Graben führte. Ueber den Graben waren sonst Breter gelegt, jetzt fehlten sie; die Brücke lag in einiger Entfernung. „Ich springe hinüber“, sagte der Cavalier, der ebenfalls ein erprobter Springer war. „Wir springen Ihnen nach“, rief Klopstock. „N'en faisons rien, détournons nous et passons le pont“, ermahnte der Hofgelehrte. „Ei, warum das?“ fragte Klopstock. „Parceque nous risquons et nous donnerons un ridicule, si tant en est que nous échapperons sans nous casser une jambe ou sa cuisse.“ „Ach, man muß nicht so furchtsam sein“, ermuthigte der Dichter, „springen Sie immer voran, Herr von M.!“ Der Herr von M. sprang glücklich hinüber; doch das jenseitige Ufer war glatt und steil; er glitschte und versank bis über die Knie in den Schlamm des Grabens. Mühsam wand er sich heraus, „tout grotteux“, sagt unser Berichterstatter, „und seine weißen seidenen Strümpfe und seine zierlichen Beinkleider waren nicht nur etwa couleur de boue, sondern boue tout pure“. Nun bequemte sich Klopstock doch, über die Brücke zu gehen, man beschaute die zum Glück menschenleere Favorite, trat hierauf den Rückweg an; aber „um nicht das Spectakel der Stadt und des Hofes zu werden“, erzählt der Hofgelehrte, „mußten wir außer der Stadt verweilen, bis die

dickfinstere Nacht einbrach, und wir unter ihrer Hülle unbemerkt nach Hause schleichen und M. sich umkleiden konnte. Ich mache hier keine weitern Anmerkungen", setzt er hinzu, „sie ergeben sich wohl von selbst." Wir machen gleichfalls keine.

Die Vollendung des Messias im Jahre 1773 hatte dieses Gedicht damals in neuen Schwung gebracht. Schubart las es auf dem Concertsaale zu Augsburg vor einer zahlreichen Zuhörerschaft vor; auch in München hatte er während seines Aufenthalts daselbst für das Gedicht Propaganda gemacht. So äußerte nun eines Tages in der Fastenzeit 1775 der Kurfürst von Baiern, der gute Max Joseph, mit dem dritthalb Jahre später der bairische Zweig der Wittelsbacher abstarb, den Wunsch, sich aus dem Messias vorlesen zu lassen. Unerachtet zu diesem Zwecke die (allein vollständige) Octavausgabe ebenso dienlich gewesen wäre, so meinten doch die Hofleute, auch nur zum Vorlesen für einen so hohen Herrn wäre die (niemals vollendete) Kopenhagener Quartausgabe anständiger; aber die war im dortigen Buchhandel nicht zu haben. Also wandte sich der französische Legationssecretär in München an seinen Bekannten, den Verfasser unserer Denkschrift, mit der Anfrage, ob nicht, da jetzt der Dichter in Karlsruhe gegenwärtig sei, durch diesen ein Exemplar dieser hoffähigen Ausgabe zu bekommen sein möchte? Der Markgraf, wie er von der Sache hörte, war gleich bereit, das schönste Exemplar seiner Hofbibliothek dem Kurfürsten zu verehren, und unser Verfasser sollte es an den Legationssecretär schicken. Allein Klopstock wollte die Sache selbst in die Hand nehmen und von Hamburg aus ein Exemplar nach München schicken lassen. Der Hofgelehrte, der sich jenen Auftrag ungern entzogen sah, wandte die Gefahr des Verzuges ein: erhalte der Kurfürst das Buch nicht noch während der Fasten, so sei stark zu bezweifeln, ob er unter den Zerstreuungen der Osterzeit noch dazu kommen werde, sich daraus vorlesen zu lassen und für sein Seelenheil Nutzen zu ziehen. Auf den Markgrafen machte diese Bemerkung Eindruck; Klopstock, der ohne Zweifel dachte, wenn es solche Eile habe, thue es einstweilen die Octavausgabe auch, blieb auf seinem Sinne. Als später nach seiner Abreise eine ihm bestimmte goldene Medaille, im Werthe von 12 Dukaten, von München aus im Einschluß an den Verfasser der Denkschrift anlangte, und dieser für das ihm

entgangene Präsent gar noch Porto zu bezahlen hatte: da war für ihn die Habgier des Messiasdichters eine ausgemachte Sache.

Als bei der Berufung nach Karlsruhe Klopstock „einen unbeschränkten Aufenthalt“ verlangte, hatte ihm der Markgraf geantwortet, einen solchen „werde er bei ihm jederzeit haben“. Schon aus dem Beisatze, daß er ihn bei ihm haben solle, erhellt, daß die Meinung nicht war, er könne auch anderswo seinen Wohnsitz nehmen. Dem Markgrafen war es ja darum zu thun, „den Sänger der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande“, um seine Person zu haben. So hatte es auch Klopstock selbst verstanden; denn auf einer Mittheilung von ihm beruht es, wenn Voß einem Freunde berichtet, jener habe den Ruf des Markgrafen von Baden „mit dem Bedinge, daß er zuweilen seine Freunde besuchen dürfe, angenommen“ [1]). Er wollte also in seiner neuen Stellung nur dieselbe Freiheit haben, die er in Kopenhagen genossen hatte, von wo er auch oft Monate und halbe Jahre, einmal sogar Jahr und Tag, in Deutschland abwesend gewesen war. So hatte er nun gleich für den nächsten Mai im Sinne, erst in Düsseldorf den neugewonnenen Freund Jacobi zu besuchen, dann die alten Freunde in Hamburg wiederzusehen. Wie lange er dazubleiben, wie früh oder spät auf seinen Posten zurückzukehren gedachte, bleibt dunkel. Dem Erfolge nach aber scheint es, die Erfahrungen des Winters haben ihn auf den Gedanken gebracht, sein Verhältniß allmählich in der Art umzukehren, daß er, in Hamburg wohnhaft, nur besuchsweise zuweilen ins Badische käme. Nun traf im März unvermuthet sein Bruder Karl Christoph, der seit 1766 dänischer Legationssecretär in Madrid gewesen war (er kam später in gleicher Eigenschaft nach dem Haag) in Rastadt ein, und dieß bewog den Dichter, die Reise nach Hamburg, die er im Mai ohnehin, aber allein, gemacht haben würde, nun lieber in Begleitung seines Bruders etwas früher anzutreten.

Freilich war die Art, wie er sich verabschiedete, etwas sonderbar. Er verabschiedete sich nämlich gar nicht. Der Bruder war freundlich bei Hofe empfangen worden, hatte gleichfalls an der Marschallstafel gespeist; nach der Abendtafel waren beide

---

1) Voß an Brückner, Göttingen, 15. August 1774. Briefe von Joh. Heinr. Voß, I., 173.

Brüder noch mit dem markgräflichen Leibmedicus Dr. Leuchsenring [1]), dem Verfasser der Denkschrift und dem Hofcavalier, der beim Sprung über den Graben so übel weggekommen war, auf dem Zimmer des Dichters in munterm Gespräch bis tief in die Nacht beisammen; man gedachte sich am andern Morgen beim Frühstück wiederzusehen, wo die Flasche echten spanischen Weins genossen werden sollte, die der Legationssecretär sich anheischig gemacht hatte, zum besten zu geben, und die der Hofcavalier, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, bereits „in Gedanken savourirte". Aber am andern Morgen überraschte sie die Nachricht, daß die Brüder schon vor 7 Uhr weggefahren seien. Vor Tafel, da sie noch nicht wiedererschienen waren, fragte der Markgraf mit besorgter Miene bei allen Hofleuten herum, ob keiner etwas von Klopstock wisse? ob ihm vielleicht etwas Unangenehmes begegnet, etwa jemand grob gegen ihn gewesen sei? und die Versicherungen des Gegentheils, die er erhielt, schienen ihn so wenig zu beruhigen, als der Scherz des Hofgelehrten über das ihnen entgangene Frühstück zu ergetzen. Der Tag verging, die Klopstocks kamen nicht. Des andern Morgens verlautete, sie seien in Karlsruhe gewesen. Man schrieb dahin und erfuhr, daß sie an Klopstocks Quartier im Böckmann'schen Hause vorgefahren, ausgestiegen und, nachdem sie etliche Sachen zu sich in den Wagen genommen, wieder abgefahren seien; Böckmann hatte gemeint, nach Rastadt zurück. Später erfuhr man denn, daß sie durch Frankfurt gekommen seien (30. März). Endlich nach drei Wochen lief ein kurzes Schreiben des Dichters ein: er habe sich bereden lassen, mit seinem Bruder nach Hamburg zurückzureisen; Abschied zu nehmen, würde ihm zu empfindlich gefallen sein. Daß Klopstock den Abschied in der Regel zu umgehen suchte, wissen wir auch sonst. Das Abschiednehmen ist ein abgeschmacktes Ding, pflegte er zu sagen, oder auch, was in seinem Munde dasselbe bedeutete: das Abschiednehmen hat Gottsched erfunden [2]). Der Hof-

---

1) Dem ältern Bruder des aus Goethe's Leben bekannten. S. Briefe an Joh. Heinr. Merck, herausgegeben von Karl Wagner, Darmstadt 1835, S. 16. Briefe an und von J. H. Merck, 1838, S. 22, Anm. **).

2) C. F. Cramer, Klopstock, Er und über ihn, III., 445 ff. Tellow, S. 476 f. Anm. Böttiger, im Taschenbuch Minerva, Jahrg. 1814, S. 352. Matthisson's Erinnerungen, I., 302.

apotheker in Karlsruhe meinte aber doch, bei ihm wenigstens hätte der „Herr Hofrath Klopfstock“ das Abschiednehmen nicht vergessen sollen [1]).

Nun war dieser Abschied von Karlsruhe wohl auch jetzt noch nicht gerade auf immer gemeint. Klopstock ließ seinen Wein und etliche Möbeln im Böckmann'schen Hause stehen, obwohl er seine Zimmer von Ostern an aufgab. Aus einem Briefe Bodes an Böckmann vom Sommer 1777 sehen wir, daß Klopstock das Jahr vorher eine Reise nach Karlsruhe im Sinne gehabt hatte, die aber nicht zu Stande kam. Indessen versichert er Böckmann, es sei ihm ein Vergnügen, sich oft an Karlsruhe zu erinnern, und beruft sich dafür auf das Zeugniß seiner Freunde. Angelegentlich erkundigt er sich wiederholt nach dem Befinden der Mitglieder des markgräflichen Hauses [2]). Des Markgrafen vor allen gedachte er mit Liebe und Hochachtung, und machte ihn gern zum Gegenstand seiner Gespräche. Er dünke sich nicht ein höheres Wesen wie die meisten seiner Collegen; er wäre als Privatmann werth, ein Fürst zu sein. Seine redliche Sorge für das Wohl der Unterthanen, seine seltene, fast ängstliche Wahrhaftigkeit, seine Unzugänglichkeit für Schmeichelei wußte Klopstock zu rühmen. „Ich versichere Sie“, pflegte er wohl zu sagen, und sagte damit in der That mehr als es scheint, „der Markgraf von Baden ist ein Mann, mit dem man etwas sprechen kann [3])“.

Auch einzelner anderer Männer, wie des Bibliothekars Molter [4]) und vorzüglich des trefflichen Geheimenraths von Edelsheim, gedachte Klopstock mit Anhänglichkeit, und mit Böckmann blieb er schon dadurch in Verbindung, daß er diesem den Auftrag gegeben hatte, seine Naturalbesoldung für ihn zu Gelde zu machen. Aber im Ganzen scheint doch ein Kreis, wie Klopstock ihn wünschte und in Hamburg sich schon gebildet hatte, ihm in Karlsruhe gefehlt

---

1) S. Beilage 4.. (Aus dem badischen Landesarchiv.)

2) Aus handschriftlichen Briefen im Besitz des Herrn Dr. Emil Böckmann in Heidelberg, Beilage 5. 6. 7.

3) C. F. Cramer, Tellow, S. 191.

4) „Ein guter Kopf in Karlsruh, mit dem Klopstock stark umgeht, ist der Bibliothekar Herr Hofrath Molter“, schrieb am 9. März 1775 Petersen an Merck, Briefe, 1838, S. 51.

zu haben, und wenn die Hofleute in ihrer Mehrzahl dem Verfasser der vielangeführten Denkschrift glichen, so ist wohl zu begreifen, daß der Dichter sich unter ihnen nicht heimisch fühlen konnte. Mochte er daher vielleicht auch Anfangs im Sinne haben, einmal wieder eine Zeit lang nach Karlsruhe zu gehen: je mehr er, nach Hamburg zurückgekehrt, sich wieder in seine dortigen Verhältnisse einlebte, desto mehr verging ihm die Lust dazu. Sonderbar! auch Goethe war später in Weimar einigemal nahe daran, auf- und davonzugehen; auch ihm machte höfischer Neid seinen Aufenthalt bisweilen peinlich: und doch blieb er. Wir kennen verschiedene Fäden, die ihn hielten; der stärkste war aber doch immer das Verhältniß zu seinem fürstlichen Freunde. In Gefühlen und Ansichten, Bestrebungen und Lebensgewohnheiten fanden sich beide unzertrennlich verwachsen. Ein Verhältniß dieser Art nun fand zwischen Klopstock und dem Markgrafen nicht statt. Bei all seiner Gediegenheit als Mensch und als Landesvater war doch Karl Friedrich keine poetische Natur wie Karl August. Freilich auch Klopstock nicht der frische, bewegliche, der lebendigen Wirklichkeit geöffnete und sich bequemende Goethe. Dazu kam, daß Goethe als Sechsundzwanzigjähriger einem achtzehnjährigen Prinzen zur Seite trat; während Klopstock als Funfziger an den Hof eines Fürsten sich berufen sah, der schon 28 Jahre regiert hatte. Und, daß wir nichts verschweigen: ganz Unrecht hat der Verfasser der Denkschrift nicht, wenn er sagt, Klopstock hätte in seiner Klause zu Hamburg unter seinen Speichelleckern bleiben sollen. Ein Kreis von Verehrern und mehr noch von Verehrerinnen daselbst hatte bereits angefangen, den Dichter zu verhätscheln.

Während nun aber die Leute von der Art unsers Denkschriftstellers, welche den Dichter, so lange er da war, über alle Berge gewünscht hatten, jetzt ihm sein „schändliches Weggehen“ zum Verbrechen machten, blieb ihm der edle Karl Friedrich mit unverminderter Huld zugethan. Nicht nur, daß er dem Abgegangenen sein Gehalt weder entzog noch schmälerte. Er ließ ihn, wenn sich Gelegenheit bot, seiner fortdauernden Gewogenheit versichern [1]). Auch Klopstock seinerseits rief sich dem Markgrafen von Zeit zu Zeit ins Andenken zurück. In einer Ode: Fürstenlob, aus dem Jahre

1) S. den oben angeführten Brief von Bode an Böckmann, Beilage 7.

1775, die mithin freilich auch noch in Baden selbst gedichtet sein könnte, gedenkt er seiner mit der Wendung, die schmeichelnden Dichter, welche durch Vergötterung unwürdiger Fürsten die Dichtkunst entweiht haben, tragen die Schuld, daß, sagt er,

> . . . . daß ich mit zitternder Hand
> Die Saite von Daniens Friedrich rührte,
> Sie werde von Badens Friedrich rühren
> Mit zitternder Hand.

Als er sich im Sommer 1776 bewogen fand, das schon erwähnte Ermahnungsschreiben an Goethe wegen seiner und des Herzogs Lebensweise zu erlassen, theilte er es, sammt Goethe's Antwort und seinem Schlußworte, dem Markgrafen unter dem Siegel des Geheimnisses mit [1]). Gewisse Leute verdachten es ihm aber sehr, daß er nicht mit einem eigentlichen Lobgedichte sich einstellte. „Klopstocks Empfindlichkeit muß groß sein, spottet der Verfasser der Denkschrift, denn vor lauter Gefühl für den Fürsten, das Land, seinen Hof und uns alle schweigt seine Muse noch immer, und die Ode: Badens Fürst oder Karlsruhe, muß einst schön werden, zumal wenn der gute rothe markgräfler Wein, den ihm der Fürst statt Besoldungswein zapfen ließ, einmal recht wirken wird." Im Jahre 1784 widmete Klopstock sein Bardiet: Hermann und die Fürsten, „dem fürstlichen Weisen, Karl Friedrich, Markgrafen von Baden, der, nach vielen andern landesväterlichen Thaten, vor Kurzem auch die Leibeigenschaft aufgehoben hat". Im Herbst 1786 machte der Markgraf mit zweien seiner Prinzen und dem Herrn von Edelsheim von Pyrmont aus einen Ausflug nach Hamburg, wo sie Klopstock besuchten, der seinerseits nicht mehr nach Süddeutschland kam.

Sechszehn Jahre vergehen von da an, daß wir von dem Verkehr Klopstocks mit dem badischen Hofe nichts mehr erfahren. Es war die Zeit, während welcher durch die Französische Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Erschütterungen so manche Bande gelockert wurden. Auch Karl Friedrich war in die Bewegung hineingezogen worden, aus der er mit vermehrtem Länderbesitz hervorging. Seine Enkelin, 1793 dem Großfürsten Alexander vermählt, theilte jetzt mit diesem den russischen Kaiserthron.

---

1) Klopstock an Böckmann, Beilage 6.

Für Alexander war Klopstock, nach dessen ersten Regentenhandlungen, von einer ungemeinen Begeisterung ergriffen worden. Er sah in ihm den Fürsten des Friedens und der Menschlichkeit, und alle jene Ideale, deren Verwirklichung er von der Französischen Revolution vergebens gehofft hatte, erwartete er nun durch den jungen russischen Selbstherrscher ins Leben eingeführt zu sehen. In einer Ode hatte er ihn als denjenigen besungen, welcher den durch den macedonischen Eroberer geschändeten Namen Alexander wieder zu Ehren bringen werde. Es war des Dichters letzte Täuschung; die Enttäuschung zu erleben, blieb ihm erspart. Seine Kräfte schwanden, er ging seiner Auflösung entgegen. Die Durchreise einer badischen Prinzessin durch Hamburg (vielleicht der Erbprinzessin auf der Rückkehr aus Schweden, wo ein Unfall ihr den Gemahl geraubt hatte) gab ihm Anlaß, noch einmal an den Markgrafen zu schreiben.

„Ich bin“, schrieb er demselben am 10. November 1802, „seit dem Anfange des Mais bald krank bald kränklich gewesen, kurz, ich merke, daß ich das letzte Jahr vor dem achtzigsten erreicht habe. Dieß mein Befinden hat denn leider gemacht, daß ich die vortreffliche Tochter von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht nicht gesehen habe. Aber meine Frau [1]) hat Sie gesehen, und gegen diese hat Sie sich so liebenswürdig betragen, daß ich mein Nichtsehen beinahe vergessen konnte. Ich bin so glücklich gewesen, veranlassen zu können, daß der Kaiser von Rußland, den ich liebe, mir für die Ode (die ich beilege) kein Geschenk gemacht hat, wie verschiedene Gelehrte und Künstler von ihm erhalten haben. Denn Er hat gesehn, daß jene Ode solche Absichten nicht hatte, sondern daß sie allein durch liebende Verehrung entstanden war. Vor einiger Zeit besuchte mich der russische Oberkammerherr, und es war mir kein kleines Vergnügen, daß er die eben angekommenen, sehr getroffenen Gipsabbildungen des Kaisers und Seiner Gemahlin bei mir fand, und ich nun so gute Gelegenheit hatte, von Ihm und von Ihr recht nach Herzenslust zu sprechen.“

Sofort legt Klopstock dem Markgrafen seinen Wunsch, durch

---

1) Klopstocks zweite Frau, Johanna Elisabeth, geb. Dimpfel, verwitwete von Winthem, eine Nichte seiner 1758 verstorbenen Meta, mit der er sich noch in hohem Alter, 1791, verheirathet hatte.

Vermittelung des russischen Gesandten griechische Manuscripte „aus der großsultanischen Polterkammer" zu bekommen, ans Herz, wobei er auch eines gescheiterten Versuchs, durch Fürsprache von Wien aus etwas von den herculanischen Handschriften zu erhalten, Erwähnung thut, und fährt dann fort: „Ew. Durchlaucht vermuthen gewiß von mir, ohne daß ich es Ihnen sage, daß mir Ihr weises Betragen bei Ihren Besitznehmungen nicht wenig Freude mache; aber erlauben Sie mir gleichwohl, daß ich es Ihnen sage. — Mein vortrefflicher Arzt, der zugleich mein Freund ist [1]), besucht mich seit dem Anfang des Mais beinah alle Tage; allein wegen der hiesigen Theurung fast aller Sachen, die schon lange gedauert hat und noch fortdauert, bin ich nicht im Stande, mich gegen ihn, der es doch bedarf, erkenntlich zu bezeigen. Dieß drückt mich; aber nach meiner Denkart drückt es mich auch, gegen Ew. Durchlaucht hievon Erwähnung zu thun. Ich überlasse mich indeß mit Ruhe Ihrer edeln Art zu verfahren. Ew. Durchlaucht wissen, mit welcher Verehrung und Liebe ich immer war und sein werde — Der Ihrige, Klopstock [2])."

Der Markgraf antwortete am 18. December freundlich theilnehmend; in der Handschriftensache bedauerte er, nichts thun zu können; für den Arzt aber fügte er 10 Louisd'or bei. Ein Vierteljahr nachher gab Klopstocks Bruder Victor Ludwig, der mit dem Titel eines badischen Commerzienraths als Herausgeber der hamburgischen Adreß-Comptoir-Nachrichten in Hamburg lebte, dem Markgrafen Nachricht von dem am 14. März 1803 erfolgten Ableben des Dichters. Er hatte noch selbst dem gütigen Fürsten danken wollen; aber seine rasch zunehmende Schwäche hatte es verhindert. „In seiner Krankheit", schreibt der Bruder an den Markgrafen, „hatte er eine sehr heitere und frohe Stunde: diese war, wie ihm einer seiner Freunde Ew. Durchlaucht Erklärung: Meine Antwort auf die Danksagung des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft, 1783 [3]), brachte. Er kannte sie noch nicht; Thränen der

1) Als Klopstocks Aerzte, die zugleich seine Freunde waren, nennt F. J. L. Meyer (Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, V., 129) Heise und Reimarus. Wahrscheinlich ist oben der erstere gemeint.

2) Aus dem badischen Landesarchiv. Unsers Wissens bis jetzt nirgends gedruckt.

3) S. das Actenstück bei von Drais, II., 146—152.

Freude, der innigsten Rührung über dieses Denkmal des vortrefflichsten Fürsten Deutschlands rolleten auf des Greises Wangen herab. Er ließ mich mit Eile holen, empfahl mir die Bekanntmachung in meinem Intelligenzblatt, und freute sich, sie darin zu lesen. Welche frohe Augenblicke es ihm machte, das Blatt seinen Freunden zu geben und von dem vortrefflichen Fürsten mit solchen zu sprechen, davon bin ich oft Zeuge gewesen. Wie es bekannt wurde, daß Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht Staaten mit so vielen tausend Menschen vergrößert worden, so belebte ihn der Gedanke, daß so viele Menschen glücklicher würden, mit der lebhaftesten Freude." Das hiedurch aufgefrischte Bild seines fürstlichen Wohlthäters war in die Träume des sterbenden Dichters übergegangen. Einmal, beim Erwachen aus einem erquickenden Schlummer, erzählte er, den Markgrafen von Baden in einem Schloßsaale von unermeßlichem Raume gesehen zu haben [1].

Karl Friedrich ließ die Todesanzeige nicht unbeantwortet. „Sie werden", schrieb er am 25. März dem Commerzienrath, „nach meiner, Ihrem seligen Bruder gewidmeten Freundschaft und Wohlwollen ermessen, welches aufrichtige Beileid Ihre mir unter dem 15. März d. J. gemachte Anzeige seines Ablebens in mir erregte. Immer wird mir dessen Andenken schätzbar sein [2])". Ueberschwenglich klingt das nicht: so wenig als Klopstocks Wort über den Markgrafen, er sei ein Mann, mit dem sich etwas sprechen lasse, so geklungen hatte. Beide Männer waren sich menschlich nahe gekommen, und da ist Schätzung, wenn sie bleibt, mehr werth als Bewunderung. Friedrich der Große, nachdem er seinen Voltaire eine Zeit lang bei sich gehabt hatte, fuhr wohl fort, ihn zu bewundern, aber schätzbar kann ihm der Mann nicht geblieben sein.

1) F. J. L. Meyer, a. a. O., S. 134.

2) Die Briefe, gleichfalls ungedruckt, aus dem badischen Landesarchiv.

Beilagen.

1.

Carl Friedrich von Gottes Gnaden ꝛc. ꝛc.
Unsern Gruß, Edle, Hochgelehrte, Liebe, Getreue!

Wir haben gnädigst beschlossen, den Königl. Dän. Legationsrath Friedr. Gottlieb Klopstock unter dem Hofraths-Charakter und Rang, und mit nachstehender, vom 23. d. laufenden Monats und Jahres anfangenden Besoldung, als:

in Geld . . . . 528 fl.
Dinkel . . . . 24 Malter
Roggen . . . . 12 „
Gerste . . . . 3 „
Wein . . . . 20 Ohm erster Classe,

in unsere Dienste zu nehmen, und eröfnen Euch solches zur Verfügung dieser Besoldungs-Abgabe in jenen Fürstlichen Gnaden, womit Wir Euch stets gewogen verbleiben.

Gegeben Carlsruhe, den 3. Oktober 1774.

v. Zahn. C. F. M. z. Baden.
ad cameram. vdt. Meier.

Zum Vollzug des Ob. an die Landschreiberei Carlsruhe und die Amtskellerei Durlach. 7. Okt. 1774.

2.

Carl Friedrich ꝛc.

Da Wir Uns entschlossen haben, Unserem Hofrath Klopstock die wegen seiner Anhero Reise gehabte Unkosten mit vierzig

neuen Louisd'ors vergüten zu lassen, so habt Ihr die Behörde zu deren Auszahlung anzuweisen. Inmasen Wir Uns versehen und Euch in Gnaden gewogen bleiben.

Gegeben Carlsruhe, den 28. November 1774.

v. Zahn. C. F. M. z. Baden.
ad cameram. vdt. Meier.

3.

Extractus fürstl. Rent-Kammer-Protocolli d. d. 30. Dec. 1774. Gratialia. — Ist eine mündliche Anzeige praesidii ill: daß Serenissimus dem Hoffrath Klopstock dahier 5 Ohm 1766r Wein Sulzburger Gewächß als ein Present gnädigst zugedacht haben.

Conclusum:

fiat decretum in deßen Gemäsheit an die Burgvogtey Badenweiler 2c.

4.

Unterthänigstes Promemoria.

Da der Hr. Hofrath Klopstock von hier abgereiset, ohne vorhero diejenigen Medicamenta, welche Er aus fürstl. Hof-Apotheke empfangen, schuldiger masen abzurichten, so wolte demnach hochfürstl. Rent-Camer-Collegium unterthänigst bitten, diesen Betrag mit 7 fl. 8 xrn., wie beiliegender specificierter Conto ausweiset, ihme an seiner Besoldung abziehn und der Hofapotheke belüffern zu lassen.

Carlsruhe, 19. Dec. 1775. Baer.

Herr Hoffrath Klopstock beliebe für erhaltene Medicamenta folgendes:

1774.

Nov.	27.	8 Doses Pulver	16.
		Brechsafft	10.
Dec.	10.	8 Doses Pulver. d. 19. 25. repet. à 16 xr.	48.
	12.	Pulver und Species zur Tisane	52.
	22.	3 Doses Pulver und Laxiertrank	46.

1775.

Jan. 2.	8 Doses Pulver d. 10. 19. 27. repet. à 16 xr.	1 fl.	4
	Sachen zum Alant Wein d. 10. 20. repet.		36
6.	Pflaster.		18
25.	China Pulver	2 fl.	
Feb. 2.	Sachen zum Alant Wein . . .		12
Mart. 11.	Beymenthen und Rhabarbara . .		6
	Summa	7 fl.	8

pr. fürstl. Hoffapotheke.
Baer.

Verfügung auf den Antrag des Hofapothekers Bär auf Abzug von 7 fl. 8 an Klopstocks Besoldung zu Deckung einer unbezahlt gebliebenen Arzneirechnung: er habe sich an Kirchenrath Böckmann zu wenden, an den die Besoldung bezalt werde.

22. Dec. 1775.

5.

Klopstock an den Kirchenrath Böckmann in Karsruhe.

Hamburg den 14. October 1775.

Ich hab es so lange ausgesezt, Ihnen, mein Werthester, zu schreiben, weil ich Ihnen gern etwas Entschiednes über meine Verrichtungen in Münster schreiben wolte[1]; aber das kan ich auch iezo noch nicht. Dieß ist auch die Ursache, warum ich dem Herrn Geh.-Rath Edelsheim bisher nicht geschrieben habe. Ich bitte Ihm dieses, in meinem Namen, nebst meiner sehr freundschaftlichen Empfehlung, zu sagen. — Ich glaubte Ihnen geschrieben zu haben, daß Sie die Bezahlung für meine Zimmer in Ihrem Hause bis Ostern abziehen möchten. Ich muß es also wol nicht geschrieben

1) Am 8. September 1775 hatte Boie von Göttingen aus an Merck geschrieben (Briefe an Merck, herausgegeben von Karl Wagner, 1835, S. 72): „Klopstock geht nächstens nach Münster zu dem Herrn von Fürstenberg" (dem reformirenden Minister, mit dem auch F. H. Jacobi befreundet war).

haben. Denn sonst würden Sie nicht, wie Sie mir schreiben, zu meinem Vortheile einen Miethsmann nach Ostern eingenommen haben. Denn meine Meinung konnte ja wol nicht sein die Zimmer, auch in meiner Abwesenheit, zu behalten. Meine paar Tische bitte ich in Ihrem Hause, wohin Sie wollen, zu setzen, und den Wein in Ihrem Keller zu behalten. Für beides bezahl ich was Sie dafür verlangen werden. — Schreiben Sie mir ein wenig umständlich, was Sie insgesammt, besonders die Frau Markgräfin (denn Ihrenthalben bin ich besorgt) machen. Es ist mir ein wahres Vernügen, mich Carlsruhe oft zu erinnern. Wenn Sie bey uns wären, so würden Ihnen meine hiesigen Freunde davon zu sagen wissen. Der Herzog von Weimar wird iezo bei Ihnen seyn. Vielleicht ist das Beylager schon gewesen. Ich bitte Edelsheimen, mich Ihm und seiner Braut oder Gemalin recht sehr zu empfehlen. Andre Empfehlungen trag ich nicht auf. Denn ich werde bald selbst schreiben. Unterdeß der Herzog und Luise könnten fort seyn eh meine Briefe ankommen. — Die Reise in die Schweiz möchte ich mit gethan haben. Was hat Lavater für Wunder vor Ihnen gethan? Warum hat er denn, was so sehr das Gegentheil von einem Wunder ist, zugelassen, daß der Markgraf so unrichtig gezeichnet vor sein Werk gekommen ist? Es ist was recht Dummes (ich drücke mich nicht zu stark aus), daß der Fürst, dem die Physiognomik zugeeignet ist, so vor derselben erscheint. Kurz, ich wurde . . . [unleserlich] als ich es sah. Schreiben Sie mir bald.

Ich bin

Der Ihrige

Klopstock.

6.

Klopstock an Böckmann.

Hamburg den 21. August 1776.

Beygelegte Briefe [1]) bitte ich dem Herrn Markgrafen in meinem Namen zu übergeben. Ich glaube dem Herzoge die Schonung

1) Ohne Zweifel die bekannte Correspondenz mit Goethe vom Mai 1776 wegen des genialen Treibens am Weimarschen Hofe.

schuldig zu seyn, daß sie geheim gehalten werden. — Ich mußte allerdings fürchten, daß Ihnen meine Aufträge, meine Pension zu heben und sie mir zu überschicken, beschwerlich würden. Denn Sie schrieben mir einmal, daß Geld für mich bereit läge, das ich sogleich heben lassen könnte; ich bat mirs aber erst etliche Wochen hernach aus; und Sie schickten es mir gleichwol erst ziemlich lange Zeit nach meiner Bitte. Hatte ich also in meiner Besorgung wol Unrecht? Ob sie völlig ungegründet sei, können Sie mir iezo zeigen. Ich ersuche Sie nämlich, meine Naturalien, sogleich nach Empfang dieses, zu Gelde zu machen, und dabey gar nicht auf einen mir vortheilhaften Preis zu sehen, sondern sie für den zu verkaufen, den sie iezt haben. Ich habe Sie, mich deucht, schon einmal gebeten, beym Verkaufe nicht auf den Preis zu sehen. Fahren Sie also nicht fort, wider meine ausdrückliche Erklärung über die Sache, zu meinem Vortheile zu handeln.

Wenn Sie einmal bey Laune wären, mir etwas umständlicher über die Schweizer Reise, die Sie mit dem Markgrafen gethan haben, zu schreiben, so würd ichs mit Vergnügen lesen. Der Geh. Rath Edelsheim ist wol noch nicht wieder zurückgekommen; sonst empfehlen Sie mich ihm auf das Freundschaftlichste. Was macht unser lieber Molter? Könnte ich nur so viel Briefe schreiben als ich schreiben möchte. Bringen Sie den faulen Mann doch dahin, daß er mir seine Fragmente der italienischen Uebersetzung des Messias schicke. Ich bekomme nun bald eine von den ersten vier Gesängen, auch in Versen. Ich möchte sie gern mit Molters seiner vergleichen. — Durch Edelsheim weiß ich, daß die Erbprinzessin wol ist, und das freut mich von Herzen. Schreiben Sie mir doch von der Fortdauer des Wohlseyns. —

Schreiben die Hofdamen in Ihrem physikalischen Collegio auch hübsch nach?

Meinen besten Gruß . . .

Klopstock.

7.

Bode an Böckmann.

Borstel 22. Juni 1777.

. . . Dem Befehle Ihres vortreflichsten Fürsten gemäß habe ich bey meiner Zuhausekunft Klopstock dessen huldreiches Andenken vermeldet. Klopstock war wahrhaftig darüber gerührt, aber von der Reise, die er, wie er mir sagte, schon im vorigen Jahr zu Ihnen thun wollte, seh' ich, ist nichts geworden. Es gebühret mir nicht, die Ursachen zu untersuchen, aber ich habe Klopstock vor einigen Wochen gesehen, und er befindet sich sehr wohl und nimmt an Körper zu . . . . .



